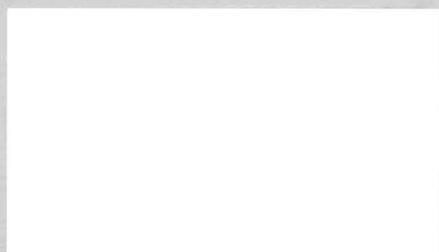


HEIMATBUCH
DES
LANDKREISES
ST. WENDEL



X. AUSGABE
1963/1964

HEIMATBUCH
DES LANDKREISES ST. WENDEL

X. AUSGABE 1963/64

EIN VOLKSBUCH
FÜR HEIMAT- UND VOLKSKUNDE
NATURSCHUTZ
UND DENKMALSPFLEGE

Herausgegeben vom Landrat des Landkreises St. Wendel

Redaktion: Hans Klaus Schmitt, St. Wendel
Buchgestaltung und Druck: St. Wendeler Buchdruckerei und Verlag, St. Wendel

Nachdruck und Übersetzung, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung
des Herausgebers gestattet.

VORWORT

Eine neue Ausgabe des Heimatbuches für den Kreis St. Wendel liegt vor uns. Es ist die zehnte in ununterbrochener Folge. Besondere Freude schwingt darum mit, wenn wir das Buch zur Hand nehmen.

Aus Anlaß dieses bescheidenen Jubiläums wurde ein neues Format gewählt. Das Heimatbuch ist dadurch schon äußerlich von einem Büchlein zu einem Buch geworden. Es ist jetzt schöner und ansprechender. Die neue äußere Form wird der Bedeutung besser gerecht, die dem Heimatbuch seit langem zukommt.

Ein herzliches Wort des Dankes gilt den vielen Mitarbeitern, die durch ihre Beiträge die Herausgabe des Heimatbuches für den Kreis St. Wendel ermöglicht haben. Besonderen Dank darf ich hierbei Herrn Hans Klaus Schmitt sagen, der seit Jahren für die Redaktion verantwortlich zeichnet.

Die Reihe der Heimatbücher des Kreises St. Wendel soll auch in den kommenden Jahren fortgesetzt werden. Weitere Mitarbeiter müssen deshalb gewonnen werden. An die Leser und Freunde des Heimatbuches des Kreises St. Wendel richte ich daher die herzliche Bitte um Mitarbeit bei der Gestaltung der nächsten Ausgaben.

St. Wendel, den 2. November 1964

Der Landrat des Kreises St. Wendel

Zeyer

DAS HEIMATBUCH ENTHÄLT

Vorwort	Landrat Werner Zeyer	5
Herbstmorgen im Buchenwald		8
Kardinal Nicolaus Cusanus und St. Wendelin	P. Dr. Alois Selzer	9
Gedanken zu einem Wendelinus-Tafelbild um 1520		
Heimatsforscher Karl Schwingel †	Hans Klaus Schmitt	15
Der „Graue Dorn“ bei Baltersweiler	Peter Gärtner	16
Eine heimatkundliche Skizze		
Die Burg von Sötern	Kurt Hoppstädter	24
Besuch des Schwedenkönigs in Wolfersweiler	Emil Ludwig Seibert	28
Volkssage und Wirklichkeit		
Vom alten Bauernrecht		
Weistum des „Königreichs“ im Ostertal	Hans Klaus Schmitt	30
Zur Geschichte des „Königreichs“ und des		
Königreicherhofes im Ostertal	Albert Zink	34
Julius Bettingen, ein Historiker		
des St. Wendeler Landes	Hans Klaus Schmitt	40
Stille Stunde am Feldrain (Gedicht)	Rudolf Just	43
Ein Plan des St. Wendeler Schloßgeländes		
aus dem Jahre 1774	Hans Klaus Schmitt	44
Zugleich ein Beitrag zur St. Wendeler Familienkunde		
Heimat, wir sind alle dein (Gedicht)	Hans Heinrich Ehrler	50
Das Ostertal. Zur wirtschaftsgeschichtlichen		
Entwicklung einer Tallandschaft	Paul Krämer	51
Eine Beschreibung des Mithrasdenkmals und		
anderer „Antiquitäten“ bei und in Schwarz-		
erden aus dem Jahre 1766	D. Hinkelmann	72
Das Mithrasdenkmal bei Schwarzerden. Seine		
Erhaltung ein Sorgenkind des alten Kreises		
St. Wendel	D. Hinkelmann	77
Die Achatschleiferei der Familie Schley		
in Nohfelden	Manfred Müller	79
Münzbilder von Trierer Kurfürsten	Hans Klaus Schmitt	82
Schultheisen, Ortsvorsteher, Bürgermeister der		
Gemeinde Freisen in den Jahren 1542—1963	Josef Becker	84
Die Stockbauern und die Einspännigen	Antonius Jost	86
Ein Waldprozeß in Nonnweiler von 1816—1830		
Das Urkundwerfen. Ein Brauch im ehemaligen		
Hochgerichtsbezirk Theley	Dr. Joseph Bongartz	90
Bleibe nicht am Boden haften!	Johann Wolfgang Goethe	92
Ade, du mein lieb Heimatland	Johann Engel	93
Auswanderungen aus der Bürgermeisterei Tholey		
im 18. und 19. Jahrhundert		

Lebendige Steinmetzkunst aus spätgotischer		
Zeit in der evangelischen Pfarrkirche zu		
Niederkirchen	Hermann Brill	113
Eine Schülerwanderung zu den Leitersweiler		
Buchen	Hermann Brill	117
Die Bildungsstätte der ländlichen Jugend auf		
dem Schaumberg	P. Ambrosius Stock OSB	118
Herbstlied / Gedicht	Rudolf Just	122
„Fritze Michel“, der letzte Nachtwächter	Franz Johann	123
Ein vergessenes Nonnweiler Original		
Hippelsepp. Eine Dorferzählung	Nikolaus Schütz	127
He, alter guter Plumpian (Gedicht)	Jakob Kneip	135
Wie es damals war	Else Annemarie Knebel	135
Der Sommer (Gedicht)	Martin Greif	136
Das unselige Erbe. Eine seltsame Geschichte	Rudolf Just	137
Heimat (Gedicht)	Friedrich Hölderlin	150
Wandern heißt leben!	August Trinius	151
Bildhafte Mundart rund um den Schaumberg	Nikolaus Schütz	152
Wie sah die Liebenburg bei Hofeld aus?	Hans Klaus Schmitt	154
Was mei Jüngschder alles im Buxesack hat	Liesel Marx	156
Kleiner Weiher bei der Göckelmühle		157
Buchbesprechung:		
Tausend Jahre Hasborn-Dautweiler	Wilhelm Hard	158
Ein Heimatbuch von Schulrat Johann Engel		
Das Auge will auch etwas haben	Matthias Weiler	159
(Mundartgedicht)		
Die St. Wendeler Amtsschützen im Jahre 1658	Hans Klaus Schmitt	161
Weit, hoch, herrlich der Blick	Johann Wolfgang Goethe	164
Aus dem Verwaltungsbericht		
des Landkreises St. Wendel 1963	Landrat Werner Zeyer	165

BILDERNACHWEIS

Hermann Brill: S. 8, 114, 115, 116, 117; Foto-Geist, Frankfurt/Main: S. 10; Falk-Eich: S. 15; Hans Gillen: S. 17, 20, 23, 135, 151, 157; Kurt Hoppstädter: S. 26; Mich. Haupenthal: S. 87; Paul Krämer: S. 60, 64, 67; Manfred Müller: S. 81; Mia Münster: S. 85, 128, 131, 134, 161, 164; H. K. Schmitt: S. 45, 54, 83, 155; Dr. A. Selzer: S. 13; Staatl. Bildstelle des Saarlandes: S. 121; Stadtarchiv St. Wendel: S. 41, 46; Albert Zink: S. 36; Wienand-Verlag Köln: S. 12; Dr. A. Selzer: S. 13.

Druckfehlerberichtigung

In „Münzbilder von Trierer Kurfürsten“ auf Seite 82, 10. Zeile muß es heißen: Beschauer statt Besucher.



Mit jungem, frischem Grün, mit schwellender Sehnsucht reckt sich der Wald
hinauf zur blauen Ferne. Schöne, grüne Hoffnung, reines, fernes Blau!

Zum 500. Todestag von Nikolaus Cusanus:

Kardinal Nikolaus Cusanus und St. Wendelin

Gedanken zu einem Wendelinus-Tafelbild um 1520

VON P. DR. A. SELZER

I.

Die Geschichte der Stadt St. Wendel berichtet hinreichend von Beziehungen des Kardinals Nikolaus von Kues zum heiligen Wendelin und seiner Stadt. Heuer, da wir den 500jährigen Todestag des Kardinals feiern, mag es im Interesse und auch in der Verpflichtung des Historikers liegen, diese Beziehungen des Kardinals zu St. Wendelin einmal zusammenfassend im Heimatbuch des Kreises St. Wendel niederzulegen.

Angeregt wurde der Verfasser zu diesem Artikel besonders durch ein Tafelbild aus der Zeit um 1520, das sich von altersher im Besitze der Familie Kurt Lombard, Frankfurt/Main, befindet. Der Besitzer schreibt:

„Aus meinem alten Familienbesitz stammt ein Ölgemälde, auf Holz gemalt, mit einer Darstellung des heiligen Wendelin, Größe: 76×64 cm. Es wäre für mich interessant, ob es Ihnen wahrscheinlich erscheint, daß die auf dem Gemälde dargestellten Gebäulichkeiten die Abtei Tholey darstellen, bzw. ob Sie für die beiden seitlichen Figuren“ — vgl. Abbildung — „irgendeine Erklärung haben, wer damit vielleicht gemeint sei.“

Der Verfasser suchte die Deutung des Gemäldes auf Grund eines Farbfotos des Gemäldes zu geben, das eindeutig in Form, Farbe, Hintergrund und Darstellung der Personen auf die erste große Blütezeit des Wendelinus-Kultes (1500—1550) hinweist. Was das Bild angeht, bemühte sich auch besonders Joseph Baum, Düsseldorf, durch fachgemäße Untersuchung nachzuweisen, daß es von späteren Malern an mehreren Stellen stümperhaft übermalt sei, so vor allem der Nimbus, die linke Hand des Heiligen, das Maul des Schimmels, das Türmchen der Kapelle im Walde, die Wand vor dem Wasserfall usw. Vor allem vermutet Baum, daß durch die weiße Leiste am unteren Rand des Bildes versucht wurde, den Titel resp. die Unterschrift des Bildes zu verdecken (freilich finden sich meist nur in den Barocklegenden unter den Tafelbildern der Heiligen Merkverse). Der Maler des Bildes war trotz eifrigen Bemühens nicht genau festzustellen. In dem Reiter auf dem weißen Rosse, mit großer Tonsur und in dunklem „Mönchsmantel“ glaubte der Verfasser beim ersten Anblick eindeutig den Legaten Nikolaus von Kues, der um 1450 St. Wendel als päpstlicher Legat besuchte und der schon seit 1430 auf das engste mit der Stadt St. Wendel verbunden war, zu erkennen.

II.

Aber eine andere Deutung des Bildes glaubte der in jüngster Zeit sehr rege Wendelinus-Forscher Baum geben zu müssen. Er schlägt den nächsten Weg ein, das Bild aus der Legende selber zu erklären und versucht zugleich auch, diesen Weg mit sehr großem Fleiß und großer Weitsicht, besonders durch Einschluß der politischen Verhältnisse um 1520, zu gehen. Baum glaubt in dem Bild die Darstellung des Entrückungswunders der Legende (Translocatio) wiederzufinden und schreibt in einem ausführlichen Brief:

„In der lateinischen Legende ‚Beatissimus et gloriosus‘ (Selzer, ST. WENDELIN, S. 67) erfahren wir, daß der heilige Wendelin in einem trierischen Kloster (nach



Nicolaus Cusanus und St. Wendelin
(Die senkrechten Streifen in der Mitte des Bildes sind Beschädigungen im Original)

dem Verfasser kommt fälschlich in der Legende St. Simeon in Trier in Betracht) Hirte wurde. Eines Tages erhielt der Klosterabt Gästebesuch und sandte einen Boten zu dem Hirten, um ein Stück Vieh für die Mahlzeit der Gäste anzufordern. Aber der Bote fand ihn erst »7 Meilen weit vom Kloster entfernt« und machte ihm deshalb heftige Vorwürfe, da durch die weite Entfernung das den Gästen zgedachte Mahl in Frage gestellt sei. Mit bitteren Worten schied der Bote, während der gescholtene Heilige sich gehorsam auf den Heimweg begab. Aber mit Gottes Hilfe erreichte er noch vor dem berittenen Boten die Klosterpforte. Und nun spielt sich das ab, was auf dem Bilde gezeigt wird: das Erstaunen und die fragende Geste des berittenen Abtsboten an St. Wendelinus: »Wie konntest du früher zurück sein als ich, der ich doch beritten bin?« Den Hinweis auf das Berittensein deutet die linke Hand des Reiters an, die auf den Hals des Pferdes weist. Die Antwort liegt in dem gütigen Blick des Heiligen, der ohne Gram über die erhaltenen Scheltworte auf seine Herde weist und bekennt, daß Gottes Hilfe ihm und der Herde den Weg gekürzt habe.“

Gegen diese Deutung wäre zu erwägen: Was die erste lateinische Legende betrifft, wird Wendelinus dort als Schweinehirt, und zwar als Laienmönch, geschildert. Der Meister stellt ihn hier auf dem Bilde dar als Laie mit Keule, Schweinen, Schafen und Ziegen (vgl. Selzer, ST. WENDELIN, S. 126: Wendelin ist nach den lateinischen Legenden L¹ und L² als Sauhirt des Klosters St. Simeon in Trier, in den deutschen Legenden D¹ und D² als Schafhirt dargestellt und den anderen Zeit- und Ortsverhältnissen angepaßt. Trier ist jetzt ein

unbestimmter Ort, Wendelin ist bloßer Laie. Der Abt wird umgewandelt zum „Edelmann“, „Junkher“, der zugleich Räuber [Raubritter] ist; das Kloster wird zur Burg, das Entrückungswunder wiederholt sich häufig und steigert sich, so oft der Heilige will. Tholey wird — im Gegensatz zu Baums Erklärung — weder in der lateinischen noch in der deutschen Legende D² genannt. Erst in der barocken Legende von Keller [1700] wird Trier und Tholey miteinander verbunden und mit dem Entrückungswunder in Verbindung gebracht. Dafür bietet aber die Darstellung unseres Bildes kaum einen Anhaltspunkt). Der Abtsbote wird sicherlich nicht der sein, der vorne auf dem weißen Pferde sitzt, denn für einen einfachen Boten ist sowohl die Gestalt mit großer Tonsur zu vornehm als auch Pferd mit Geschirr zu kostbar. Schwerlich könnte es der „berittene“ Abt selbst sein, der Wendelinus nach seiner Rückkehr begrüßt, aber dafür bietet die Legende keinen Anhaltspunkt.

Ferner glaubt Baum, aus politischen Gründen sei Tholey nicht genannt in den Legenden (vgl. Selzer, „ST. WENDELIN“, S. 84), weil damals die Spannungen zwischen Trier und Verdun oder Metz, zu dem Tholey und St. Wendel gehörten, den Namen Tholey verschweigen ließen. Aber diese Spekulationen sind zu unwahrscheinlich und sprengen den Rahmen dieses Aufsatzes, wie auch Baums Hinweis auf die damaligen Bauernkriege.

Baum meint weiter, weder die Kirche noch die abgebildete Landschaft ließen sich mit der Wirklichkeit von St. Wendel oder Tholey vergleichen:

„Die von Norden gesehene Kirche weist einen vom Schiff getrennten Chor (wenn der im linken Teil des Bildes an die Mauer heranreichende Baukörper als solcher angesprochen werden soll) auf, dessen Eingang ein großes, scheunenartiges Tor bildet. Wir können aber am Mauerwerk der heutigen Wendelinuskirche feststellen, daß dieser für die Geistlichkeit bestimmte Eingang eine kleine, mit Rundbogen versehene Pforte war. Eigenartig ist auch die im Bild wiedergegebene Fenstergestaltung, romanische Rundbogen mit gotischem Steinornament in den Bogenfeldern. Das Fensterwerk unserer St. Wendeler Kirche weist aber eine rein gotische Formung auf. Auch die Mauer mit der interessanten Außenkanzel dürfte kaum zu der St. Wendeler Kirche gehört haben, ebensowenig wie die abgebildete Landschaft, ein durch eine Bergwelt strömender Fluß, dem sanften Charakter der Bliesgegend entspricht. Nirgends finden sich Anklänge, die mit einiger Sicherheit auf St. Wendel verweisen, und auch die Identifizierung des einfachen Mönches mit Kardinal von Kues ist nicht vertretbar.“

Dagegen spricht zunächst die allgemeine Art der Spätgotik um 1500, auf dem Hintergrund meist wirkliche historische Verhältnisse realistisch wiederzugeben. Da das Bild aber in Frankfurter Privatbesitz war und vielleicht auch aus Frankfurt stammt, käme Sachsenhausen in Frage. Aber hier stand nur eine Kapelle, keine burgartige Kirche mit Mauer und Wehrturm. Es wäre natürlich sehr interessant, ob nicht gerade die romanischen Bogen auf die ältere Kirche in St. Wendel schließen ließen, die dem Maler noch in einigen Überresten oder durch Abbildungen bekannt war. Freilich, zur Zeit der Entstehung des Bildes war die Kirche schon völlig aufgebaut (angeblich um 1450).

III.

Die Erklärung des Bildes findet nach Auffassung des Verfassers eine viel leichtere und wahrscheinlichere Deutung durch den Hinweis, daß der Reiter auf dem weißen Roß doch der Legat Cusanus ist, der nach St. Wendel um 1450 kam. Der Reiter hinter ihm kann als Reisebegleiter und Beschützer des Legaten in der damaligen unruhigen Zeit angesprochen werden. Nach der Lektüre des Buches „Das Werk des Nicolaus Cusanus“ von Gerd Heinz-Mohr und Wile-



Nicolaus Cusanus und sein Sekretär Peter von Erkelenz auf dem Hochaltarbild der Kapelle im Stitt zu Bernkastel-Kues (Ausschnitt)

had Eckert (Wienand Verlag, Köln, 1963) glaubt Hans-Klaus Schmitt, St. Wendel, daß es sich in dem Begleiter um Peter Wimar von Erkelenz handelt, der lange Jahre hindurch den Kardinal auf dessen Reisen begleitete. Über den Tod hinaus war Peter von Erkelenz dessen Sachwalter; er starb 1494. Auf dem Hochaltargemälde in der Kueser Hospitalkapelle ist Peter von Erkelenz als Begleiter des Kardinals auch abgebildet. Was nun Cusanus anbetrifft, deutet besonders die Ähnlichkeit des Kopfes des Reiters auf dem Bild mit dem Kopf des Cusanus auf seinem Grabrelief in S. Pietro in Vincoli bei Rom auf ihn hin (vgl. Abbildung des Reliefs in: Brockhaus, Band 8, S. 417, und nebenstehendes Bild).

Zudem war Cusanus sehr eng mit der Stadt und ihrem Heiligen verbunden: Cusanus wurde 1401 in Kues an der Mosel geboren. Er war der Sohn eines Schiffers namens Chrypffs (Krebs) und gilt als der berühmteste Philosoph und Theologe des 15. Jahrh. Um 1440 setzte er sich für die Einheit der Kirche ein und wurde 1448 Kardinal in Rom, 1450 Bischof von Brixen; er starb 1464. Den Krebs trug er in seinem Kardinalswappen (vgl. Wappen im Deckengewölbe und Kanzel der Wendelinus-Basilika). Als Dekan von Koblenz (St. Florian) wurde er 1430 Kommendatarpfarrer von St. Wendel (Pfründenbesitzer). In einer Urkunde vom 14. Oktober 1446 wird er auch als Pastor der Kirche von St. Wendel genannt. Nikolaus bemerkte in seinem oft zitierten Brief vom 14. Dezember 1453 an den Erzbischof von Trier, Jakob von Sierck, die Kirche sei ihm bereits von Martin V. (1417—1431) reserviert worden. Jakob bestritt diese Rechtsgrundlage und sprach sich selbst dieses Verdienst zu, Nikolaus die Kirche rechtmäßig übertragen zu haben, deren Kollatur ja der Erzbischof hatte. Wie weit geschichtlich beweisbar die interessanten Pläne des Erzbischofs

von Trier und des Kardinals Cusanus zur institutionellen Umgestaltung der Pfarrkirche St. Wendel sind (nach Baum aus: Mitteilungen der Cusanus-Gesellschaft, Heft 2, S. 54), nämlich aus ihr eine *Suffragankathedrale* (oder ein Mönchskloster) zu machen, bedarf wohl noch eines kritischen historischen Nachweises; noch mehr die Behauptung, daß Cusanus zum Suffraganbischof ernannt werden sollte. Er war seit 1450 ja bereits Bischof von Brixen. Angeblich ließ sich Cusanus von Papst Nikolaus V. am 29. August 1450 die Erlaubnis erteilen, aus der von ihm in Besitz gehaltenen Pfarrkirche mit ihren Gebäuden ein



Kardinal Nicolaus Cusanus Grabmal in San Pietro in Vincoli zu Rom v. Andreas Bregno (Ausschnitt)

Kloster eines bewährten Ordens zu errichten, sie als Pfarrkirche zu unterdrücken, ihre Einkünfte den Insassen des Klosters zuzuweisen und diesen selbst alle vom Apostolischen Stuhl den Mitgliedern des Ordens verliehenen Privilegien zu gewähren. Von Plänen, diese Vorschläge in St. Wendel zu verwirklichen, ist nichts bekannt. Cusanus soll auch als päpstlicher Legat 1450 am Pfingstmittwoch bei der großen Wallfahrt einen feierlichen Gottesdienst gehalten haben, was entgegen anderer Ansicht durchaus möglich ist, da er 1450 in Trier weilte. Freilich, die Angabe von Pfarrer Nikolaus Keller von St. Wendel (1704):

„Diese Kirche ward endlich von dem weltberühmten Kardinal Nikolao Cusano konsekriert und mit einer silbernen Ampel und ewigem Lichte gezieret und beschenket. Am Pfingstfeste erhebt er den heiligen Leichnam aus seinem Grabe, darin er über 650 Jahre gelegen und übersetzte ihn in gemelte Kirche...“ ist völlig ungeschichtlich in Namen und Daten. Kardinal Cusanus, der angeblich Weihe und Übertragung vollführte (1360) lebte hundert Jahre später (Selzer, ST. WENDELIN, S. 156, Anm. 64). Cusanus hatte mit der Einweihung

des Chores nichts zu tun (unter Boemund 1354—1362); die Einweihung erfolgte 1360. Dagegen konnte er bei der Einweihung des Langhauses der Basilika (spätestens 1450 fertig) als Legat wohl anwesend gewesen sein (vgl. Kellersche Legende; Selzer, ST. WENDELIN, S. 93). Die vielumstrittene Kanzel (angeblich von 1462), die das Wappen des Kardinals trägt, soll von ihm gestiftet worden sein.

Durch seine persönliche Stellung zu St. Wendel ward Cusanus auch ein eifriger Verehrer des heiligen Wendelin. So weihte er 1456 eine Franziskanerkirche Fonte Colombano bei Reate (Mittelitalien), der er neben Bernhard von Siena auch den heiligen Wendelin als Nebenpatron gab (vgl. Selzer, ST. WENDELIN, S. 338, Anm. 100—102).

Nikolaus Cusanus steht auch wahrscheinlich mit der ersten deutschen Fassung der Wendelinus-Legende in Beziehung (Selzer, ST. WENDELIN, S. 87, Anm. 91: Erste deutsche Legende aus dem Wenzelpassionale, Sommerteil 1472, Günther Zainer, Augsburg). Baum glaubt, durch die Vermittlung des Cusanus sei durch den Abt Melchior von St. Ulrich St. Wendelinus in das Augsburger Wenzelpassionale aufgenommen worden. Cusanus und der Abt seien sehr befreundet gewesen.

Zur Beurteilung des Bildes noch folgendes: Baum ist der Ansicht, daß das Bild in Frankfurt gemalt und für Frankfurt bestimmt war, ohne es sicher belegen zu können. Er schreibt:

„In Frankfurt und dem heute eingemeindeten Sachsenhausen bestand bereits im 15. und 16. Jahrhundert eine sehr lebendige Wendelinus-Verehrung. In Frankfurt waren es die Dominikaner, die in ihrer mit prachtvollen Altären ausgeschmückten Kirche den hl. Wendelinus als Kompatron eines Altares (vgl. Selzer, S. 279) verehrten... In Sachsenhausen wurde bereits 1380 eine Wendelinus-Kapelle errichtet, deren Altarbild großen Zulauf genoß (ausführlich Dr. Selzer, S. 279). Das Inventar beider Gotteshäuser ist heute in alle Winde zerstreut. Nun erfahren wir noch, daß das Gemälde aus Frankfurter Privatbesitz stammt, somit wohl je kaum aus Frankfurt hinausgekommen ist, so daß die Vermutung geäußert werden darf, seine Herkunft aus dem veräußerten Besitz der beiden Kirchen anzunehmen. Diese Frage jedoch und die Forschung nach dem unbekanntem Künstler ist Sache einer eigenen Arbeit.“

Von einer Verehrung des heiligen Wendelin im Dominikanerkloster zu Frankfurt ist uns bekannt, daß in der Kirche ein Altar war, dessen Kompatron der heilige Wendelin war. Gemalt war das Altarbild von Hans Baldung-Grien (vgl. Selzer, ST. WENDELIN, Bildband und Anhang, S. 36, Bild 45). Was das Bild anbetrifft, so stellt es St. Wendelin dar in der gebräuchlichen Art der damaligen Zeit als älteren bärtigen Hirten mit Keule; wie auf unserem Gemälde. Es war die vorherrschende Darstellung um 1500 besonders im mainfränkischen Raum (vgl. o. a. S. 33—45). Der Name im Heiligenschein unseres Bildes nun deutet auf einen Meister aus dem mittel- und süddeutschen Raum. Der Fluß könnte den St. Wendeler Verhältnissen eher entsprechen als dem Main in Frankfurt (vgl. den Hügelcharakter St. Wendels und der Blieseggend). Bezeugte Ähnlichkeit mit Frankfurter Verhältnissen sind kaum darin zu finden. Das Gemälde ist seit Großvaters Zeiten schon im Besitz der Familie Lombard. Wie es erworben wurde, weiß der Besitzer heute nicht mehr. Auch seine Bemühungen, den Maler herauszufinden, waren bisher vergebens. Nach der Familientradition Lombard war es Schäufelin (1480/85—1538/40). Nach Meinung des Verfassers deutet das Bild auf ein Altarbild, oder es stammt gar vom gotischen Flügelaltar in St. Wendel, von dem keine Spuren mehr erhalten sind. Wir sehen, das Bild läßt noch sehr viele Probleme offen, aber es reizt sicherlich den Forscher zu weiteren Bemühungen und Vergleichen.

Dem Heimatforscher Karl Schwingel

* 4. 2. 1901 in Trier, † 7. 10. 1963 in Ottweiler



Lieber Karl Schwingel!

So rasch und unversehens hat der Tod bei Dir angeklopft, ohne daß Deine Freunde in der „Arbeitsgemeinschaft für Landeskunde“, zu denen auch ich gehören darf, Dir ein letztes liebes Wort sagen konnten. Nun sei Dir hier ein lieber Freundesgruß gewidmet:

Es war ein herb-schöner Oktobertag, als wir Dich zur letzten Ruhe betteten. Die Natur beginnt um diese Zeit sich in letzter Freude zu entfalten, aber eilends verzehrt sie sich in den steigenden Nebeln. So vollenden sich auch die Tage der Menschen, und so habe ich, lieber Freund, Deinen frühen Tod empfunden. Kaum über den hohen Mittag des Lebens hinausgekommen, mußtest Du die Feder aus der Hand legen. Ich weiß, wie Du noch in Forscherpläne verliebt gewesen bist, und nun kannst Du die volle Ernte, welche Du selber erhofft hattest, nicht mehr einbringen. Aber Du hast doch mit erstaunlicher Fülle immer wieder der Saarheimat Deine Kräfte geschenkt. Seit 14 Jahren hast Du auch jede Folge unseres Heimatbuches mit wertvollsten Beiträgen bereichert, um damit den Menschen des Kreises St. Wendel zu dienen und zu nützen.

Mit dem Vorsprung Deiner Jahre warst Du denen, die sich gern um Dich zusammenfanden, die wegweisende Gestalt in der Heimatforschung, der gütige Berater und Lehrmeister, der sich auch sorgte um den brüderlichen Gleichklang. Darum konnten wir uns freudig Deine Freunde nennen. Darum auch soll die Erinnerung an Dich uns lieblich in der Seele eingeschrieben bleiben!

Dein
Hans Klaus Schmitt

Der „Graue Dorn“ bei Balterweiler

Eine heimatkundliche Skizze

VON PETER GÄRTNER

Unsere Heimatlandschaft hat dem Auge des für Naturschönheit empfänglichen Betrachters weder die ehrfurchtgebietende Majestät des Hochgebirges, noch die geheimnisvolle Gewalt und Größe des Meeres, noch auch die stille Erhabenheit der weiten Ebene zu bieten; ihr besonderer Reiz liegt vielmehr in dem kleinen, lieblichen Landschaftsbild, das zwar jenes großartigen Charakters entbehrt, aber dafür leicht überschaubar und jedem Menschen ohne große Anstrengung zugänglich ist. Sie enthüllt sich in ihrer ganzen Schönheit allerdings erst dem aufnahmebereiten Gemüt, das sich liebevoll in sie versenkt und mit Geduld und Freude am Idyll ihren meist verborgenen Zauber aufspürt. Sinn für das Kleine, Unscheinbare ist notwendig, wenn man sie in ihrer Eigenart verstehen und lieb gewinnen will.

Als Beispiel einer solchen mehr verschwiegenen Schönheit in unserer Heimatlandschaft soll im folgenden einmal der „Graue Dorn“ bei Balterweiler vorgestellt werden, eine reizvolle kleine Anhöhe, die aber sogar vielen Leuten aus St. Wendel und den nahe gelegenen Dörfern nicht einmal dem Namen nach bekannt ist.

Eine alte, schon vorgeschichtliche Straße

Wer von St. Wendel kommend kurz vor Balterweiler an dem alten Sportplatz von der vielbefahrenen Bundesstraße B 41 nach links in einen Feldweg einbiegt und diesem an der linken Waldkulisse vorbei nach Nordwesten folgt, wandert auf einem jahrtausendealten Höhenweg, der „Alten Trierer Straße“. Der heute so unscheinbare, steinige und holperige Weg war schon in keltisch-römischer Zeit und dann das ganze Mittelalter hindurch bis ins vorige Jahrhundert hinein eine wichtige Fernverkehrsstraße, die, wie der Name sagt, nach Trier führte, auf der anderen Seite aber über St. Wendel hinaus quer durchs Ostertal bei Fürth und weiter über Homburg die Verbindung mit dem Elsaß und Straßburg herstellte und dort „Weinstraße“ genannt wurde. Nach einer Wanderung von etwa 20 Minuten, wenn von rechts die neue Balterweiler Kirche herübergrüßt und man links unten die Gebäude des Winkenbacher Hofes im Tal liegen sieht, hat man eine kleine Anhöhe vor sich, die durch ihre Oberflächenform, die Farbe des Bodens und den Pflanzenwuchs sich deutlich von ihrer Umgebung abhebt: das ist der „Graue Dorn“.

Nur eine kleine Anhöhe

Im Vergleich zu den mächtigen Kuppen des St. Wendeler Landes, wie dem Bosenberg, dem Leidenberg oder dem Schaumberg, ist der Graue Dorn eine unbedeutende Erhebung; er erreicht nur eine Meereshöhe von knapp 350 m, ist also 135 m niedriger als der Bosenberg und ragt kaum mehr als 20 m über den Fuß der Anhöhe auf. Er ist auch nicht wie die genannten großen Kuppen ein einzelstehender Berg, der sich über die gesamte Umgebung erhebt, sondern nur der schmale, spitze Vorsprung einer breiten Geländestufe, die von der niedrigeren Fläche des Vorlandes auf die höher gelegene Ebenheit nach Güdesweiler zu hinaufführt.



Der Graue Dorn bei Balterweiler / Blick von Süden

Der Graue Dorn ist trotzdem eine auffallende Erscheinung im Landschaftsbild. Darauf weist schon die Tatsache hin, daß die kleine Anhöhe vom Volksmund durch einen besonderen Namen ausgezeichnet ist. Der Name „Grauer Dorn“ ist eine sehr treffende, anschauliche Bezeichnung; er enthält die beiden Merkmale, die dem Wanderer gleich ins Auge fallen: die graue Farbe des Bodens und die dornartig spitz vorspringende Gestalt der Anhöhe.

Die Kuseler Schichten

Die auffallende Farbe und die besondere Form des Grauen Dorns erklären sich aus der geologischen Beschaffenheit des Untergrundes. Die Gesteinsschichten, die die kleine Anhöhe aufbauen, gehören zur oberen Stufe der Kuseler Schichten. Diese sind in der Umgebung von St. Wendel weit verbreitet und enthalten auch den bekannten, früher in mehreren Steinbrüchen in und um St. Wendel abgebauten St. Wendeler Bausandstein. Die Schichten am Grauen Dorn stellen das oberste Stockwerk dieser Stufe dar, auf die dann die — jüngeren — Lebacher Schichten folgen. Sie stammen aus der Zeit des „Rotliegenden“ und sind vor etwa 250 Millionen Jahren, nach den Kohlschichten, abgelagert worden. Wie auch sonst liegen diese Schichten nicht mehr waagrecht, wie kurz nach ihrer Ablagerung, sondern sind durch spätere Bewegungen und Verschiebungen in der Erdkruste nach Osten, gegen Balterweiler hin, geneigt; sie fallen nach Osten ein, wie der Geologe sagt.

Sandsteine und Geröll

Am Grauen Dorn bestehen diese obersten Kuseler Schichten vornehmlich aus grauen und rötlich-grauen Sandsteinen und Konglomeraten. Die Sandsteine

sind mittel- bis grobkörnig und enthalten Feldspat; es sind also sogenannte Arkosen. Sie führen oft helle Quarz- und dunklere Quarzitgerölle und gehen vielfach ganz unvermittelt in reine Geröllbänke (Konglomerate) über. In diesen treten außer den vorherrschenden Quarzitgeröllen auch solche aus Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Quarzporphyr und anderen Gesteinen auf. Die Zusammensetzung der Schichten beweist, daß es sich hier um den Verwitterungsschutt aus einem alten kristallinen Faltengebirge handelt. Die starke Beimengung von Feldspat und stellenweise auch Glimmer in den Sandsteinen weist auf die Herkunft aus einem vorwiegend granitischen Gebirge hin. Manche Schichten sehen aus wie Grus aus zersetztem und verschwemmtem Granit und enthalten wie dieser die drei Mineralien Quarz, Feldspat und Glimmer.

Wildbäche und ruhigere Gewässer

Der in der Schichtenfolge zu beobachtende häufige Wechsel zwischen Sandstein und Konglomeraten deutet darauf hin, daß die Ablagerung sehr unregelmäßig gewesen sein muß. Wilde, reißende Wasserläufe, die den Kies heraufführten, wechselten wiederholt und ganz plötzlich mit ruhigeren Bächen oder Flüssen, in denen sich der körnige Sand oder noch feineres Material absetzte. An einer Stelle der Felswand ist das sanft geschwungene Bett eines solchen Wildwassers schön im Querschnitt zu sehen; das Bett ist mit einer Geröllschicht bedeckt, und darüber und darunter liegt unregelmäßig geschichteter Sandstein. Einmal muß allerdings längere Zeit hindurch die Strömung ruhiger gewesen sein; am Hang treten mehrere Meter starke, ziemlich feste Sandsteinbänke zutage, die nur wenige, meist kleinere Gerölle enthalten und offenbar in einem Gewässer mit verhältnismäßig schwacher Strömung abgelagert worden sind.

Aufschüttung und Abtragung

In den langen Zeiträumen der geologischen Entwicklung einer Landschaft wechseln Aufschüttung und Abtragung immer wieder miteinander ab, und auch in unserer Landschaft hat dieser Wechsel mehrfach stattgefunden. Was wir heute am Grauen Dorn beobachten können, ist die allmähliche Zerstörung der aus dem Erdaltertum stammenden Schichten, die seitdem immer wieder von jüngeren Schichten bedeckt, aber auch immer wieder freigelegt und abgetragen worden sind. Die heutigen Kuseler Schichten sind nur noch ein Rest der ursprünglichen Schuttmasse, als die wir diese Schichten nach ihrer Entstehung betrachten müssen. Seitdem sie durch die gewaltige Abtragung im Tertiär, einer jungen geologischen Epoche, wieder an die Oberfläche gelangt sind, arbeiten Wärme und Kälte, Regen und fließendes Wasser an ihrer Zerstörung. Wenn diese zerstörenden Kräfte auf solche Schichten treffen wie die harten Sandsteine und Konglomerate des Grauen Dorns, dann bleibt die Abtragung im Bereich dieser widerstandsfähigen Bänke zurück. Je nach der Lagerung der Schichten und dem Verlauf und der Art der fließenden Gewässer bildet sich eine steile Stufe oder ein Bergvorsprung heraus, der gegenüber seiner Umgebung nur langsam zurückweicht.

Zeichen der Zerstörung

Daß aber auch dieser zunächst noch stehengebliebene Vorsprung schließlich der Verwitterung und Abtragung und damit der Zerstörung anheimfallen wird, zeigt sich einmal an dem Zustand der Stufe selbst, wo sich das ursprünglich feste Gestein schon zum Teil gelockert und aufgelöst hat. In der Nähe der Oberfläche ist der Sandstein meist sehr mürbe. Der in ihm enthaltene Feldspat ist zersetzt und in Kaolin verwandelt. Das hat zur Folge, daß der Zu-

sammenhalt der Mineralien in dem ursprünglich festen Gestein nur noch gering ist. Brocken dieses kaolinisierten Sandsteins lassen sich leicht mit der Hand zerbrechen, und schließlich löst er sich ganz in einen lockeren Grus auf, der vom Regenwasser oder den Bächen leicht weggeschwemmt werden kann.

Die allmähliche Zerstörung der Stufe läßt sich aber auch deutlich an dem Bild der unmittelbaren Umgebung erkennen. Vom Bliestal her kommt ein Tälchen — es ist das Tälchen, in dem der Winkenbacher Hof liegt — zum Grauen Dorn herauf und hat sich als schmale, tiefe Bucht in die höhere Ebene der Stufe eingesenkt. Mit einem Seitentälchen ist es bis an den Fuß des Grauen Dorns vorgedrungen. Von der anderen Seite, vom Tal des Todbaches her, sind ebenfalls kleine Dellen und Tälchen an den Osthang des Grauen Dorns vorgestoßen. Eins davon hat sich mit dem vom Winkenbacher Hof heraufkommenden am Fuß des Grauen Dorns vereinigt. Beide zusammen haben die ursprüngliche Höhe des Fußes der Stufe schon erniedrigt und eine kleine Einsattelung geschaffen, in die man von Baltersweiler her zuerst hinuntergehen muß, ehe der Anstieg auf den Grauen Dorn beginnt. So wird der felsig-sandige Vorsprung von zwei Seiten her angegriffen und in einer noch sehr fernen Zukunft einmal verschwunden sein.

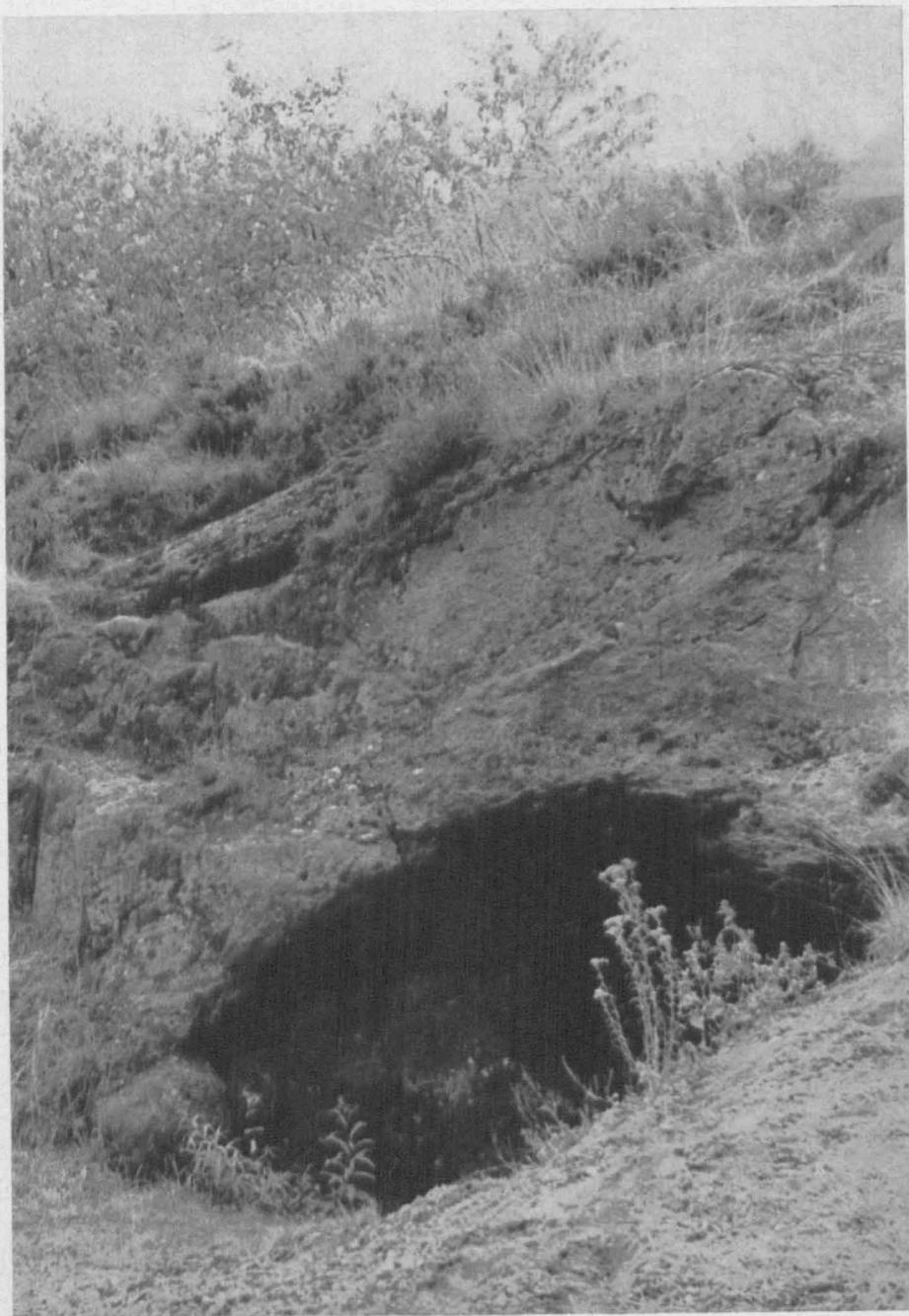
Ein vergängliches, aber reizvolles Bild

Das Werk der Zerstörung geht jedoch so langsam vor sich, daß es dem flüchtigen Blick des kurzlebigen Menschen verborgen bleibt und sich erst bei sorgfältiger Beobachtung erschließt. Zunächst scheint es so, als seien die steile Stufe und die lieblichen Tälchen mit den sanft gewölbten Buckeln dazwischen immer so gewesen und als sollten sie auch in Zukunft so bleiben. Wir wissen, daß dieser Eindruck trügerisch ist und nur durch das Mißverhältnis zwischen dem Tempo der Zerstörung und der Dauer des Menschenlebens entsteht, aber das Wissen um die Vergänglichkeit dieser Landschaft braucht uns nicht zu hindern, uns an dem reizvollen Bild dieses Fleckchens Erde zu erfreuen. Jedem für Naturschönheit empfänglichen Gemüt wird der Graue Dorn immer ein beliebtes Ziel bei kleinen Wanderungen in der Umgebung von St. Wendel sein. Die sanft bewegten Linien, die harmonisch gegeneinander abgesetzten Flächen mit ihrem Farbenspiel, der Blick auf die großen Höhen ringsum und in die Täler mit den Behausungen der Menschen, der hellblaue Himmel mit den leuchtend weißen Wolken darüber: es ist ein friedliches, freundliches Bild, das zu betrachten man nicht müde wird.

Gräser, Kräuter, Bäume

In dieses liebevolle Bild mit den vorwiegend hellen Farben bringt der Graue Dorn eine besondere Note, die ihn deutlich aus der Umgebung heraushebt. Dunklere Farben herrschen vor, unterbrochen von den hellen, grauen Flecken des felsigen, sandigen Bodens und dem gelblichen Band der „Alten Trierer Straße“, die sich den Hang hinaufwindet. Abgeschlossen wird das ernste, in der heiteren Umgebung fast fremdartig wirkende Bild des Hanges durch den schwärzlichen Fichtenwald auf der Höhe, der seine spitzen, feingliedrigen Gipfel in scharfen Konturen gegen den hellen Himmel zeichnet.

Die genaue Betrachtung des Pflanzenwuchses beim Anstieg auf die Höhe zeigt ein vielfältiges, bunt zusammengesetztes Bild. Was besonders auffällt, ist das Heidekraut, das in dichten, dunklen Polstern den Boden überzieht und sich zur Zeit der Blüte in einen rosa schimmernden Teppich verwandelt. Daneben gibt es eine Fülle anderer Kräuter, die mehr vereinzelt oder in kleinen Beständen wirt durcheinander stehen: behaarter Ginster, Weidenröschen, Thy-



Verschütteter Eingang der Höhle am Nordhang

mian, Johanniskraut, Jakobskreuzkraut, Teufelsabbiß, großer Wiesenknopf, Taubenkropf, Flockenblume, um nur die wichtigsten zu nennen, und verschiedene Gräser, die kleine Horste bilden oder flächenhaft auftreten und wie auch manche Kräuter für den sauren—kieselsäurehaltigen—Boden charakteristisch sind. Dazwischen finden sich hie und da hübsche Moose und auf felsigem Untergrund auch Flechten.

In der Strauchschicht herrschen vor: Besenginster, der im Frühjahr seine leuchtend gelben Blüten wie einen festlichen Klang über den Hang ausbreitet, Schwarzdorn, Brombeere und Heckenrose, die ebenfalls zu ihrer Zeit weiße, helle Tupfen auf den dunklen Untergrund setzen.

Wie wenn sie den Grauen Dorn erstürmen wollten, sind halbhohle Bäume vor allem am unteren und mittleren Hang versammelt; es haben sich eingefunden: die Kiefer, die Eiche, die Vogelkirsche, die Espe, die Eberesche, und in ganzen Gruppen die Salweide.

Alle diese Pflanzen haben sich da angesiedelt, wo sich gerade ein günstiger Standort bot, und machen insgesamt den Eindruck eines Wildwuchses, scheinbar ohne Ordnung und Plan, nur dem ursprünglichen Drange nach Leben und Vermehrung gehorchend.

Im Gegensatz dazu stehen die dunklen Fichten auf der Höhe dann fast in Reih' und Glied, wie eine Plantage vom Menschen angelegt, mit der kühlen Dämmerung des Waldes zwischen den kerzengeraden Stämmen. Den Eindruck des Geplanten, des Geordneten hat man besonders bei einem ganz jungen Fichtenbestand an der Westseite des Hanges, wo die dicht gedrängten Bäumchen mit ihren hellgrünen jungen Trieben schnurgerade ausgerichtet ein rechteckiges Feld prall erfüllt haben.

Ein Zeuge geschichtlicher Vergangenheit

Um den Grauen Dorn webt die Erinnerung an längst vergangene Zeiten menschlicher Geschichte. Wie schon erwähnt, zieht sich die „Alte Trierer Straße“, zunächst etwas links einbiegend, den grauen, felsig-sandigen Hang hinauf. Man kann diese alte Straße über den Grauen Dorn hinweg weiter an Gudesweiler vorbei über Bosen und Schwarzenbach weit im Gelände verfolgen. Der Graue Dorn ist also schon in vorgeschichtlicher Zeit dem Menschen bekannt gewesen als ein unangenehmes, steiles Wegstück, das den Menschen und Zugtieren in böser Erinnerung blieb.

Vielleicht stammt auch die etwa mannshohe ungefähr 6 m tiefe kleine Höhle, die am nördlichen Hang in den festen Sandstein hineingehauen ist und in ihrem Innern eine merkwürdige Nische aufweist, aus einer ebenfalls längst vergangenen Zeit. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie eine Kultstätte der hier in römischer Zeit verbreiteten Mithras-Religion war. Die vom Volksmund erzählte Legende, der heilige Wendalin habe in dieser Höhle Schutz gesucht, wenn er seine Schafe in der Gegend hütete, könnte geradezu eine Bestätigung für diese Vermutung sein, denn diese Legende will vielleicht die Überwindung des Heidentums durch das Christentum in dieser Gegend veranschaulichen, indem eine alte heidnische Kultstätte, an die sich die Erinnerung wohl sehr lange im Bewußtsein des Volkes erhielt, als Aufenthaltsort eines Heiligen hingestellt und dadurch sozusagen für das Christentum geweiht wird. Aber das sind alles Vermutungen; die Höhle müßte einmal von einem Archäologen untersucht werden, wenn man zu sicheren Erkenntnissen über ihren Ursprung und ihre Geschichte kommen will.

Steinbrüche und Sandgruben

Zeugen der jüngeren geschichtlichen Vergangenheit sind die Steinbrüche und Sandgruben, die im vorigen Jahrhundert am Grauen Dorn angelegt worden sind. Infolge der Industrialisierung und der starken Zunahme der Bevölkerung wuchsen die Dörfer in unserer Heimat rasch an, und es bestand ein großer Bedarf an Baumaterial. Die damals am Grauen Dorn angelegten Steinbrüche wurden zum Teil bis in die jüngste Zeit hinein betrieben, sind aber jetzt stillgelegt, weil Beton und Kunststein den Naturstein fast ganz verdrängt haben. Aber die Gewinnung von Sand und Kies geht noch weiter; in der letzten Zeit sind sogar frische Gruben angelegt worden.

Die Steinbrüche und die Sand- und Kiesgruben haben die Oberfläche des Grauen Dorns in mannigfaltiger Weise verändert. Die lockeren Deckschichten sind teilweise abgeräumt, und der einstmals gleichmäßig abfallende Hang sieht heute zerwühlt und zerfurcht aus und ist durch die Steinbrüche wie von tiefen Wunden zerrissen. Aber schon beginnt die Natur selbst die Wunden zu heilen. Heidekraut und andere Kräuter und Büsche dringen in die offenen Stellen vor und bedecken sie mit einer lebenden Hülle, die die alte Wunde vergessen läßt.

Der Graue Dorn, ein Natur- und Kulturdenkmal

Aber sogar diese Eingriffe des Menschen haben eine gute Seite, ganz abgesehen davon, daß sie notwendig waren, um Baumaterial zu gewinnen: sie haben Aufschlüsse geschaffen, in denen man den geologischen Bau des Untergrundes an dieser Stelle genau beobachten kann.

Nirgends sonst ist diese oberste Stufe der Kuseler Schichten so gründlich aufgeschlossen wie am Grauen Dorn. Gerade dem Naturfreund gewährt dieser Einblick in die Beschaffenheit der Erdrinde eine tiefe Befriedigung, weil er ihm zeigt, wie ganz anders vor vielen Millionen Jahren das Bild der Landschaft gewesen sein muß und wie der Graue Dorn ein in die Gegenwart hineinragendes Überbleibsel aus einer längst vergangenen Epoche der Erdgeschichte darstellt.

Der Graue Dorn ist aber nicht nur die interessante Ruine einer Landschaft aus der Zeit des Rotliegenden, er ist auch ein besonders eindrucksvolles Beispiel dafür, wie sich die heutige Oberflächenform der Landschaft aus dem Zusammenspiel von zerstörenden und Widerstand leistenden Kräften entwickelt hat und wie dabei besondere Formen entstanden sind, die sich nur scheinbar in Ruhe befinden, deren allmähliche Zerstörung wir aber beobachten können.

Er bewahrt aber auch die Erinnerung an die älteste Geschichte des Menschen in dieser Gegend: Die Alte Trierer Straße und die geheimnisvolle Höhle am Nordhang erzählen von Menschen, die um Christi Geburt in unserer Heimat lebten, von den weitreichenden Verkehrsverbindungen besonders in römischer Zeit und vielleicht auch, wenn die Höhle so zu deuten ist, von der Religion der Bewohner vor der Einführung des Christentums.

Aber auch die Steinbrüche und Sandgruben sind ein Kulturdenkmal. Sie erinnern an eine bedeutsame siedlungsgeschichtliche Epoche in unserer Heimat und berichten von der Arbeit und Mühe unserer Vorfahren, die es mit dem Hausbau schwerer hatten als wir.

Ein lohnendes Wanderziel

So ist die unscheinbare Anhöhe des Grauen Dornes ein in vieler Hinsicht lohnendes Wanderziel. Der geologische Bau des Untergrundes, die besondere



Die alte Trierer Straße

Form der Oberfläche, die Eigenart der Pflanzenwelt, die Erinnerung an längst vergangene Zeiten der Geschichte und an die Zeit unserer Väter und Großväter, alles kommt zusammen, um Auge und Gemüt zu erfreuen. Es lohnt sich auch, der Alten Trierer Straße über den Grauen Dorn hinaus weiter zu folgen. Sie bietet immer wieder einen prächtigen Ausblick auf die Höhen ringsum und in die Täler mit den Dörfern und hat den großen Vorzug, für Autos nicht befahrbar zu sein. Man kann, wenn man noch gut auf den Beinen ist, an Güdesweiler und am Guten Brunnen vorbei über die Wasserscheide zwischen Blies und Nahe hinunter ins Nahetal wandern und der alten Straße über Bosen hinaus auf den Peterberg folgen, der mit seiner Höhe von über 500 Metern den Wanderer mit einem großartigen Blick auf den Hunsrück bis zum Erbeskopf und auf das Land um den Schaumberg belohnt.

Möge der Graue Dorn als ein nahe gelegenes, mit mancherlei Reizen ausgestattetes Wanderziel an dieser Alten Trierer Straße noch lange in seinem heutigen Zustand erhalten bleiben!

Was ich mir nicht erlesen habe,
das hab ich mir erwandert.

Goethe

Die Burg von Sötern

VON KURT HOPSTÄDTER

Sötern war der Hauptort der Herrschaft Eberswald, deren Geschichte ich im Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1955/56 dargestellt habe. Besitzer der Herrschaft waren, wie dort nachgelesen werden kann, die Mohr v. Sötern, ab 1540 durch Heirat die Herren v. Schwarzenberg und v. Hagen, dann die Herren Vogt v. Hunolstein, ebenfalls durch Heirat. Als der letzte Vogt v. Hunolstein 1716 starb, fiel die Herrschaft an seine Verwandten, die Freiherren Eckbrecht v. Dürkheim, die sie — allerdings nicht unbestritten — bis zur Französischen Revolution besaßen.

Schon die Tatsache, daß sich die Mohr v. Sötern und ebenso die Herren v. Sötern mit der Wolfsangel (über beide Geschlechter habe ich im Heimatbuch St. Wendel 1951/52 berichtet) nach dem Dorfe Sötern benannten, dürfte als Beweis dafür genügen, daß in Sötern eine Burg gestanden hat. Um ganz klar zu sein: mit der Bezeichnung „Burg“ ist ein mittelalterlicher Wehrbau gemeint im Gegensatz zu einem „Schloß“, unter dem in diesem Zusammenhang nur ein nachmittelalterlicher Wohnbau verstanden wird. In zeitgenössischen Quellen sind für eine Burg in diesem Sinne die verschiedensten Bezeichnungen Burg, Veste, Schloß, Haus nebeneinander gebraucht, auch wenn damit immer nur ein wehrhafter Bau, eben eine Burg, gemeint ist.

Ein solch wehrhafter Bau stand auch in Sötern, und wir haben in diesem Falle auch die Beweise für ihn.

Wenn am 3. September 1294 Nikolaus, der Sohn des verstorbenen Henzos v. Sötern, seinen Teil des Hauses Sötern dem edlen Mann und Ritter Theoderich v. Ruland als Lehen übergibt, so wissen wir, daß mit dem Haus eine Burg gemeint war. Aber die übrigen Zusammenhänge können nicht in den Ablauf der Entwicklung eingeordnet werden. Denn wieso konnte Nikolaus über seinen Burgteil, den er doch als Lehen der Herren v. Vinstingen besaß, in dieser Weise verfügen, ohne daß der Lehnsherr seine Zustimmung gab? Tatsächlich wird ein Herr v. Ruland weder vorher noch nachher noch einmal im Zusammenhang mit der Burg in Sötern oder der Herrschaft Eberswald genannt. Wir müssen uns jedenfalls damit begnügen, festzustellen, daß im Jahre 1294 die Burg Sötern schon bestanden hat.

Im Jahre 1337 haben sich die Herren Mohr v. Sötern als Vasallen der Herren v. Vinstingen offenbar an deren Fehde gegen den Erzbischof Balduin von Trier wegen der Herrschaft Blieskastel beteiligt. Dabei scheint die Burg von Balduin erobert worden zu sein. Denn im nächsten Jahre mußten Bertold v. Sötern, Ritter, Johann Hornbach und die Brüder Philipp und Johann v. Sötern, Gemeiner des Hauses Sötern, ihre Burg Sötern dem Erzbischof als Lehen übergeben. Dabei verpflichtete sie dieser gleichzeitig, die Schäden an der Burg baldmöglichst auszubessern.

Im Laufe der Zeit waren immer mehr Leute an der Burg beteiligt, sei es, daß sie durch Heirat Anteile erhielten oder durch Kauf oder Pfandschaft. Eine solche Burg nennt man Ganerbenburg und die Teilhaber Ganerben oder Gemeiner. Wenn so viele Leute an einer Burg beteiligt waren und zum großen Teil auch darin wohnten, dann bot ein solches Verhältnis vielen Anlaß zu Reibereien. Es mußte zum mindesten klargestellt werden, wie die Unterhaltungskosten für den Bau aufzubringen waren, und es mußten verpflichtende Regeln für das Zusammenleben aufgestellt werden. Das geschah in den sogenannten Burgfriedensverträgen, die von allen Gemeinern beschworen wer-

den mußten. Auch von der Burg Sötern sind einige „Burgfrieden“ erhalten (StA. Koblenz, Abt. 53, C 45, Nr. 55). Unter dem Wort „Burgfrieden“ versteht man zweierlei. Man meint damit zunächst den Vertrag selbst und dann den Bezirk, in dem der Vertrag gelten sollte.

Da ist zunächst der Burgfrieden von 1361, der zwischen den Gemeinern Bechtolf v. Sötern, Ritter; Johann v. Hornbach, der Alte; Arnold und Bertolf, Herrn Johanns selig Söhne; Eberhard und Heinrich v. Crove; Cleßgen und Johann Hornbach v. Sötern, der Junge, abgeschlossen wurde. Schade, daß die Siegel dieser Gemeiner, die an den Vertrag angehängt wurden, nicht mehr erhalten sind, so daß es nicht möglich ist, alle Beteiligten genealogisch einzuordnen.

In diesem Burgfrieden wurden wie alljährlich von den Gemeinern aus ihrer Mitte zwei Baumeister bestellt. Diese beiden waren für die Unterhaltungsarbeiten an der Burg verantwortlich, und sie hatten die auf die Beteiligten entfallenden Anteile an den Kosten festzulegen. Es wurde weiter bestimmt, daß die anteiligen Kosten von den Gemeinern innerhalb von 14 Tagen nach Anforderung zu bezahlen seien. Wer aber seine Kosten nicht bezahle, solle seinen Anteil an der Burg verlieren.

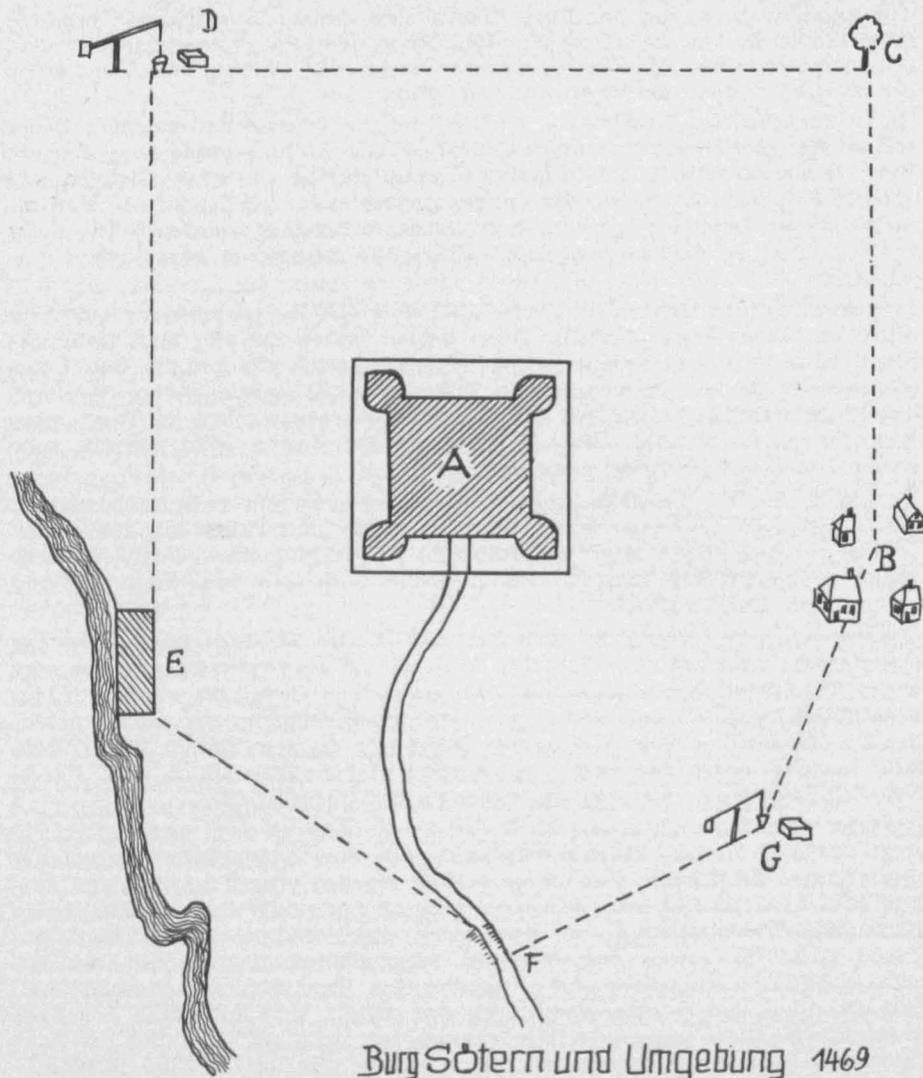
In einem zweiten unvollständigen Burgfrieden wird der Burgfriedensbezirk genau festgelegt, und zwar wird er noch in einem „Extraktus“ aus dem Burgfrieden von 1469 (HStA München, Eckbrecht v. Dürkheimsches Archiv Nr. 1069) genau so beschrieben (die an zweiter Stelle stehenden Bezeichnungen sind von anderer Hand zugesetzt):

„Der angehen soll von dem obengenannten Hause Soettern (A) bis an das Oberdorf (B) und von dem Oberdorf da herab bis an den Baum (C), den man nennt Tuederling/Queckeneich, und von demselben Baum bis an den Hildeborn/Hellebörge (D) und von dem Hildeborn/Hellebörge bis an Herrn Johannes Mühle (E) und von derselben Mühle bis an den Hohlen Weg (F), da man ausgehet gegen das Feld, und von dem Hohlen Weg bis an den „Haselborn“/Hieselborn (G) und von da wieder an das Oberdorf (B).“

Die hier beigefügte Skizze ist nach der Zeichnung von 1469 angefertigt. Sie zeigt uns auch einiges über die Burg: Es war eine quadratische Anlage mit vier starken Ecktürmen, von einem breiten Graben umgeben, über den eine Zugbrücke führte. Die nach außen vorspringenden und somit die Ringmauer flankierenden Mauertürme an den vier Ecken sind in ihrem blattförmigen Grundriß etwas ungewöhnlich. Wir können uns danach also in etwa ein Bild machen, wie die mittelalterliche Burg Sötern ausgesehen hat, und erkennen, daß es eine Wasserburg war. Leider sind im Innern der Burg keine Einzelheiten angegeben. Wir wissen also nicht, ob sie außer den vier Ecktürmen sich an die Ringmauer anlehnten und sich inmitten des Burghofes ein Bergfried erhob.

Wir wissen auch kaum etwas über die Schicksale der Burg. Sie wird gelegentlich in Urkunden erwähnt, aber meistens nur am Rand. 1350 stellte Johann v. Sötern dem Gerhard Vogt v. Hunolstein seinen Teil des Hauses Sötern für „zwei Kriege“ zur Verfügung. 1452 beschwor Graf Johann v. Nassau-Saarbrücken den Burgfrieden für den Teil der Burg Sötern, welchen Bechtold v. Sötern und dessen Frau Hildegard v. Dienheim ihm verpfändet hatten (StA Koblenz, 22/1637). 1456 gab Heinrich v. Sötern „die armen Leute zu Sottern vor dem Schloß zu Obersottern, zu Gewillern und zu Swartzenbach“ auf fünf Jahre dem Herzog Ludwig v. Pfalz-Zweibrücken in Schutz und Schirm, gegen eine Abgabe von 1½ Malter von jedem Hausgeseß.

Irgendwo habe ich auch gelesen, daß Burg Sötern im Jahre 1518 in einer Fehde verbrannt, aber bald wieder aufgebaut und wahrscheinlich vergrößert



Burg Sötern und Umgebung 1469

worden sei. Aber Näheres kann ich leider nicht mehr angeben. 1556 heißt es in dem Ehevertrag zwischen Johann Vogt v. Hunolstein und Elisabeth v. Hagen, daß Johann „gen Soittren reiten, jagen, fischen und dort haushalten mag, doch auf seine Kosten“. Seit dieser Zeit waren die Vögte v. Hunolstein Besitzer der Burg Sötern. Am 1. September 1589 feierte Wilhelm Vogt v. Hunolstein in der Burg zu Sötern, die damals im Besitz seiner Mutter Elisabeth war, mit großem Prunk vier Tage lang seine Hochzeit mit Anna Maria v. Landsberg. Die stattliche Liste der Hochzeitsgäste umfaßte folgende Namen:

Von des Bräutigams Seite: der Wild- und Rheingraf Otto mit 12 Pferden, Nikolaus Erbschenk v. Schmidburg mit 3 Pferden, Caspar v. Eltz mit 4 Pferden, Friedrich v. Steinkallenfels, Philipp Jakob v. Flersheim, Marsilius v. Reienberg, Hans Heinrich Schenk v. Schmidburg, Johann Schweikart und Jo-

hann Adam Vögte v. Hunolstein, Johann v. Warsberg, Philipp v. Wildberg, Marsilius v. d. Leyen, Hartmann v. Cronenberg, Johann Riedesel v. Eisenbach, Dietrich Greiffenklaue v. Vollrats, Hans Endres und Philipp Erwein v. d. Leyen, Georg v. Oberstein, Hans Reinhard Brömser v. Rüdesheim, Hans Schweikart und Johann Friedrich v. Sickingen, Johann Friedrich und Hans Anton v. Eltz, Kaspar Kratz v. Scharfenstein, Johann Ludwig und Johann Nikolaus v. Hagen, Hans v. Kerpen, Georg Wilhelm v. Sötern und Paulus v. d. Fels, meistens mit drei Pferden;

Von der Seite der Braut: ihre Mutter mit 16 Pferden, ihre Schwester Frau v. Lützelburg, die Herren v. Roßfeld, Hattstein, Sturmfeder, Hieronimus v. Levenstein, Philipp Daniel v. Hagen, Johann v. Hochstein, Ludwig Alexander v. Sötern, Augustin Freiherr v. Morsberg, Jakob Siegmund und Hans Erhard v. Reinach, Hans Ludwig v. Andlau, Wilhelm und Nikolaus v. Uttenheim, die Witwe v. Schönau, Hans Jakob Wurmser, Bernhard und Walter v. Lützelburg, die Witwe v. Schwarzenburg mit ihrer Tochter, Wolfgang Kranz v. Geispolzheim, Salentin Faust v. Stromberg, Johann v. Helmstadt, der v. Schauenburg, der Junker v. Braubach, meistens mit 3 Pferden.

Beinahe könnte man sagen, daß fast der ganze Hunsrücker und Westricher Adel auf dieser Hochzeit vertreten war, aber es waren auch Leute aus dem Elsaß darunter. Man mag sich nun vorstellen, wie diese Leute in Sötern untergebracht waren, wie sie zu Tisch gingen und wie sie feierten. In der Burg in Sötern konnten sie jedenfalls nicht alle unterkommen, denn es handelte sich immerhin um 55 Gäste mit etwa 180 Dienern und Dienerinnen, zusammen also um rund 240 Personen mit ebensovielen Pferden, wenn auch nach einer Beschreibung von 1603 die Burg „schön und geräumig“ war. Und die Hochzeitskosten stiegen auf die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 1 109 Gulden 11 Albus.

Zu dieser Zeit war die Mutter des Bräutigams noch an der Burg in Sötern beteiligt. Zwei Jahre später aber übersiedelte sie in das Schloß in Merxheim an der unteren Nahe und überließ ihren Anteil an Sötern ihrem Sohne Johann Schweikart Vogt v. Hunolstein. Doch wir wollen die vielen Teilungen und Familienverträge der Vögte v. Hunolstein unberücksichtigt lassen, da sie auch nichts Näheres über die Burg aussagen.

Im Dreißigjährigen Krieg ist die Burg mit ihren veralteten Wehranlagen wohl öfters besetzt worden. Noch gegen Ende des Krieges wurde ein Söhnchen des Vogt v. Hunolstein in der Burg Birkenfeld getauft, weil die Mutter „wegen der streifenden Parteien“ von Sötern ausgewichen und in der Herzogin Behausung in Birkenfeld niedergekommen war. Die Burg in Sötern hat also demnach keinen ausreichenden Schutz mehr bieten können gegen umherziehende Kriegsscharen. Doch konnte immerhin 1674 der französische Marschall Turenne vorübergehend sein Hauptquartier in der Burg aufschlagen. Dann ist sie abgerissen worden oder verfallen und statt dessen in Sötern ein für damalige Zeit modernes Schloß, wohl ein schlichter Barockbau, erbaut worden, über dessen Lage mir 1949 ein früherer Lehrer aus Sötern, Herr Weiß in Kirnsulzbach, folgendes mitteilte:

„Es bestand aus drei Flügeln, hatte also die Form eines nach Westen offenen Rechtecks. Auf seinen Fundamenten (Südflügel) stehen die Wohnhäuser von Dr. Schoen und Ment. Auf den Fundamenten des Ostflügels liegen Bier- und Eiskeller von Ment sowie Wohnhaus Pick. Der Nordflügel ist nur zur Hälfte in dem Korbschen Anwesen zu erkennen. Die Einfahrt zum Hofe Ment-Schoen war damals nicht vorhanden. Dort stand die zweite Hälfte des Nordflügels. Ich besaß einen Grundriß des Schlosses aus dem Jahre 1780.“

Das Schloß wurde in der Französischen Revolution als Nationaleigentum beschlagnahmt und versteigert. Steigerer sollen die Brüder Cetto in St. Wendel gewesen sein. Schloß und Nebengebäude wurden abgerissen, das Gelände wurde zu Baustellen parzelliert und verkauft. Allzulange hat also das Schloß nicht gestanden, denn es ist frühestens von dem letzten Vogt v. Hunolstein, vielleicht auch noch später von den Eckbrecht v. Dürkheim erbaut worden.

Über die Lage des Schlosses sind wir demnach genau unterrichtet. Aber wo lag eigentlich die mittelalterliche Burg? Schon in meiner oben genannten Arbeit von 1951/52 deutete ich an, daß sie nicht unbedingt an der Stelle gelegen haben muß, an der später das Schloß erbaut wurde. Und tatsächlich muß man heute sagen, daß sie an anderer Stelle lag. Betrachtet man sich nämlich die Skizze des Burgfriedens von 1469 genauer, dann kommt man zu der Überzeugung, daß sie gar nicht in Sötern selbst, sondern zwischen Obersötern und dem Söterbach gelegen haben muß. Es bleibt also noch die Aufgabe, die Stelle, an der Burg Sötern lag, zu finden.

Besuch des Schwedenkönigs in Wolfersweiler

Volkssage und Wirklichkeit

VON EMIL LUDWIG SEIBERT † 1961

In der Heimatgeschichte spielen die Überlieferungen alter Geschehnisse eine große Rolle. Geht man den Dingen auf den Grund, dann stellt sich heraus, daß die den Sagen zugrunde liegenden Begebnisse zumeist gar nicht so weit zurückliegen; die einzelnen Tatsachen sind nur verschoben, und wenn sie zeitlich zu rechtgerückt werden, entsteht erst das richtige Bild. Die in den Archiven aufbewahrten Akten geben uns Auskunft über viele Zusammenhänge, und mit deren Hilfe ergibt sich eine klare Darstellung der Ereignisse.

In der „Geschichtlichen Heimatkunde der Birkenfelder Landschaft“ von Prof. Dr. H. Baldes ist in dem Abschnitt über die Ortsgeschichte von Wolfersweiler (S. 415) auf ein Ereignis hingewiesen, das auch im Kreisanzeiger der „Saarbrücker Zeitung“ vom 7. April 1951 (Nr. 81) gestreift wurde. Bei Betrachtung der Kriegszeit des 17. Jahrhunderts schreibt Baldes: „Noch heutigen Tages erzählt man sich von jener Zeit, u. a. auch, der große Schwedenkönig Gustav Adolf sei 1632 mit seinem Kanzler Oxenstierna in Wolfersweiler gewesen und habe einige Tage ‚ins Baume‘, der Wirtschaft zum grünen Baume gewohnt.“ In dem schon angegebenen Artikel vom 7. 4. 1951, betitelt: „Wolfersweiler in verklungenen Tagen“ wird diese Begebenheit folgendermaßen dargestellt: „Im Dreißigjährigen Kriege wurde Wolfersweiler größtenteils zerstört, später aber wieder aufgebaut. Von den damals bei der Zerstörung übriggebliebenen Gebäuden ist noch eins vorhanden. In diesem Hause, ‚Bame‘ genannt, habe damals der Schwedenkönig Gustav Adolf mit seinem Kanzler Oxenstierna logiert. Bei diesem Hause, der Wirtschaft ‚zum grünen Baum‘, stand ehemals eine alte Schmiede — dieselbe ist heute verfallen —, in welcher die Pferde des Schwedenkönigs beschlagen worden sein sollen. Hier liegt aber wahrscheinlich eine Verwechslung mit einem Nachkommen des Schwedenkönigs vor. Die Nachkommen waren später (um 1700) Herzöge von Zweibrücken.“ So weit die Überlieferung.

Als wesentliche Ereignisse aus dieser Volkserzählung sind die Anwesenheit des Schwedenkönigs Gustav Adolf in Wolfersweiler und seine Unterkunft in „Baame“, wie der Hausname noch heute heißt, anzusehen. — Gustav Adolf war jedoch in seinem Kriegszuge in Deutschland nicht so weit nach Westen vorgedrungen, und erst 1632, seinem Todesjahr, bis zum Mittelrhein gekommen¹⁾. Es kann sich daher nur um einen späteren Besuch eines Schwedenkönigs handeln. Das Herzogtum Pfalz-Zweibrücken, zu dem Wolfersweiler gehörte, wurde bis 1681 von Fürst Friedrich Ludwig regiert. Nach dessen Tode waren die Schwedenkönige, der Seitenlinie Pfalz-Kleeburg entstammend, die Nachfolger. Bis 1697 regierte Karl XI., dem folgte Karl XII., dessen Sohn, bis 1718, auf diesen Gustav Samuel von Pfalz-Kleeburg bis 1731. In diesem Jahr kam die Linie Pfalz-Birkenfeld auf den Thron²⁾. Innerhalb der Regierungszeit der Schwedenkönige — von 1681 bis 1731 — muß also das Ereignis des Besuches eines Schwedenkönigs in Wolfersweiler eingetreten sein. Hierüber findet sich im Archiv der ev. Pfarrkirche in Wolfersweiler ein Hinweis. Im Jahre 1719 machte der Schwedenkönig Gustav Samuel seinem Herzogtum Zweibrücken bzw. dem zweibrückischen Amte Nohfelden einen Antrittsbesuch und war bei dieser Gelegenheit auch in Wolfersweiler³⁾. Dieser Besuch liegt der Überlieferung zugrunde. Nun bleibt noch zu klären, was es mit dem Kanzler Oxenstierna für eine Bewandnis hatte.

Auch hierüber liegen Aufzeichnungen vor. Die Schwedenkönige ließen das Land durch Gouverneure verwalten. Als solche werden genannt: Graf Oxenstierna (wahrscheinlich ein Nachkomme des Kanzlers Gustav Adolf) und ein Baron Strahlenheim⁴⁾. Bei dem Besuch des Schwedenkönigs Gustav Samuel in Wolfersweiler ist der Gouverneur Graf Oxenstierna in seinem Gefolge. Es erhebt sich nun die Frage, warum der Schwedenkönig seinen Wohnsitz nicht in dem nahegelegenen Schlosse Nohfelden genommen hat. Aber die Burg war im Jahre 1646 zerstört und nur so weit wieder aufgebaut worden, daß der Amtskeller und die sonstigen herrschaftlichen Bediensteten untergebracht waren⁵⁾. Auf diese Weise erklärt es sich, daß die Unterkunft in Wolfersweiler genommen wurde.

Der Hausname Baame, wie die Wirtschaft zum grünen Baume genannt wurde, stammt nicht von einem Baume, der vor dem Hause angepflanzt war, sondern war der Familienname des Inhabers der Wirtschaft. In Wolfersweiler waren vor und einige Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg keine Angehörigen des Geschlechtes Baum ansässig. Diese wohnten zunächst nur in Mosberg, und erst der 1666 geborene Christian Baum ließ sich in Wolfersweiler nieder. Er heiratete am 19. 10. 1688 die Anna Katharina Geiß, Tochter des Gemeinmannes Johannes Geiß und seiner Ehefrau Barbara geb. Winkbacher. Christian Baum starb am 20. 8. 1723 in Wolfersweiler⁶⁾. Es dürfte der erste Besitzer der Wirtschaft Baame gewesen sein und das Anwesen um 1700 herum errichtet haben. Späterhin haben noch mehrere Angehörige der Familie Baum nach Wolfersweiler geheiratet und sich dort niedergelassen, jedoch ist in dem Verzeichnis der Gemeinleute und Hintersassen von 1790 der Name Baum nicht vertreten⁷⁾.

Auf die Wirklichkeit zurückgeführt, war es demnach der König von Schweden Gustav Samuel, der mit dem von seinem Vorgänger Karl XII. eingesetzten Gouverneur Graf Oxenstierna im Jahre 1719 Wolfersweiler besuchte und hierbei in „Baame“ Wirtschaft einkehrte.

Anmerkungen: 1) und 2) Baldes: Geschichtliche Heimatkunde der Birkenfelder Landschaft. 3) E. L. Seibert: „Der Kampf ums Hausfaß“ in „Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde Birkenfeld“ im Juni 1935. 4) Kirchenrat C. Bott, Nohfelden: „Chronik der Pfarrei Nohfelden, Ellweiler“. 5) Baldes. 6) Kirchenbuch Wolfersweiler und 7) Staatsarchiv Koblenz.

Vom alten Bauernrecht

Das Weistum des „Königreichs“ im Ostertal

VON HANS KLAUS SCHMITT

Wir alle haben überwiegend bäuerliche Vorfahren, wenn wir die Kette der Geschlechter bis ins Mittelalter zurückverfolgen. Was wissen wir von ihrem Leben? Meistens nicht sehr viel, und das wenige nur aus zweiter Hand: aus Geschichtsbildern und Darstellungen. Die ursprünglichsten, reichsten Quellen dagegen sind fast gar nicht bekannt: es sind die Bauernweistümer, von denen sich viele in den Archiven erhalten haben. Sie sind dank dem Interesse, das Jakob Grimm als erster bei der Wissenschaft dafür geweckt hat, veröffentlicht worden.

Was ist ein Weistum? — Weistum nennen wir die Erklärung des Rechts durch die, welche es selber angeht: Das sind die Rechtsgenossen, in deren Bewußtsein nach mittelalterlicher Anschauung das Recht von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wird. An ihre Weisung ist die Obrigkeit gebunden; es steht nicht in deren Belieben, was Recht sein soll. Das Recht des Mittelalters ist ständisch gegliedert: Der Bauer lebte nach anderem Recht als der Bürger, Ritter oder Kleriker.

Über das Bauernrecht also geben die Weistümer Auskunft. Jahrhundertlang sind sie mündlich erteilt worden, den Vögten, Meiern und Amtleuten, die im Auftrag irgendeines weltlichen oder geistlichen Grundherrn oder auch einer freien Markgenossenschaft der Rechtspflege und Verwaltung auf dem Lande vorstanden. Später hat man sie, namentlich im 14., 15. und 16. Jahrhundert, der Bequemlichkeit halber aufgezeichnet und dann vorgelesen, aber an der Zuständigkeit der Gerichtsgenossen zur Erklärung und Ergänzung änderte sich damit nichts. Solche Weistümer sind in Gebrauch geblieben, bis die Gerichte nicht mehr im Freien, „unter der Linde“, abgehalten, sondern in die Amtsstube verlegt wurden, bis die alten, gewachsenen Rechtseinrichtungen neuen, von den Landesherren verordneten, weichen mußten, bis das ungelehrte einheimische Recht dem Gelehrtenrecht Platz machte, bis der einfache Mann seinen Schöffenplatz dem studierten Manne überließ und die alte Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Verfahrens dahin waren.

Wir wollen nun das Weistum des „Königreichs“ (Königreicher Hof bei Niederkirchen) zu uns sprechen lassen. Dieses Recht, in Frage und Antwort erklärt, ist so lebensnah und verständlich als nur irgend denkbar. Aus ihm können die Bewohner des oberen Ostertales Anschauung schöpfen über ihre Vorfahren. Sie werden sich mit einiger Mühe in dem alten Text zurechtfinden und dabei sehen, wie im Weistumsrecht das Sinnhafte und Gegenständliche, Naivität und Treuherzigkeit vorherrschen. Es sind aus ihm zu erkennen die Tatbestände des bäuerlichen Lebens, u. a. Frondienst, Frevelbuße, Besthaupt, Jagd und Fischerei. Der nachstehende Text des Weistums ist der Veröffentlichung „Drei Weistümer unserer engeren Heimat“ von Karl Schwingel (in „Volkstum und Heimat“, Monatsbeilage der Ottweiler Zeitung vom April 1937) mit freundlicher Erlaubnis des inzwischen verstorbenen Verfassers entnommen. Die von Schwingel gegebenen 10 Anmerkungen sind zur weiteren Erläuterung auf 19 vermehrt worden.

Das Weistum des Königreichs.¹⁾ 1550.

In gottes namen amen. kund unnd zuwissen seye allen ansehern unnd horern denen dieses offen Instrument zulesen oder zubesichtigen zu unnd fürkompt.

Das als man zahlt vonn Cristi unnsers lieben herrn unnd seligmachers gepurt fünfzehen hundert unnd fünfzick jar der achtenn Romer Zins zale Juditio genannt uff Donnerstag den ersten May zwischen elffen und zwolffen umb den mittag krönung des aller heiligsten Inn gott vatters unnd herrn Julii Papsts des Dritten des namens in seiner heiligkeits ersten jare zu Marth uff dem Konigrich²⁾ genent vor mir offen Notarien unnd glaubwürdigen gezeugen nachgeschriben persönlich erschienen unnd gestanden sein. Die Edlen unnd Erenachporen Petter vonn Geispitzheim³⁾ Oberamtman zu Ottwiller unnd Homburg, Hanns Dietter, Rentmeister zu Ottwiller inn Namen unnd von wegen des wohlgebornnen herrn herrn Johansen, graven zu Nassauw⁴⁾ unnd zu Sarbrückchen, hern zu Lar, Ihres genedigen herrn, auch seiner gnaden schultheiß des konigrichs Junghanns der Schumacher, unnd geben zu erkennen, wie sie vonn Wolgedachtes Ires gnedigen heren wie vonn alter unnd alle jar uff obbestimpten tag, nemlich uff den meitag, Irer gnaden Jarding⁵⁾ deren oberkeith des ernenten konigrichs zu halten unnd in willen, unnd fieng erstlich der schultheiß Junghanns inn Namen wolgedachts mines genedigen heren, an den huber, nemlich Hans Schwitzer zu Marth, zu manen unnd beluede in uff recht zu bringen, wenn ehe es zeit unnd stund were, einem genedigen heren sein Jarding des konigrichs anzufangen unnd das mit recht? antwurth der huber: wann ehe es denn schultheißens Zeit sein bedunck, so sie es dem huber auch gelegen. Daruff der schultheiß weiter den huber außbeladen, recht zu bringen, was man further mit recht anfahren soll? antwurt der huber: man solte denn huber manen unnd verlesen.⁶⁾ Daruff seint die huber durch denn huber gemant unnd verlesen worden. Uff dieses hat der schultheis nemlich wider außbeladen recht zu bringen, was man further mit recht anfahren soll? antwurt der huber: man soll fried unnd ban sprechen. Daruff der schultheis gefragt, wer sollichs thun soll? antwurt der huber: wenn der schultheis heist. Daruff der schweitzer,⁷⁾ der ein huber, gesprochen: schultheis, wolt Ir denn Hoff stann lassen wie von alter? antwort der schultheis: er wolle denn lieber besseren den ergeren.⁸⁾ Darauff der huber anfahet unnd spricht bann unnd frieden vonn wegen unnd gewalt eines römischen konigs, unnsers genedigen heren vonn Nassow als einem wissenthaften vogt, Ihrer beider Schultheis, des hoffs alle gemein, unnd hieße alle, die Inn dis Jarding, die mit recht darin gehörig, unnd verbotte, das keiner dem andern sein stul besitz, uff dieße stund, er thette den das mit urlob des gerichtts, er gebott, das niemants dingte oder thedingte, er thette den das mit urlob des gerichtts, der herending were dan außgedingt nach dem end unnd nach dem rechten. So einer demselben anders thette, das er darumb den wandelt schuldig were. das gebotte der huber die ein, die zweit, die dritt stund unnd sprach: der schultheis soll sollichs gebieten, das es also gehalten werde. antwurt der schultheiß: es ist vonn meines genedigen heren wegen gebotten. Nachdem der schultheis den huber wider außbeladen, recht zu bringen, ob der huber sein wort gethan hab, wie er mit recht schuldig ist zuthun! antwurt der huber: er hab dißmall gethan, was er mit recht thun sollen.

Item es ist der huber wider außbeladen, recht zu bringen, wann ein huber Inn disem Jarding nit erscheint, was der verbrochenn habe? antwurt der huber, er sie unnsere genedigen heren die buß, nemlich v. β. § unnd den huberen ein sester weins verfallen.

Item hatt der schultheis denn huber wider außbeladen, recht zu bringen, wann einer, der uff dem konigrich begüet were, etwas verkaufft, unnd hinder andere heren zoge, was der meinem genedigen heren verfallen were? Daruff so antwurt der huber: er sie meinem genedigen heren ein besthaupt, dem Schultheisen die landtlossung,⁹⁾ nemlich iii¹⁰⁾ alb. iij §. unnd den hubern ein sester wein, thutt iij¹¹⁾ maß, verfallen.

Item Nachdem ein alter huber, der abgengig were, der setz seinen sun, sein tochter, sein Enckeln an, und der alt, der sun, die tochter, das Encklin verstorbe, ob nit das erst setzende das bestaupt¹²⁾ seines absterbens verfallen sey, ist der huber auch ußbeladen worden. Antwort der huber, nemlich schnider mathis¹³⁾: so lang er seiner blutsverwamter einer, nemlich sune, tochter, enckle, ansetze, so stirbt das hubgericht nit ab. Souiell aber das bestaupt betrifft solle der ansetzer das grin bestaupt gegenn dem schultheisen oder dem herren, zuuorderst dem es angehort, verfellig sein.

Item fraget unnd hett der schultheis denn huber ußbeladen, recht zu bringen, was einer, der gebott, verbott unnd allen oberbracht¹⁴⁾ triebe unnd vollenbrechte, mit stein abzackern, oder sunst, verbrochenn habe? Antworh der huber: was sonderlich nit hochwichtige sachenn weren, dasselbig sollte man an ein schultheiß des konigrichs gelangen, aber was sunst wichtiges an-treffe, soll man an meinen genedigen heren zu Nassouw als oberheren fur-tragen lassen.

Item der huber ist durch den schultheisen ußbeladen, recht zu bringen, wie weit einer des andern hub zu tragen habe oder nit, nemlich uff dem konig- rich? antwort der huber: geschwistert unnd geschwistert kinde, sunst verer noch weiter nit.¹⁵⁾

Item hatt der schultheis gefragt: so ein huber sterbe, wann ehe unnd welche Zeit man meinem genedigen heren das bestaupt hebenn unnd der verstorbenen freuntschafft der gebenn soll? Antwort: so der huber verstorben ist, so sollen seine nachkomenling kommen unnd sich mit einem schultheisen ver- tragen. komen sie alsdan nit zu bestimpter Zeit, so soll alsdann ein schultheis uff dem konigrich da sie wonnen, fordern, ein Jden zu hauß suchen unnd das bestaupt fordern.

Item es ist der huber, nemlich Mathis vonn Selchenbach,¹⁶⁾ meines genedigen fürsten unnd heren Hertzog Wolffgangs, Pfaltzgrauen unnd grauen zu Veldentz eigener, durch den Nassouwischen schultheisen ußbeladen, wer die hoch unnd nider oberkeith, gebott unnd verbott, zu hagen, zu jagen und fischen, freuell unnd buessen zu heben habe. recht zu bringen. Antwort der huber unnd weißt mit recht meinem genedigen hern vonn Nassouw die hohe unnd nider ober- keith gebot verbott, zu jagen, zu hagen, zu fischen, freuell unnd buessen zu heben, zu setzen unnd zu entsetzen unnd das mit recht.

Item ist auch Siemon vonn Bopach,¹⁷⁾ huber, durch den Schultheisen ußbe- laden, recht zu bringen, wann einer im Jarding, so man den huber manet, nit er- schine, was der zu büßen verbrochen? Antwortet der huber mit recht, so der huber ußgelesen, so ist der nit erscheinendt meinem genedigen hern zu Nassouw v. β. §. denn hubnern ein fester weins zu buessen.

Item hatt der schultheis Hanns Schwitzer zu Marth, hubner ußbeladen, r. z. br., wann einer ein gutt uff dem konigrich koufft, was derselbig kouffer meinem genedigen heren vonn Nassouw oder seiner gnaden schultheisen des konig- richs verfallen seye? Antwort der huber: vonn einem Kouff gepurt dem schultheisen zum ußgepott VI §. unnd sunst vom ufftrag iiij maßen wein, dauon geburen denn hubnern zwo, dem schutheiß die ander zwo.

Item hat der schutheiß auch ußbeladen Hell hannsen, hubner, recht zu bringen, wann ein hubner uff diessem konigrich beguetet, derselbig verstorbe, was der meinem genedigen hern von Nassouw vor ein Besthaupt dauon ußzurichten schuldig? Antwort der huber unnd bracht recht: das der verstorbenen Inn XIII tagenn dem schultheisen vonn eins grauen zu Nassouw wegen das bestaupt lieffern unnd das bestaupt sein soll, demnach einer uff dem konigrich beguetet seye, unnd will ich herunden bemelter geschworner no-

tarius bi diesem allem unnd den puncten, wie die vonn wort zu wort genugsam Inn diesem erzelt unnd Inserirt gehalten worden unnd ergangen ist, vonn wolgedachts mines genedigen hern Amptleut unnd bevelhabere an mich be- gert worden, sollichs alles inn eins oder mehr offen Instrument zu fertigen unnd somit disse ding geschehen unnd zugangen Im Jar Juditie monat tag bapstlicher krönung unnd an den ort als ob statt Inn bisein der Ersamen hansen Schlabatz¹⁸⁾, schultheis zu sanct wendelin, Callenborn¹⁹⁾ scheff unnd nicklaß Siemon, bittell dasselbs als gezeugen sonderlich hierzu beruffen unnd erbetten.

Subscriptio: Unnd wann ich, Nicolaus Pfeffelbach Clerick meintzer Bistumbs, vonn bapstlicher heiligkeith macht offener geschworener Notarius, mitsampt vorgeschribnen gezeugen bi solcher obgeschribnen ouch allen unnd yeden herin verleipten punct unnd articulen gegenwertig gewesen bin, das alles ge- sehen, gehort unnd gesehen, Darumb so hab ich dis Instrument In ein offen form gestellt dazu eigner handt und mit meinem gewenlich Zeichen gezeichnet zu gezeugknus aller und yder vorgeschribner sachen sonderlich darzugebett unnd berueffen.

Anmerkungen:

- 1) Der Text des Weistums ist in dem Aktenstück 22/2446 des Staatsarchivs Koblenz zu finden.
- 2) Königreicher Hof bei Niederkirchen, ein alter Fronhof der Grafen von Ottweiler.
- 3) Schon dessen Vater Konrad, † 1501, war Amtmann zu Ottweiler unter dem Burg- grafen Johann von Buschfeld.
- 4) Graf Johann IV., von dem Ottweiler 1550 seine städtische Freiheit erhielt.
- 5) Jarding = Jahrgeding (thing), Volksversammlung im Freien.
- 6) An den Eid erinnern und verlesen. Der weitere formelle Verlauf ist im allgemeinen der gleiche.
- 7) Schultheis Hanns Schwitzer, der am Jahrgeding teilnimmt.
- 8) Zusicherung der Unverletzlichkeit des Hofes durch den Vertreter des Herrn.
- 9) Auch „Auszug“ genannt. Die Losung von den grundhörigen Pflichten geschah durch eine Abgabe.
- 10) iij = 3.
- 11) iiij = 4.
- 12) Das Besthaupt ist eine auf das Obereigentumsrecht des Grundherrn zurückgehende Abgabe. In früheren Zeiten hatte der Grundherr das Recht, aus der Habe des Grund- holden das beste Stück Vieh an sich zu nehmen. Später sprach man den Erben vor- erst das beste Stück zu, dann erst soll der Grundherr kommen. Im Laufe der Zeit wurde diese Naturalabgabe in eine Geldablösung umgewandelt.
- 13) Huber Mathis von Selchenbach.
- 14) Übertretungen, sofern sie schwererer Natur waren, gehörten vor das Hochgericht.
- 15) Begrenzung der Erbfolge auf die nächsten Blutverwandten.
- 16) Zum Hubnergericht des Königreichs gehörte auch Selchenbach, Bubach und Marth.
- 17) Bopach = Bubach.
- 18) Hans Schlabatz, Sohn des St. Wendeler Kellners Sch., verwaltete von 1550 bis 1585 die Stadt- und Amtsschultheißerei. Er besaß das Stubersche Freihaus am Frucht- markt, welches er wahrscheinlich als Erbe der Familie Stuber vom Erzstift Trier zu Lehen trug.
- 19) Hans Kallenborn, Hochgerichtsschöffe zu St. Wendel, taucht sehr oft in St. Wendeler Urkunden gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf.

Es ist keiner unter Ihnen allen, dem die Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte.

Schiller

Akad. Antrittsrede a. d. Universität Jena, 1789

Zur Geschichte „Königreichs“ und des Königreicherhofes im Ostertal

VON ALBERT ZINK

Für einen Teil des oberen Ostertals taucht in der ältesten Zeit die Bezeichnung „Königreich“ auf. Der erfolgreiche saarländische Forscher Kurt Hoppstädter hat in einer Veröffentlichung „Das Königreich im Ostertal“¹⁾ die Grenzen dieses Bezirks festgelegt. Dabei bezog er sich auf einen undatierten Vermerk in Urkunden des 15. und 16. Jahrhunderts, der zu dem Königreich die folgenden Orte zählt: Bubach, Breitenbach, Osterbrücken, Krottelbach, Dörrenbach, Dunzweiler, Fürth, Herchweiler, Happersweiler, Leitersweiler, Marth, Niederkirchen, Werschweiler, Selchenbach und Sülzweiler (unbekannt).

Hoppstädter erwähnt auch, gestützt auf Ruppertsberg²⁾, den Verkauf des Königsreiches im Jahre 1491 durch den Lichtenberger Amtmann Thomas von Kontwisch um 100 Gulden an den Grafen Johann Ludwig von Nassau-Saarbrücken „mit allen Rechten, die die Huber (in einem Register eingetragen) jährlich am Maltag (Walpurgistag) wiesen“³⁾. Die dem Kaufvertrag beigegebene Grenzbeschreibung des Gebietes nennt jedoch nur die Orte Selchenbach, Herchweiler (als Grenzort), Marth und Bubach. Falls Hoppstädters undatierte Quelle zuverlässig ist, so darf mit ihm angenommen werden, daß bis 1491 das Königreich erheblich zusammengeschrumpft war.

Zweifelloos war es, wie auch Hoppstädter vermutet, ein Teil des Reichslandes bei Kaiserslautern. Das geht aus dem Weistum „zu Marth uff dem Königreich“ vom 1. Mai 1550 hervor⁴⁾. Im übrigen glaubt Fabricius an der gleichen Stelle, „daß es sich beim Königreich um einen Bezirk handeln möge, der für den König bei der Schenkung des Remigiuslandes zurückbehalten wurde.“

1603 wurde das Königreich von Nassau-Saarbrücken tauschweise an Pfalz-Zweibrücken abgetreten. Von da an schweigen die Quellen über 100 Jahre lang.

1731 begann eine zweibrückische Renovationskommission an Hand eines in Marth aufbewahrten „Königsreichbuches“ in dem Königreich die Vakanzen (herrenloses Land) aufzunehmen, die nach dem Dreißigjährigen Krieg nicht nur da, sondern überall einen großen Umfang angenommen hatten.

Bis zur Renovation hatten die an das Königreich „anstoßenden Gemeinden“ diesen Bezirk als „gemeinsames Land“ besessen, um ihn zu beweiden oder ungenutzt liegen zu lassen. Wer bei der nun erfolgten Regelung der Besitzverhältnisse Eigentumsrechte geltend machen konnte, wurde darin belassen. Von dem Angebot, herrenloses Land gegen einen geringen Betrag zu erwerben, machte indessen niemand Gebrauch.

Nach einem am 1. Juni 1731 niedergeschriebenen Protokoll wurden den Gemeinden, die eine Huberschaft gebildet hatten, nämlich Selchenbach 400^{1/2} Morgen, Marth, Niederkirchen und Hoof 369 Morgen und Bubach 280 Morgen, als Eigentum zuerkannt. Der Rest wurde als „bona derelicta“ von der zweibrückischen Herrschaft eingezogen, um das zum großen Teil unbebaute Land zu kultivieren und in ein Hofgut umzuwandeln. Mit dieser Regelung fanden sich die Gemeinden 30 Jahre lang ohne Widerspruch ab.

Der Landbesitz der drei Gemeinden Bubach, Selchenbach und Marth hatte sich durch diesen Zuwachs erheblich vermehrt. Er stieg für Bubach mit 16 Gemeinleuten (= Haushaltungen) von 1224 Morgen auf 1504 Morgen, für Selchenbach mit 28 Gemeinleuten mit den aus dem Königreich überlassenen 400^{1/2}

Morgen und mit 100 Morgen, die sich aus der Renovation der „Langenbacher großen Hub“ ergaben, von 1344 Morgen auf 1844^{1/2} Morgen, für Marth mit 14 Gemeinleuten mit den 396 Morgen aus dem Königreich und etwa 200 Morgen „aus der großen Gemeinschaft mit Niederkirchen und Hoof“ von 558 Morgen auf 1154 Morgen. Mit dieser Rechnung wollte die Behörde den unzufriedenen Gemeinden beweisen, daß es ihnen an Land nicht mangle, im Gegensatz zu dem mit Ochsen „wohlbespannten“ Konken (40 Gemeinleute), das nur 2105 Morgen Land besaß, ohne zu klagen.

Bei dieser Gelegenheit sei noch auf die besonderen landwirtschaftlichen Besitzverhältnisse dieser Zeit hingewiesen, die wir einem Bericht von 1761 entnehmen: Zwischen den Orten Bubach und Saal, Saal und Niederkirchen, Niederkirchen und Marth, Marth und Hoof, Selchenbach und Langenbach u. a. bestand „eine unordentliche Gemeinschaft der Güter und Bäume“. Das führte zu allerlei Streitigkeiten und behinderte den Ackerbau. Das Land wurde alle paar Jahre ausgeteilt, so daß schließlich kein Bauer mehr sagen konnte, ob dieses oder jenes Stück Land ihm gehöre. Das Land wurde vernachlässigt, selten gedüngt und noch weniger mit wilden oder andern Obstbäumen bepflanzt. Bei der Neuaufnahme der Güter hielt Niederkirchen flehentlich an, aus dieser Gemeinschaft entlassen zu werden, was auch geschehen war.

Nach der Renovation wußte Zweibrücken mit dem eingezogenen Land nichts Rechtes anzufangen. Unter stillschweigender Duldung der Herrschaft betrachteten es die Gemeinden immer noch als ihr Eigentum und beweideten es so, wie sie es von früher her gewohnt waren. Als in den sechziger Jahren die zweibrückische Ökonomiekommission damit begann, im gesamten Herzogtum auf den nicht oder nur zeitweise genutzten, den Dörfern zu weit entlegenen Ländereien des Herzogtums Zweibrücken, den Aussiedlerhöfen unserer Zeit um zwei Jahrhunderte vorseilend, rund 30 Höfe anzulegen, wurde auch der der Herrschaft zufallende Teil des alten Königreichs in dieses Projekt einbezogen.

Selchenbach, Marth und Bubach beobachteten diese Entwicklung mit großer Sorge, die aus den dicken Aktenbündeln spricht, die für diese Arbeit benützt wurden. Die Einwohner wollten auf ihre vermeintlichen Rechte an den unbebauten Teilen des Königreichs nicht verzichten, obwohl ihre Vorfahren sie in dem Protokoll vom 1. Juni 1731 schon preisgegeben hatten.

Die junge Generation sah sich jedoch in ihrer Wohlfahrt bedroht und verwies darauf, daß es in den Orten viele Einwohner gäbe, die kein Land besäßen und sich vom Bau des Willerungslandes (Drieschland) ernähren müßten. Bubach klagte über die großen Wildschäden und war deswegen ebenfalls auf Drieschland angewiesen. Selchenbach war empört, weil das ihm zustehende „Hollenwäldchen“ und das „zum Heiligenbösch“ gehörende Land, das der Gemeinde bei der Renovation der „Remigiusberger Hube“ zugesprochen worden war, später von der Herrschaft ohne Entschuldigung weggenommen wurde. Um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, drohten die Gemeinden mit der Auswanderung, die in jener Zeit besonders stark war.

Die Regierung wies diese Einwände zurück und stellte fest: Das „ganze Königreich“ bestand zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und lange danach aus „privaten, eigentümlichen Stücken“, weil sich niemand darum kümmerte und fast kein Mensch in „diesem Land“ vorhanden war. Die Familien waren geflohen (meist nach Holland) und später nur zum Teil zurückgekehrt. Die übrigen waren in der Fremde verdorben und gestorben. Das Königreich war zu Niemandsland geworden, in dem alle Grenzen verwischt waren, die bei der Renovation wieder festgelegt wurden. Die Selchenbach weggenommenen Stücke wurden deswegen beansprucht, weil sie mitten im Hofgelände lagen.



Hofhaus auf dem Königreicherhol (18. Jahrh.)

Die Wünsche der Gemeinden mißachtend, übergab um 1760 Herzog Christian IV. das Königreich der Madame Marianne Camasse, Gräfin von Forbach, mit der er eine morganatische Ehe führte. Im Frühjahr 1762 wurde die Grenze des Geländes mit 65 Steinen festgelegt, von denen sieben das Signum MC de F (Madame Camasse de Forbach) und die Jahreszahl 1762 trugen. Der erste Stein wurde gesetzt „an der Ecke des Waldes Krottelbacher Loch in dem da befindlichen Landgraben oberhalb des Stockweihers an der von Lichtenberg nach Breitenbach führenden Landstraße.“ So war aus dem Königreich der Königreicherhof geworden. Im gleichen Jahr wurde unter der Leitung und Aufsicht der herzoglichen Rentkammer mit dem Bau des Hofhauses begonnen. Das Bauholz wurde in der Winterhauch bei Frohnhausen, nördlich von Baumholder, geschlagen und von den Einwohnern der umliegenden Schultheißereien beige-fahren. Am 22. November hatten die Zimmerleute das Gebäude unter Dach gebracht.

Mit dem Bau der Ställe wurde 1763 begonnen. Weil der Herzog nach seiner Rückkehr von Mannheim vom Schloß Pettersheim aus zu jagen gedachte und der beim Pettersheimer Schloß zu errichtende neue Stall noch nicht fertig war, erging im August der Befehl, die Bauarbeiten auf dem Königreicherhof zu beschleunigen, damit die Pferde der Jagdgesellschaft dort untergestellt werden konnten.

Eine Besichtigung des Hofes am 17. Oktober 1763 ergab, daß die von der Gräfin von Forbach aufgewandten Mittel noch keinen Nutzen gebracht hatten. Sie hatte wahrscheinlich den Hof nur selten aufgesucht und sich auf ihren Verwalter verlassen.

Der Hof umfaßte damals 910 Morgen Ackerland mit teils gutem, teil kaltem und nassem Boden, 30 Morgen Wiesen auf dem Hofbann, 11 Morgen Wiesen in der Laubach auf Saaler Bann und 8½ Morgen Weiherwiesen bei Wahnwegen. Der Viehbestand belief sich auf etwa 26 Stück Rindvieh und 350 Schafe. Die Verwaltung übernahm für die folgenden sechs Jahre die Ökonomie-Kommission in Zweibrücken mit dem Ziel, die Viehzucht zu verbessern, die Wiesen zu vermehren und etwa 500 Schafe zu halten. Zum Düngen sollte der im Pettersheimer Marstall anfallende Pferdedung beige-fahren werden.

Ende 1765 meldeten sich drei Leute aus Hundheim am Glan — Johann Sebastian Theobald, Johann Nickel Jung und Jakob Jung — die bereit waren, den Hof zu übernehmen. Das erregte die Mißgunst derer aus Selchenbach, Marth und Bubach, die nun den Hof auch pachten wollten, aber abgewiesen wurden.

Am 17. Januar 1766 wurde mit dem Hunderheimer Trifolium ein Temporalbestand für die Zeit von Lichtmeß 1766 bis Lichtmeß 1773 abgeschlossen.

Die Herrschaft zeigte sich sehr großzügig und ließ es an nichts mangeln. Sie war bereit, den Pächtern das vorhandene Vieh, auch „Schiff und Geschirr“, sowie die Wintersaat und das vorhandene Stroh zu überlassen, allerdings mit dem Vorbehalt, nach Ablauf des Pachtvertrags diese Freigebigkeit nach dem Schätzwert zu vergüten. Der Pachtzins wurde auf 550 Gulden jährlich festgesetzt. Die Pächter hafteten einer für den andern mit ihrem Vermögen. Sie hatten von den Ernten den Zehnten zu entrichten, waren aber, wie alle herrschaftlichen Hofleute, von Fronen und Steuern befreit. 1767 wurde der ebenfalls aus Hundheim stammende Friedrich Jung, ein armer, mit sechs Kindern gesegneter Mann, als vierter Beständer angenommen. Niemand in der Nachbarschaft war bereit, für ihn eine Bürgschaft zu übernehmen, so wenig wie für die, denen er sich zugestellt hatte.

Auf dem Königreicherhof war eine mit zahlreichen Kindern versorgte Pächtergemeinschaft zusammengelassen, die kaum so viel erntete, als sie in ihrem Haushalt verbrauchte. Es fiel den Pächtern auch schwer, den Pachtzins aufzubringen. Die Herrschaft stellte sie vorsorglich unter Aufsicht, indem sie die Schultheißen beauftragte, den Verkauf von Vieh und Gerätschaften durch die Pächter rechtzeitig anzuzeigen. Da zu dieser Zeit der Hof mit einem vorteilhaften Pachtzins nicht angebracht werden konnte, wurde angesichts des Versagens dieser Pächter Jakob Hauser aus Altstadt, „ein fleißiger, des Ackerbaus verständiger Mann“, ab Martini 1767 auf drei Jahre als Geiselhofmann (Knecht) angenommen und das Gut wieder von der Ökonomiekommission verwaltet.

Ein besonderer Lohn wurde für Hauser nicht vereinbart. Um seinen Fleiß anzuregen, sollte er bei seinem Abgang von dem erzielten Überschuß den vierten Teil erhalten.

1769 wurde die Verwaltung des Hofes an den berüchtigten und betrügerischen Goldmacher des Herzogs Christian IV., Geheimrat Dr. Joseph Michael Stahl, übergeben. Nach dem bei der Übertragung aufgestellten Inventar waren auf dem Hof vorhanden: Das Hofhaus, bestehend aus zwei Pavillons samt einem dazwischen gelegenen Stall. Der eine Pavillon diente als Wohngebäude, der andere als Scheuer mit zwei Einfahrten. In dem Stallgebäude, über dem sich der Heuspeicher befand, war auch die Schäferei untergebracht. Dazu kamen noch der von der Ökonomie-Kommission erbaute Holz- und Wagenschuppen, zwölf Schweineställe und ein dem Schuppen gegenübergelegenes Tagelöhnerhaus. Im hinteren Hof befand sich ein Brunnen. Rundum war der Hof, den man durch zwei Tore und drei Türen betreten konnte, mit einer Mauer umgeben.

An Vieh waren vorhanden: Zehn Ochsen, fünf Kühe, ein Herdfasel, zwei zwei-jährige Ochsenstiere, zwei einjährige Ochsenstiere, zwei halbjährige Ochsen-rinder, vier Ochsen- und Kuhrinder, ein vierjähriges Stutenpferd, ein Herd-eber, zwei Mastschweine, drei Ferkel, acht Läufer, zwei „Ferkellos“, 15 welsche Hühner, fünf Gänse, sieben Enten, 30 Hühner, neun Tauben und zwei Hunde als Hofwächter. An Futter waren 1769 eingebracht worden: 37 Wagen Heu (je 12 Zentner), 16 Wagen Ohmet (je 12 Zentner). Die Strohvorräte beliefen sich auf 800 Gebunde von 1200 Garben Korn, 100 Gebunde Stroh von 252 Garben Gerste und 1000 Gebunde von 1452 Garben Hafer. Auf den Speichern und in den Scheunen waren gelagert 125 Malter Korn von 1206 Garben, neun Malter Gerste und 238 Malter Hafer. Außerdem wurden geerntet drei Faß Hanf- und 2 1/2 Faß Flachssamen.

Das Inventar hatte mit dem hier nicht aufgeführten Hausrat und den land-wirtschaftlichen Gerätschaften einen Gesamtwert von 3436 Gulden. Schon 1771 hatte Stahl durch seine unredlichen Machenschaften das Gut so herunterge-wirtschaftet, daß kein Gewinn erzielt worden war. Auch aus seinem kühnen und überspannten, vom Herzog bedenkenlos gebilligten Plan, auf dem König-reicherhof die Fabrikation von künstlichem Dünger im großen zu betreiben, war nichts geworden. Noch 1781 schuldete Stahl dem Knecht Hauser den ihm zukommenden Gewinnanteil von etwa 500 Gulden.

Stahl wurde 1771 von dem herzoglichen Kammerrat und Stallmeister Strubberg ersetzt. Er war als Verwalter übernommen worden, weil er von Zweibrücken aus seiner Geschäfte wegen öfters auf das herzogliche Jagdschloß Pettersheim kam und bei der Gelegenheit ohne besondere Kosten sich auch um den König-reicherhof kümmern konnte. Das bei der Übernahme von der Hofverwaltung aufgestellte Inventar war unter Stahls Aufsicht in seinem Wert um fast die Hälfte, auf 1801 Gulden, gesunken.

Am 21. Januar 1772 übergab die Gräfin von Forbach das Hofgut als „frei-adeligen, von allen Abgaben und Steuern befreiten Besitz“ an Strubberg, der beim Vertragsabschluß eine Zahlung von 8000 Gulden erlegte. Der Rest mit 2000 Gulden war nach einem Jahr zu entrichten. Von da an besserten sich die bis dahin unerquicklichen Verhältnisse des Anwesens. Es ist anzunehmen, daß Strubberg auf dem Hof als zweibrückischer Beamter nur selten wohnen konnte. Er hielt, mindestens bis 1781, den schon genannten Geiselhofmann Hauser bei, auf den er sich anscheinend verlassen konnte. Unter Strubberg wurden die auf dem Hof befindlichen Zäune so vergrößert, daß sie schließ-lich den ganzen Besitz umschlossen. An verschiedenen Stellen wurde dieser Zaun mit Toren versehen, die bei den herrschaftlichen Jagden zu öffnen waren, damit die herzogliche Jagdgesellschaft nicht behindert wurde. 1775 erhielt Strubberg die Erlaubnis zum Bau einer Ziegelei und eines Kalkofens.

Von da an wird die Kontinuität des zeitlichen Ablaufs der Geschichte des Königreicherhofes unterbrochen. Wir müssen uns daher mit einer nicht sehr üppigen Nachlese von Ereignissen begnügen, die wir zusammenhanglos so wiedergeben, wie sie uns der Zufall zugetragen hat:

1. Am 15. November 1795 verpachtete Strubberg in seiner Wohnung in Zwei-brücken den Hof auf neun Jahre. Der Pächter ist nicht bekannt⁵⁾.
2. 1822 wurden auf den Bännen Marth, Saal und Königreicherhof 137 Morgen Ödland gerodet und in Ackerland verwandelt⁶⁾.
3. 1843 gehörten der Königreicherhof und der benachbare Bockhof bei Hersch-weiler, die größten Höfe des Kreises Kusel, auswärts wohnenden Privat-leuten, die ihren Besitz jedoch nicht selbst verwalteten. Den Königreicher-hof hatte eine Pächtergemeinschaft aus Frankreich übernommen. Ihre Mit-

glieder hatten in ihrer Heimat die Runkelrübenzuckerfabrikation aufgegeben und sie kurz vor 1843 auf dem Königreicherhof wieder aufgenommen.

Verwalter wurde der aus Nancy stammende Zuckerfabrikant Huin. Er leitete neben dem landwirtschaftlichen Betrieb auch die Zuckerfabrikation und machte mit dieser in unserer Heimat ein Stück Wirtschaftsgeschichte.

Zucker wurde bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts noch aus Zuckerrohr gewonnen. 1747 züchtete A. S. Marggraf in Berlin die Runkel-Zuckerrübe oder, wie wir heute kürzer sagen, die Zuckerrübe, die aber erst um 1800 in Schlesien erstmals angebaut wurde. Als durch die gegen Napoleon ge-richtete Kontinentalsperre die Einfuhr von Zuckerrohr verhindert wurde, griff Frankreich die Züchtung Marggrafs auf. 1830, als in Deutschland der Zuckerrübenanbau noch wenig bekannt war, war Frankreich zum größten Zuckerrübenproduzenten Europas aufgestiegen. Und von Frankreich aus kam, wie wir schon wissen, die Zuckerrübe auf den Königreicherhof.

1843/44 erntete Huin schon 2990 Zentner Zuckerrüben, die 193 1/4 Zentner Zucker lieferten und pro Zentner um 30 Gulden verkauft wurden. 1844/45 wurde die Anbaufläche vergrößert und der Betrieb vollends ausgebaut. Die Aufforderung an die Landwirte der Umgebung, für den Königreicherhof Zuckerrüben anzupflanzen, wurde in den Wind geschlagen.

Dagegen fanden viele Tagelöhner der Nachbarschaft bei der Zuckerfabrikation auf dem Königreicherhof das ganze Jahr über Arbeit. 1844 waren beschäftigt: 46 männliche Personen über 14 Jahren mit einem Taglohn von 24 Kreuzern, und 56 weibliche Personen über 14 Jahren mit einem Taglohn von 18 Kreuzern. (Zum Vergleich: Es kosteten damals sechs Pfund Kornbrot 17 Kreuzer).

4. 1859 wird berichtet, daß Heinrich Puricelli auf dem Königreicherhof mit der Käseproduktion nach holländischer Art begonnen hatte. Mit dem „ausge-zeichneten“ Wiesenfutter des Hofes erhoffte man gute Ergebnisse⁸⁾.

5. 1864 wurden auf dem Königreicherhof gezählt: 17 Einwohner (3 Katholiken und 14 Protestanten) und fünf Gebäude.

6. Heute umfaßt der Königreicherhof 185 ha. Davon entfallen auf Ackerland 129 ha, auf Wiesen und Weiden 45 ha, auf Wald 8 ha und auf Hofraum, Wege, Wasser usw. 3 ha.

Das Hofgut ist im Besitze von Frau W. Bützler.

Quellen:

- 1) Kurt Hoppstädter. Das „Königreich“ im Ostertal. Zeitschrift für die Geschichte des Saarlandes. Saarbrücken 1963.
- 2) Ruppertsberg. Geschichte der Grafschaft Nassau-Saarbrücken, I. Teil 1908, S. 254.
- 3) W. Fabricius. Die Grafschaft Veldenz. Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz. Band 33, S. 48 ff.
- 4) Fabricius a.a.O.
- 5) Zweibrücker Wochenblatt, Jahrgang 1795.
- 6) Staatsarchiv Speyer, Bezirksamt Kusel Nr. 26, I, II und III.
- 7) Albert Zink. Die Einführung des Zuckerrübenbaus in der Pfalz. Beilage der „Rheinpfalz“ vom 1. 12. 1951.
- 8) Landwirtschaftliche Blätter der Pfalz, Jhg. 1859.
- 9) Für die Gesamtarbeit: Staatsarchiv Speyer, Zweibrücken I, Nr. 219, 1327³, 1828², 1329⁹.

Ein edles Verlangen muß in uns entstehen, dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkommen und reich vermehrt an die Folgezeit wieder abzugeben haben, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zuzulegen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen.

Julius Bettingen

ein Historiker des St. Wendeler Landes

VON HANS KLAUS SCHMITT

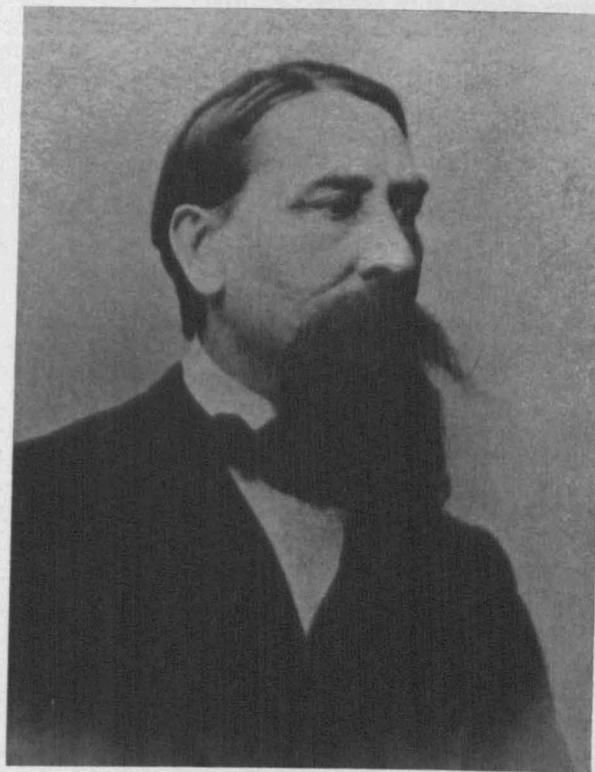
Der erste große Beitrag zur Geschichte der Stadt und des kurtrierischen Amtes St. Wendel wird durch den Namen Julius Bettingen bezeichnet. Im Schatten dieses sehr geschätzten Heimathistorikers verblaßt der Name eines seiner Zeitgenossen, der als erster wohl imstande gewesen wäre, „das geschichtliche Werden der Stadt St. Wendel ans Tageslicht treten zu lassen“, wie Julius Bettingen es nach ihm getan hat. Es ist der sachsen-coburgische Staatsprokurator und spätere Regierungsrat Johann Nikolaus Riotte, geb. 1769, gest. 1845, ein Sohn der Stadt St. Wendel. Riotte betrieb noch im Ruhestande ortsgeschichtliche Studien, die in einer Reihe von Veröffentlichungen im „Wochenblatt für die Kreise Ottweiler und St. Wendel“ und in der „Treviris“ erschienen sind. Weiter hat Riotte die archivalischen und historischen Arbeiten im Bistum Trier unter Bischof Joseph von Hommer (1824—1836) durch seine Mitarbeit unterstützt. Jedoch sein vielseitiges Interesse und Verdienst um das Geschehen in der Öffentlichkeit hatten es ihm versagt, einer intensiveren Forschung nachzugehen.

Michael Julius Bettingen, 49 Jahre jünger als Riotte, kam von draußen. Er war am 9. Mai 1818 in Neuerburg an der luxemburgischen Grenze als drittes von fünf Kindern des Maire und späteren Steuerempfängers Otto Bettingen und der Charlotte geb. André geboren. Mehrere Generationen hindurch waren Angehörige der Familie Bettingen Schöffen in Neuerburg. Die Mutter war eines der sechzehn Kinder des Prokurators Julian André auf Schloß Roth bei Vianden.

Nach Vollendung der Gymnasialstudien in Münstereifel bezog Julius Bettingen die Akademie zu Münster in Westfalen, wo er ein Jahr Philosophie und dann einige Semester Theologie in Trier studierte. Max Müller vermerkt, daß durch die Verwirrung, die der Hermesianismus in weite und namentlich in die Kreise der studierenden Jugend getragen, Bettingen veranlaßt worden sei, das theologische Studium aufzugeben. Er trat in die Staatsverwaltung an der Regierung zu Trier ein und heiratete die Trierer Bürgerstochter Katharina Schilz. Aus dieser Ehe entstammen ein Sohn und drei Töchter. 1847 wurde er Steuereinnahmer zu Trittenheim an der Mosel. Von dort wurde er nach Hermeskeil und 1850 nach Sien im damaligen Kreis St. Wendel versetzt. Nach kurzer Tätigkeit in Sien und Merzig kam er im September 1853 nach St. Wendel, wo er als Königl. Rentmeister die Kreis- und Forstkasse und die Einnahmehere für die Stadt- und Landbürgermeisterei St. Wendel leitete. Ehrenamtlich verwaltete er die Kasse des Gymnasiums.

Schon während seiner Tätigkeit an der Regierung zu Trier, wo damals gerade der Regierungsrat Georg Bärsch die Übersetzung der Handschrift EIFLIA ILLUSTRATA von Schanat betrieb, widmete sich Bettingen eifrig geschichtlichen Studien, die er in St. Wendel fortsetzte und vorwiegend auf die Geschichte der Stadt St. Wendel ausdehnte. Auch angeregt von dem damals in Trier lebenden Geheimen Sanitätsrat Dr. Johannes Staub, einem Sohn der Stadt St. Wendel, dessen Geburtshaus im Graben stand, ließ Julius Bettingen im Dezember 1865 das Ergebnis seiner Forschungen in neun Heftfolgen von insgesamt 629 Seiten unter dem Titel „Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel“ im Selbstverlag erscheinen. Dem Manuskript dieses Hauptwerkes hatte er Ciceros Wort vorangestellt: „Mihi quidem nulli satis eruditi videntur, quibus nostra ignota sunt“, d. h. dem Sinne nach: „Der ist

nicht ausreichend gebildet, der sich nicht mit unserer Geschichte beschäftigt hat“. Bei der Drucklegung hat Bettingen auf die Aufnahme dieses Zitates verzichtet. Durch die Herausgabe dieses Werkes erwarb er sich große Verdienste um die Stadt, indem er als erster es unternahm, die Bestände des städtischen Archivs zu sichten, die zahlreichen allenthalben zerstreuten Urkunden und Notizen zu sammeln und zu einer Stadtchronik zusammenzustellen. Mit Gründlichkeit behandelte er alles, was St. Wendel und sein Gebiet anging, von der keltogallischen und römischen Periode an, so weit damals die wissenschaftliche Forschung gedrungen war. Den großen Zügen der administrativen, territorialen



Julius Bettingen

und wirtschaftlichen Entwicklung wurde er ebenso gerecht, wie er die dynastischen und genealogischen Zusammenhänge erfaßte und in liebevoller Kleinarbeit die lokalen Eigentümlichkeiten, die Befestigungen und Straßen, Familien, verdiente Bürger der Stadt, Wallfahrten und Marktwesen, kirchliche Einrichtungen, Gerichtswesen, Weistum, Stadt- und Amtsordnungen, historische Gebäude, Zünfte und andere Merkwürdigkeiten behandelte. Das Vertrautsein mit dem nicht leicht zu durchschauenden Quellenmaterial befähigte ihn zu treffsicheren Schlüssen und unanfechtbarer Beurteilung geschichtlicher Gesetzmäßigkeiten (Raths). Freilich sind viele Stellen seines Werkes durch die neuere Forschung überholt. Heute sind nur noch wenige Exemplare der „Stadt- und Amtsgeschichte“ vorhanden, da nicht alle Bezieher die neun Einzellieferungen zusammen einbinden ließen. Auch nach der Herausgabe des Werkes war der rastlose Forschungstrieb Bettingens unermüdlich tätig, lokalhistorischen Stoff zu sammeln und in Vorträgen und Abhandlungen, die er zum Teil in den Spalten des „St. Wendeler Volksblattes“ veröffentlichte, niederzulegen. So er-

schienen 1885 und 1886 lokalgeschichtliche Studien unter dem Titel „Der St. Wendeler Antiquarius“. 1885 entstand die Schrift „Das Hutten-Sickingen-Denkmal auf Eberburg“, 1888 erschien in mehreren Fortsetzungen eine umfangreiche Abhandlung über „Schloß und Amt Löwenberg bei Hofeld“ und eine kurzgefaßte „Geschichte der Kapelle Steffesheck bei Oberthal“. In dem hinterlassenen umfangreichen Manuskript über St. Wendeler Familienkunde, das sich in der landeskundlich-wissenschaftlichen Abteilung der Stadtbücherei Saarbrücken befindet, und in einem ausführlichen Lebensbild „Franz von Sickingen“ (1889) offenbart er sich als gründlicher Kenner des genealogischen Aufbaues. Zwei Jahre vor seinem Tode schrieb er die Geschichte seiner Geburtsstadt Neuerburg. Kurz vor seinem Lebensende verfaßte er ergreifende „Betrachtungen zum Gebet des Herrn“; diese Handschrift verwahrte als teures Vermächtnis sein in Oldenburg i. O. vor wenigen Jahren verstorbener Enkel Landeskulturrat a. D. Julius Otto Raths, der den Großvater noch gekannt und über Bettingen folgendes niedergeschrieben hat:

„In seinen Aufzeichnungen finden wir immer wieder Hinweise auf Plato, Aristophanes, Augustinus. Das war der Denkerkreis, den er als Anhänger des Humanismus verehrte. Es war nicht schwächliche Schöngesterei. Unter Hintansetzen materieller Erwägungen und mit dem Aufwand eines Bienenfließes wurde er produktiv. Mit seltener und vom Staate oft anerkannter Pflichttreue verwaltete er sein Amt. Die Mußestunden galten seinen geschichtlichen Neigungen. In der an Geschichtsgut reich gesegneten Heimat, besonders im alten Trier, empfing er die ersten Anregungen zu seinen Quellenforschungen. Bei all seinem Hang für das Poesiehafte, Schöngestaltete, Sagenumwobene lassen schon seine frühen Skizzen erkennen, daß ihm an den damals noch hoch im Kurs stehenden Legenden und Histörchen nicht viel gelegen war, nur die sachlich klaren, beweisbaren Ergebnisse ließ er gelten. Sein Verantwortungsgefühl und die für ihn bezeichnende Vorsicht erhellt auch aus der Tatsache, daß sich seine Untersuchungen erst im reifen Mannesalter zu geschlossenen Arbeiten verdichteten.“

Julius Bettingen, für seine Verdienste mit dem Roten Adlerorden IV. Klasse ausgezeichnet, starb nach kurzem Krankenlager am 12. Dezember 1891, 73 Jahre alt, in seinem in der Brühlstraße erbauten Hause (heute im Besitz der Familie Baltes). Drei Tage später wurde er auf dem St. Wendeler Friedhof beigesetzt. Bürgermeister und Stadtverordnetenkollegium widmeten ihm, der sich in den Herzen der Bürger ein Denkmal treuen Bürgersinnes gesetzt hatte, einen anerkennenden Nachruf.

Die Stadt St. Wendel ehrte weiterhin sein Andenken durch dauernde Pflege seiner Grabstätte und durch die Benennung einer Straße mit seinem Namen.

Bettingens hingebende Liebe zur Wahlheimat St. Wendel, seine Ehrfurcht und Achtung vor allem Geschichtlichgewordenen und seine tiefe Religiosität sprechen uns Heutige in seinem Werke noch an. Eine Leuchte der Wahrheit sah er in der Geschichte, die aus den Schicksalen und Bestrebungen der Menschen ihre bedeutsamen Schlüsse zieht und uns zu einem Licht werden soll, in welchem wir die Wahrheit erkennen, daß alle geschichtlichen Ereignisse Wirkungen einerseits des menschlichen Willens, andererseits der ordnenden Hand der Vorsehung sind.

Anmerkungen:

Julius Otto Raths: „Julius Bettingen, dem Verfasser der ersten Geschichte St. Wendels“, i. St. Wendeler Volksblatt v. 25. 6. 1932.
St. Wendeler Volksblatt, Ausgabe v. 15. 12. 1891.
Max Müller: Geschichte der Stadt St. Wendel, 1927, S. 686.
Verschiedene Hinweise verdanke ich einem Briefwechsel vor mehreren Jahren mit dem inzwischen verstorbenen Landeskulturrat J. O. Raths, Oldenburg.

Stille Stunde am Feldrain

VON RUDOLF JUST

*Am Feldwegrain zu ruh'n,
von Duft und Sonne überspült,
wenn eines Windhauchs Weh'n
sanft meine Stirne kühlt,
wenn meine Seele
schwebend taucht in jedes Kraut,
der Himmel über mir,
ein tiefes Meer,
in trunkner Fülle blaut.*

*Die Gräser um mich her,
weich wie der Liebsten Haar,
Libell und Schmetterling,
des Lichtes Kinderschar,
umgaukeln mich
mit leichtem Flügelschlag,
und einsam, wie verloren,
verhallt ein Vogelruf im stillen Hag.*

*Das dumpfe Brausen einer Stadt
am fernen Hang
wie schwerer Atemzug,
wie heißen Blutes Drang
umkreist
der Einsamkeit leis schreitende Gestalt.
Die Weite glüht,
und flimmernd steht im Talesgrund
der Buchenwald.*

*Ich schmiege tiefer mich
ins goldene Ginsterkleid
und segle dann glücklich,
von mir selbst befreit,
wie ein flaumleichtes Wölkchen
träumend über's Feld,
durchpulst vom Herzepoch
der unendlichen Welt.*

Ein Plan des St. Wendeler Schloßgeländes aus dem Jahre 1774

Zugleich ein Beitrag zur St. Wendeler Familienkunde

VON HANS KLAUS SCHMITT

Vieles Neue im Bild unserer Städte und Dörfer ist stumm auf die Frage nach dem Gewesenen. Vom Ungestüm des Neuen wird das Alte fast erdrückt. So ist es auch mit dem Körper unserer alten Stadt St. Wendel, die seit zwei bis drei Jahrzehnten wie in jugendlichem Drange zu den sie umgebenden Höhen hinaufwächst. Sie kündigt von einem Willen, der in die Zukunft greift, Bekenntnis fordernd zum Heute. Ihr Kern aber, die Altstadt, will eine Klammer sein für das Neue, die die jagende Gegenwart an die Vergangenheit bindet. Diese Altstadt ist ein lebendiger Quell der Überlieferung, der nicht versiegen darf, wenn das unruhvolle Geschehen des Heute seinen Sinn nicht verlieren soll.

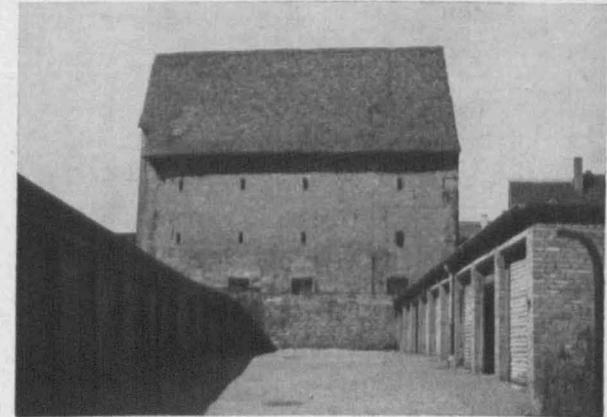
Es ist uns in verschiedener Weise berichtet, daß die ersten Lehensträger der hiesigen Verdunschen Besitzungen den offenen Ort St. Wendel mit der Ruhestätte des hl. Wendelin zur Sicherung ihres Schutzgebietes und zum Schutze der Verehrungsstätte eine Burg anlegten. Wahrscheinlich geschah dies unter den Bliesgau grafen. Von den Blieskasteler Grafen, die um 1238 im Mannesstamme ausstarben, kam St. Wendel auf kurze Zeit an die Grafen von Veldenz, dann an die von Arnsberg und nach dem Casteler Erbfolgestreit in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (1278) an den Herzog Friedrich von Lothringen, der die seit langem bestehende Burg an seinen Vetter, Graf Simon IV. von Saarbrücken, abtrat. Graf Johann I., Simons Sohn, verkaufte am 17. März 1328 sein festes Haus (*domum seu fortalitium*) im Dorfe St. Wendel an den Erzbischof Balduin von Trier³⁾. Balduin, durch dessen Bemühungen Kaiser Ludwig der Bayer 1332 an St. Wendel Stadtrechte verlieh und dem die Stadt den Bau der Grab- und Wallfahrtskirche verdankt, machte St. Wendel zum Hauptort des errichteten kurtrierischen Amtes. Die Burg wurde zum Wohnsitz des kurfürstlichen Burggrafen und Amtmannes bestimmt und ist zu späterer Zeit auch dem kurfürstlichen Kellner zur Mitbenutzung eingeräumt worden.

Kurfürst und Erzbischof Werner von Falkenstein (1388—1418) befahl 1388 den Bau des Stadtmauerringes, das eigentliche Kennzeichen einer mittelalterlichen Stadt. Die gesamte Burganlage wurde in die Stadtummauerung mit einbezogen. Das Schloß, wie die Burganlage vom 16. Jahrhundert an fast stets in Urkunden bezeichnet wird, lag im südwestlichen Teil der Stadt in dem Winkel, den die Blies und der Bosenbach²⁾ dort bildeten. Der Schloßbering bildete im Grundriß ein verschobenes Viereck. Von der Natur zur Wasserburg wie geschaffen, war der Gesamtanlage ein bruchiges Gelände vorgelagert, das im 13. Jahrhundert, so seine Eigenart trefflich kennzeichnend, den Namen *Mott*³⁾ führte. Diese sumpfige Talniederung vor der südwestlichen Stadtmauer, wo Weiher und Gräben von Blies und Bosenbach gespeist wurden, erschwerte jedem Feinde die Annäherung. Die Blies speiste die Burggräben, indem ihre Wasser durch ein bei der Niederweiler Mühle⁴⁾ gelegenes Streichwehr hoch aufgestaut werden konnten.

Die Burg nahm, wie Max Müller⁵⁾ in großen Zügen ihre Lage umreißt, fast das ganze, heute von Schloß-, Graben-, Bahnhof-, Wilhelm- und Brühlstraße begrenzte Gelände ein. „Der Eingang zum Burginnern befand sich ungefähr

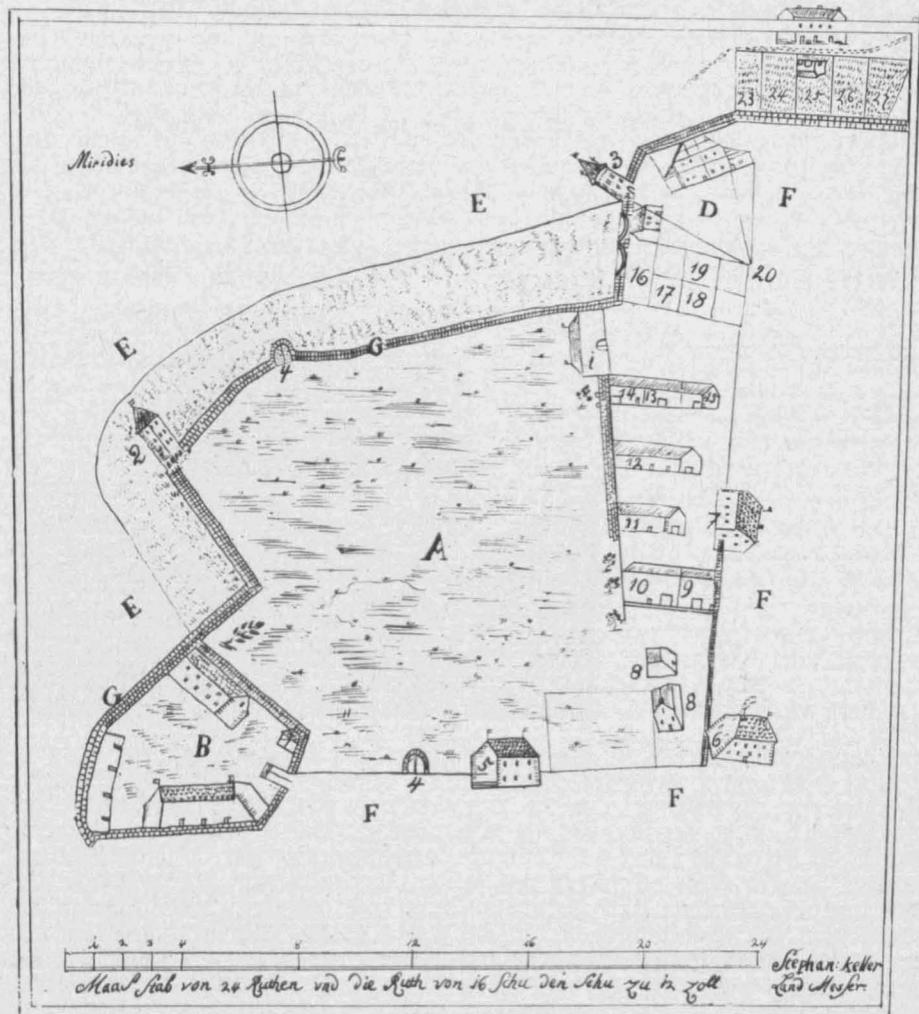
dem heutigen Rathause gegenüber. Ein schiefergedeckter Torbau, über dessen gewölbtem Durchlasse sich eine Pfortstube zum Aufenthalte und zum Ausluge für den Pfortner befand, deckte die Maueröffnung, aus der eine Fallbrücke über den Graben nach der Schloßgasse führte. Die Wehreinrichtung vervollständigte ein den Angriff stark überhöhender mächtiger Turm, der nahe der südlichen Umfassungsmauer frei im Hofe stand. Die übrigen weitläufigen Bauanlagen, die das Burginnere füllten, dienten freilich mehr dem Wohnbedürfnisse und den Zwecken der kurfürstlichen Landesverwaltung als der Verteidigung. Das Hauptgebäude bildete der Palas, ein mächtiges Herrenhaus mit zahlreichen Gemächern und Sälen. Es war wie auch die sonstigen Bauten aus schwerem Bruchsteinmauerwerke aufgeführt. Seine hohen Giebel trugen ein steiles Schieferdach, dessen Flächen mit Gauben und mit aufge-

Kurfürstliche Zehntscheune,
einziges heute noch im Graben
bestehendes Gebäude des ehe-
maligen Schloßgeländes.
Erbaut um 1600.



setzten Knöpfen verzierte Walmen belebten. Im Erdgeschoße des Herrenhauses lagen ein geräumiger, gewölbter Rittersaal, die Küche, die Stube des Koches, des Hofmeisters und die Silberkammer. Im oberen Stockwerke befanden sich neben der Kapelle die erker geschmückten Gemächer des Landesherrn, die Ritterstube und die Wohnung des Kellners. In der Nähe des Herrenhauses lag das Kanzleigebäude mit seinen Dienstzimmern. Dazu kamen der Marstall und andere ausgedehnte Stallungen und Scheuern, die Schmiede, ein Back- und ein Schlachthaus. Selbst die eigene Mühle, die, im Jahre 1572 von grundauf neuerbaut, mittels eines Grabens ihr Wasser vom Bosenbach aus erhielt, fehlte nicht.“

Diese Beschreibung von Max Müller trifft in etwa auch die bildliche Darstellung, wie wir sie in dem Holzschnitt aus dem Jahre 1523⁶⁾ besitzen. Im holländischen Kriege, an Maria Lichtmeß des Jahres 1677, drangen die Franzosen unter Führung des Generals Comte de Buissy in die Stadt ein. Das kurfürstliche Schloß, eine große Anzahl Häuser, Türme, Tore und Mauern der Stadt sanken in Trümmer. Das zerstörte Schloß wurde nicht wieder aufgebaut, das übriggebliebene Mauerwerk wurde im Jahre 1714, während des spanischen Erbfolgekrieges, auf Befehl des damals in St. Wendel kommandierenden französischen Offiziers abgebrochen. Die Schippen und Spitzhacken der Theleyer, Saubacher, Urweiler und Alsfassener Bauern haben im Jahre 1732 auf Geheiß des Amtmannes Franz Ernst D'hame einen großen Teil der zerstörten Wehrbauten in der Frohnde vom Erdboden getilgt und eingeebnet. Letzte Mauerreste des Schlosses, „etwelche rudera, so vom alten Schloß übrig geblieben“, wurden 1775 abgebrochen. Das daraus gewonnene Baumaterial wurde an den Hutmacher Simon Schlick⁷⁾ verkauft, dem ein Haus der gegen-



überliegenden Seite der Schloßgasse (an der Stelle des heutigen Bruchschens Hauses⁸⁾ gehörte.

Niemand denkt heute mehr daran, daß vom St. Wendeler Schlosse aus, wo viele Landesherren des alten Kurstaates Trier mit Vorliebe sich mit dem Hofstaate aufhielten⁹⁾ und selbst der „letzte Ritter“, Kaiser Maximilian, 1512 vorübergehend hier weilte, wichtige Entscheidungen für die Politik des alten Reiches ausgegangen sind.

Außer den heutigen Bezeichnungen „Schloßplatz“ und „Schloßstraße“ wäre jede Spur von dem ehemaligen Schlosse erloschen, wenn nicht ein Plan des Schloßgeländes sich erhalten hätte, der im Heimatmuseum gezeigt wird. Er stellt den Grundriß des Geländes dar. Eine frühere St. Wendeler Nachfahrin des Stadthistorikers Julius Bettingen hat diesen Plan ihrer Vaterstadt anlässlich der 600-Jahr-Feier der Stadt St. Wendel im Jahre 1932 zum Geschenk ge-

macht. Dieser Plan wurde im Jahre 1774 von dem aus Freisen stammenden Landmesser Stephan Keller angefertigt.

Es sei hier bemerkt, daß dieser Plan gegen Ende der 30er Jahre in der Tageszeitung „NSZ Westmark“, Ortsausgabe St. Wendel, in einer Nachzeichnung abgebildet und beschrieben worden ist¹⁰⁾. Der damalige Verfasser zeichnete seine Veröffentlichung mit dem Buchstaben W, (wahrscheinlich Anfangsbuchstabe seines Familiennamens). Es ist anzunehmen, daß der Verfasser mit dem im Plan bei dem Richtungspfeil gegebenen Hinweis „Miridies“¹¹⁾ nichts anzufangen wußte und diesen daher bei der Nachzeichnung kurzerhand in „Norden“ abgeändert hat. Seinen Lesern hat er damit einen schlechten Dienst erwiesen, weil er dadurch den Plan bei dem Versuch, ihn mit dem heutigen Stadtbild zu vergleichen, vollkommen „auf den Kopf gestellt“ hatte.

Landmesser Keller hat dem Plan des Schloßgeländes eine „Explicatio Litterae“ angefügt, die in der vorerwähnten Veröffentlichung ungenau und unvollständig wiedergegeben ist.

Die folgende „Explicatio Litterae“ weist durch Buchstaben und Ziffern auf Bauten und Geländeteile im Plane hin:

- A. Der Schloßhof mit dem Bezirk, wo zum Theill das alte Schloß gestanden, dermahlen Gartenlandt so einen jährlichen Zinnß ad 11 $\frac{1}{2}$ fl. auf ein Jahr Verlassen.
 - B. Der Burgsäß und sogenannte Klockenhof,¹²⁾ womit als ein Bürglehn die von Hame von pfinstingen belehnet.
 - C. die alte äußeren Schloßgräben, nunmehr Wießen.
 - D. der Platz vor dem im Zahlbuch¹³⁾ benannten Helmas oder Bildhauer Hauß worauf wirklich das Hauß samt Scheur und Stallung erbauet.
 - E. der sogenannte Schloßgarten¹⁴⁾ und die Motte an Lit. C anstoßend
 - F. anstoßende Bürgerhäuser und Stallungen.
 - G. die Stadtmauer.
 - H. das noch übrige Stück Schloßmauer
1. Kurfürstliche Zehndenscheur,¹⁵⁾ so jährlich 6 Mr. Korn¹⁶⁾ rentieret.
 2. der sogenannte Hixenthurn,¹⁷⁾ nunmehr verfallen.
 3. der Verfallene schießthurn¹⁸⁾ auf der Stadtmauer.
 4. die gewesenen Schloßpforten.
 5. Ein Altaristen Hauß,¹⁹⁾ so mit halbscheidlichen baw auf Ihro Kurfürstlichen Durchlaucht burglandt erbauet ist, gibt jährlich 12 alb.
 6. das sogenannte Haßenhaus,²⁰⁾ so mit einem Ecken auf das alte Burgmauerfundament gesetzt, wo als im Zahlbuch gedachte Kurfürstliche . . . wiesen noch sichtlich gewesen, darauf das neue fundament mit einem Ecken des Haßenhausfußes gebaut worden seyn sollte, wie die Charte ausweißeß.
 7. das Niclas adamio²¹⁾ hauß, so mit $\frac{1}{2}$ sel oder Anbau auf Ihro Durchlaucht Burglandt erbauet gibt jährlich = 1 fl. Dotat.
 8. Hr. Pastor Braun²²⁾ Eigenes Hauß und stallung, auf Kurfürstl. Burglandt, rentieret jährlich = 1 fl.
 9. Johann Haßen²³⁾ scheuer, so wegen altherkomlichem durchgehendem fußpfad nicht geschlossen werden darf, daher zinnßfrey sein wird.
 10. Jacob Vacano²⁴⁾ scheuer rentieret jährlich = 18 alb.
 11. Sebastian Schlicker²⁵⁾ Scheuer jährlich = 2 fl. 6 alb.
 12. Hans Jacob Hautzen²⁶⁾ scheuer, modo hanßgeorg Müller amtsbott jährlich 2 fl. 6 alb.
 13. Claudius Heilen²⁷⁾ scheuer jährlich = 6 alb.
 14. Johann Montz²⁸⁾ Senior glaßer scheuer, jährlich = 6 alb.
 15. Geörg Wesemans²⁹⁾ scheuer, modo Johann hasdenteuffel et Consorten, jährlich = 12 alb.

16. Leonardt Lieben³⁰⁾ garten jährlich = 6 alb.
 17. Wendel Foltzen wittib,³¹⁾ modo Frantz Foltz³²⁾ ein stück landt, jährlich = 4 alb.
 18. Johann Beyelstein³³⁾ ein stück landt, jährlich = 4 alb.
 19. Henrich Jungbluth,³⁴⁾ modo Frantz Foltz, ein stück landt, jährlich = 4 alb.
 20. Ein dreyeckig blatter stein, so im boden lieget mit neben stehenden pfählen bezeichnet, wird für jeden stein gehalten, worauf das Zahlbuch von dem untersten Bildhauer Hauß an fortweisset, und bleibet der Distrikt D zweifelhaft.

Daß gegenwärtige Charte also wahrhaft gefunden

St. Wendel, den 21. September 1774
 Niclas Hallauer Kellrey schultheiß³⁵⁾
 Sebastian Demuth Kellreyscheffen³⁶⁾
 Frantz Voltz Kellrey schöff³⁷⁾.

Die mit den Nummern 5 und 8 im Plan eingezeichneten Häuser und mit den Nummern 9 bis 15 eingezeichneten Scheuern sind auf kurfürstlichem Burgland errichtet. Die kurfürstliche Regierung hat dort schon im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts einen Teil des Geländes dem Bürger Georg Weseemann³⁸⁾, nach 1720 an Jacob Vacano³⁹⁾, und an den Wollweber Nikolaus Adamy⁴⁰⁾ gegen einen geringen Betrag in Bestand gegeben, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie, im Falle das Schloß wieder aufgebaut werden sollte, den Platz unweigerlich räumen bzw. ihre etwa darauf gestellten Gebäude auf ihre Kosten wegschaffen müßten. In den nächsten Jahrzehnten sind die Gebäude in anderen Besitz übergegangen. Wir müssen uns diese Bauten in der Gasse denken, die heute vom Hutgeschäft Colling aus linkerhand zur Grabenstraße hinabführt.

An Hand des so aufschlußreichen Geländeplanes sind wir verwehten Spuren nachgegangen. Wer zu ahnen vermag, wird sich in diesem versunkenen Lebensraum der Vorfahren doch zurechtgefunden haben. Es ist Erlebnis des Zeitenwandels im Bilde der alten Stadt.

Anmerkungen:

- 1) Jungk: Regesten, Nr. 1169.
- 2) Das Gewässer des Bosenbaches ist seit einem Jahrzehnt ganz aus dem Stadtbild verschwunden, da es schon von der Missionshausstraße ab unterirdisch als Kanal in die Blies abgeleitet wird.
- 3) Karl Schwingel vermerkt in „Die Gerichtsverfassung des St. Wendeler Landes“, es sei naheliegend, daß Motte den Typ der frühen Burganlage bedeutet. Motte bezeichnet nach W. Zimmermann „den künstlich geschaffenen Rundhügel mit ringförmigem Graben. Sie bildet den Ursprung für die mittelalterliche Wasserburg, die meist noch einen rechteckigen, mit Graben umgebenen Vorplatz“ erhielt, so daß Hochburg und Vorburg voneinander geschieden waren“ (Walter Zimmermann: Die Kunstdenkmäler der Kreise Ottweiler und Saarlouis — Düsseldorf, 1934, S. 227). Vergl. auch Prof. Dr. C. Schuchardt: Die Burg im Wandel der Weltgeschichte, 1931, S. 198. Schuchardt weist auf eine besondere Art von kleinen Wehranlagen hin, die wohl weitverbreitet sind, aber oft genug nicht richtig erkannt werden: die Turmhügelburg. Durch die Normannen hat sie weiteste Verbreitung gefunden. Hierzu weitere Literatur: P. Steiner, Die Vorzeitburgen des Hochwaldes, (Trier, 1932). Zu „Motte“ als Flurnamen siehe H. Dittmaier: Rheinische Flurnamen (Bonn, 1963).
- 4) Niederweiler, ehemals ein kleiner Vorort der Stadt in der Nähe des heutigen Bahnhofs. Nach Lamprecht „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter“ im Jahre 1332 = Niederwilre. 1677 von den Franzosen niedergebrannt. Die Niederweiler Mühle lag an der Stelle der heutigen Volksbank.
- 5) Max Müller, Geschichte der Stadt St. Wendel, 1927, S. 470.
- 6) Der bekannte Holzschnitt mit der Darstellung der Belagerung St. Wendels durch Franz von Sickingen im Jahre 1522 wurde bisher Conrad Faber aus Kreuznach zugeschrieben. Wolfgang Brücker („Conrad Faber aus Kreuznach“, Frankfurt, 1963) erkennt diese Zuschreibung nicht an. Faber wurde 1538 Frankfurter Bürger, Tod 1553. Das Bild gehört zu der Holzschnittsammlung der deutschen Livius-Illustrationen, die

im Jahre 1523 bei Johann Schöffer in Mainz gedruckt worden ist. Es ergab sich, daß diese Sammlung eine Anzahl Darstellungen von Stätten enthält, um die sich die damals im Mittelpunkt der Ereignisse stehende Fehde Sickingens gegen den Trierer Kurfürst und Erzbischof Richard von Greifenklau abspielte.

- 7) Simon Schlick, Hutmacher, geb. 11. 3. 1720, † 11. 4. 1783, verh. 5. 6. 1761 mit Anna Maria Born; Sohn der Eheleute Sebastian Schlick und Elisabeth Pistor.
- 8) Stadtarchiv: Häuserliste zum Stadtplan von 1784, Abt. B Nr. 144.
- 9) Verschiedene Kurfürsten weilten oft und gern im St. Wendeler Schlosse, wie von hier ausgestellte Urkunden beweisen, besonders Johann VII. von Schönenberg (1581 bis 1599), der kränklich war, die Einsamkeit liebte und hier in stiller Zurückgezogenheit leben konnte.
- 10) Der Zeitungsausschnitt liegt dem Verfasser dieser Abhandlung vor. Leider ist auf dem Ausschnitt der Ausgabetag der Zeitung nicht vermerkt worden.
- 11) Miridies = Mittag.
- 12) Der Amtmann Peter Glock von Oberstein (um 1480) trug vom Erzstift Trier ein Burghaus „gegen dem Schloß über“ zu Lehen, das in der Folge „Glockenhof“ genannt wurde. Der Glockenhof ging später auf die Familie Zolly und durch Erbschaft auf die Familie von Hame, D'hame über und gehörte im Jahre 1774 dem Zweig der Familie D'hame, welcher nach Finstingen (Fenestrang) in Lothringen verpflanzt worden war. Die jedesmaligen Besitzer wurden die „Klockenherren“ genannt. In den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts bewohnte der Waisenvogtschreiber und Hochgerichtsschöffe Sieglor aus Burgbrohl den Glockenhof, da er gleichzeitig der Faktor der v. Hame von Finstingen war. Jul. Bettingen, S. 346 ff.
- 13) Zahibuch = Saalbuch.
- 14) Gemeint sind hier die im Plan nicht eingezeichneten Bürgerhäuser und Stallungen auf der östlichen Seite der Schloßgasse. Die Schloßgasse, zu damaliger Zeit auch Amtsgasse genannt, war stärker ansteigend als die heutige Schloßstraße. Der Amtmann Franz Ernst D'hame beschwerte sich einmal darüber, daß die Amtsgasse „schwer zu staichen sey“.
- 15) Die Zehntscheuer steht heute noch. Der Bau ist um 1600 entstanden. Hier wurden die auf Grund der Zehntpflicht von der Bürgerschaft abgelieferten landwirtschaftlichen Erzeugnisse gelagert. Auf die Erhaltung dieses historischen Gebäudes sollte Bedacht genommen werden.
- 16) M. Korn = Malter Korn.
- 17) Hixenthurn, auch Hexenturm. Vergl. die Sage vom Schuster Born im Hexenturm von Nikolaus Obertreis (Stadt und Land des hl. Wendalin — 1927 — S. 211) und die Erzählung „Ruhe ist des Bürgers Pflicht“ von Hans Klaus Schmitt (Heimatsbuch des Kreises St. Wendel 1957/58, S. 110).
- 18) Schießthurn, auch Pulverturm genannt, in der Nähe des Schwingels, 1675 wird dieser Turm auch Brayerturm genannt. Hierzu nähere Ausführungen bei Max Müller, S. 479.
- 19) Im Stadtplan von 1784 (aufbewahrt im Heimatmuseum) und einer danach angelegten Gebäudeliste (Stadtarchiv Abt. B Nr. 144) lautet die Eintragung „Kirchhaus des Altaristen St. Dominicy“. Der Dominikus-Altar der Pfarrkirche wird schon 1610 erwähnt. Mit Wahrscheinlichkeit kann angenommen werden, daß der letzte Altarist, Erasmus Funk, 1784 das Haus bewohnt hat.
- 20) Vergl. Fußnote 23.
- 21) Nikolaus Adami, Adamy, war Wollweber. 1778 war er geschäftlich in Illingen, wurde am 26. 2. 1778 bei Remmesweiler am Faulenberger Hof tot aufgefunden, lt. Familienblatt im Stadtarchiv. I. Ehe mit Kath. Schwendner, II. Ehe mit Anna Maria Hallauer († 1792). Adamy war Taufpate des Pastellmalers Nikolaus Lauer (geb. 1753).
- 22) Heinrich Josef Braun, Trierer von Geburt, Pfarrer von St. Wendel 1750—1774.
- 23) Johann Haßen = Johann Haßdenteufel. Familie H. seit 1714 in St. Wendel ansässig. H. war Nachfolger des St. Wendeler Spezialeinnehmers Coenen und führte außerdem eine Schankwirtschaft an der Stelle des heutigen Eisenwarengeschäfts P. M. Schaadt. 1760 Hochgerichtsbürgermeister, † 1785. Er war verheiratet mit Elisabeth Keßler aus Illingen. Sehr verschuldet und in Prozesse verwickelt, wurde das Anwesen nach seinem Tode zwangsversteigert und kam in den Besitz von Johann Kirsch, dessen Familie dort noch im 1. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts eine Gastwirtschaft betrieben hat. Der abgekürzte Familienname „Haßen“ ist heute noch gebräuchlich.
- 24) Jacob Vacano, geb. 27. 4. 1719, Sohn des um 1710 aus Italien eingewanderten Jacob V., der Hochgerichtsschöffe war und 1714 Maria Elisabeth Mathes (auch Mathis) aus Pfalzburg heiratete. — Laut einem Bericht des Amtmannes Damian Joseph von Hame an die Kurfürstl. Regierung vom 1. 8. 1778 haben „Jacob Vaccano Erben ihre auf dem Schloßgrund erbaute Scheuer und Stallung dem (Phil.) Jacob Cetto cediert“.
- 25) Vergl. Fußnote 7.
- 26) Hans Jacob Hautz, geb. 1699, der letzte Namensträger des einst in St. Wendel angesehenen Bürgergeschlechts.

- 27) Claudius Heil, auch Heyl, von Beruf Rotgerber, geb. 1732, † 1816. Die gen. Scheuer ging 1778 an Josef Zahm über.
- 28) Johann Montz senior, von Beruf Glaser, heiratete 1724 Anna Maria Schwendler.
- 29) Georg Wesemann, auch Wessenmann. Weitere Ausf. siehe Bettingen S. 308.
- 30) Leonard Lieb, aus der Hutmacherfamilie Lieb im 18. Jahrhundert. Der gen. Garten längs der ehemaligen Stadtmauer ging 1778 an Henrich Weber und Henrich Riefer über. Sie haben „darauf ein häublein erbaut“.
- 31) Wendel Foltzen Wittib, auch Voltz, Volz. Ein Wendel Voltz war 1680 Hochgerichtsschöffe.
- 32) Franz Foltz, auch Voltz, Volz, Sohn des vorigen, war Bäcker und Gastwirt „zum Bären“, Hochgerichtsschöffe, † 1786. Er war in erster Ehe verheiratet mit Anna Maria Bechtel aus Hegen (Höchen); in zweiter Ehe mit Anna Maria Green aus Kübelberg.
- 33) Johann Beyelstein = Beilstein, von Beruf Weißgerber, auch als „Sämischgerber“ bezeichnet, starb am 11. 9. 1790 in Saarburg b. Trier. Er war verheiratet seit 7. 1. 1749 mit Elisabeth Stackler, einer Schwester des Pastors Johann Stackler von St. Wendel.
- 34) Henrich Jungbluth, wahrscheinlich Hans Heinrich J., geb. 21. 10. 1706, Sohn von Christoph Jungblut und Maria Elisabeth Weber. Er heiratete Anna Klara Weber aus Bernkastel.
- 35) Niclas Hallauer, Kurfürstl. Kellereischöffe, Kellereischultheis, Wirt, Ackerer, geb. 29. 1. 1725, † 3. 10. 1795, Sohn des Metzgers Heinrich H., war verheiratet mit Maria Barbara Müller aus Ottweiler. Diese starb am 25. 9. 1789 in St. Wendel.
- 36) Sebastian Demuth, Hochgerichtsschöffe und öfter Hochgerichtsbürgermeister, erbaute 1752 das Gasthaus „zum goldenen Engel“ und war ein sehr wohlhabender Mann.
- 37) Vergl. Fußnote 32.
- 38) Vergl. Fußnote 29.
- 39) Vergl. Fußnote 24.
- 40) Vergl. Fußnote 21.

Quellen und Literatur:

- Plan des St. Wendeler Schloßgeländes von Landmesser Stephan Keller, 1774 (Stadtarchiv St. Wendel).
 Bericht des St. Wendeler Amtmannes Damian Joseph von Hame vom 1. August 1778 an die kurfürstliche Regierung zu Trier (Stadtarchiv St. Wendel, Abt. B Nr. 5 s).
 Bettingen Julius: Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel — St. Wendel, 1865 —.
 Müller Max: Geschichte der Stadt St. Wendel — St. Wendel, 1927 —.
 Schwingel Karl: Die Gerichtsverfassung des St. Wendeler Landes (Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1959/60, S. 71).
 Dr. Schuchhardt Carl: Die Burg im Wandel der Weltgeschichte — 1931 —.
 Hoppstädter Kurt: Die saarländischen Burgen und Schlösser (i. Unsere Heimat an der Saar, 1951, S. 42).
 NSZ Westmark, Tageszeitung: Zeitungsausschnitt — Jahrg. unbekannt —.
 Jungk A. H.: Regesten zur Geschichte der ehemaligen Nassau-Saarbrückischen Lande (Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend, Heft 13 und 14 — Saarbrücken, 1914/1919).
 Hans Klaus Schmitt: Der St. Wendeler Bürgereld. Liste der St. Wendeler Bürger und Hintersassen von 17—1796 (Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1959/60, S. 108).

Heimat, wir sind alle dein

*O Heimat, wir sind alle dein,
 Wie weit und fremd wir gehen.
 Du hast uns schon im Kinderschlaf
 Ins Blut hinein gesehen.*

*Kein Weg ist, den wir heimlich nicht
 Nach einem Heimweg fragen.
 Wer ganz verlaufen, wird im Traum
 Zu dir zurückgetragen.*

Hans Heinrich Ehrler

Das Ostertal

Zur wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung einer Tallandschaft

VON PAUL KRÄMER

Dem geruhsamen Wanderer stehen in der Unrast unserer Tage nur wenige Landschaften zur Erholung offen. Ein solches Gebiet unserer näheren Heimat, das die Natürlichkeit seines Raumes erhalten konnte, ist das Ostertal.

Geomorphologische Grundlagen

Schon der Name der Tallandschaft ist hinweisend genug. Das im frühen Mittelalter gebräuchliche Wort für die Oster = Ostarunaha zeigt uns die sprachlichen Wurzeln (ahd. aha, — got. ahva — lat. aqua/Wasser. keltisch ava = klar). Ein klares und schnellfließendes Gewässer beherrscht das geographische Erscheinungsbild dieses Landstriches. Zwischen dem Quellgebiet von Blies, Nahe und Glan hat sich die Oster einen über 100 qkm großen Einzugsraum erobert. Mit einem fast 30 km langen Lauf auf heimatlichem Boden ist sie der größte Nebenfluß der Blies.

Die Bodenverhältnisse begünstigten diese Entwicklung. Zunächst bildeten die vulkanischen Zonen des Porphyrits im oberen Nahegebiet mit ihren Erhebungen über 600 m eine deutliche Wasserscheide aus. Nach Westen zu hatte das Becken von St. Wendel die Quellwasser zur Blies hin abgeführt, nach Osten zu war außer dem Glan kein größeres Flußsystem vorhanden. Damit konnte die Oster die reichen Niederschläge am Füssel-, Trautz- und Weißeberg in einer Mulde bei Oberkirchen sammeln. Sie räumte dabei die weicheren Bodenschichten (Tholeyer und Lebacher) des unteren Rotliegenden (Perm) aus. Es gelang dem Bach einen Durchbruch durch die Quarzithügel des Kuselit bei Seitzweiler nach Süden zu schaffen. Damit mußten sich übrige Gewässer in den Kuseler Schichten (Bleichbach, Bubach, Lautenbach u. a.) ihm zuordnen. Mit vereinter Kraft räumte das Wasser jetzt ein schmales Tal aus und trat bei Dörrenbach in die Ottweiler Schichten des oberen Karbon (Steinkohle) ein. Unterstützt durch den von Nordost kommenden Lautenbach, gelang auch hier der Durchstoß durch eine Verwerfungszone bei Hangard, um dann bei Wiebelskirchen die Blies zu erreichen.

Das Niveau der Talaue fällt von 430 m bei Oberkirchen über 314 m bei Seitzweiler, 280 m bei Dörrenbach auf 245 m bei Wiebelskirchen ab. Ist der Flußlauf im oberen Tal ziemlich gerade, so im unteren stärker gewunden, besonders in breiteren Talauen bei Dörrenbach und Hangard. Die Gewässer waren in Urzeiten um vieles stärker, wie uns das heutige Relief der Tallandschaft zeigt. Kurvige Prallhänge mit Böschungen über 100 m Anstieg wechseln mit sanfter fallenden Gleithängen ab. Beiderseits des Tales breiten sich um 400 m hohe flache Ebenen aus.

Die Besiedlung von der frühen Zeit bis zu den Karolingern

Nach der landschaftlichen Situation mußten sich die ersten Besiedler des Raumes richten. Sie fanden zunächst vor: die waldbestandenen Berge im Norden mit unfruchtbaren Böden, ein nach Süden, der Sonne zu, geöffnetes Tal mit einer recht schmalen Wiesenaue und baumbestandenen Hängen. Viele Seitengewässer hatten durch Abtragung des Geländes (Erosion) mannigfache Zu-

gänge auf die waldbestandene Hochfläche geschaffen. Deren Böden erwiesen sich nun für den Landbau geeignet. Durch Rodungen entstanden hier die Gemarkungen der Siedlungen.

Die ältesten Orte suchten im windgeschützten Tal ihren Platz. Auf der Uferterrasse an einer Furt fanden sie ihre typische Lage (Fürth, Osterbrücken, Remmesfürth) und ihren Namen. Urkunden berichten von nur wenigen Orten, die vor 1000 n. Chr. bestanden — nämlich Wiebelskirchen und Oberkirchen. Was war nun wohl vorher schon vorhanden? Der keltorömische Siedlungsraum war im Raum der oberen Blies wenig ausgeprägt. Das siedlungsfeindliche Waldland war nur sporadisch von Rodunginseln der Gutshöfe durchsetzt. Die Spatenforschung hat uns Reste solcher Anwesen bei Lautenbach, Steinbach und Werschweiler zutage gefördert, auch in Schwarzerden und Oberkirchen. Freilich sind noch manche verborgen; trotzdem zeigt sich eine auffallende Häufung in der Nähe der alten Römerstraße. Eine solche führte quer durchs Ostertal, einmal als Verlängerung der Rainstraße von Stennweiler über Wiebelskirchen und wiederum eine von St. Wendel über Fürth, Lautenbach nach Homburg zu. Beide fanden Anschluß an die strategisch wichtigste Straße von Metz über Dillingen/Pachten, Tholey nach Bingen, also eine Fernverkehrslinie des Handels.

Davon zeugt in etwa im oberen Ostertal der berühmte römische Göttertempel (Mithräum) bei Schwarzerden. Die Verehrung eines vorderasiatischen Gottes wanderte mit den Soldaten nach Westen. Die römische Siedlungskontinuität in diesem Raum zeigt heute noch die große Kultstätte in einem entlegenen Winkel. Das rund 6 qm große Relief in Buntsandstein vermag es zu begründen. Wir sehen einen persischen Gott (Mithras) im Bunde mit dem Sonnengott, auf dessen Befehl hin er einen Stier tötet. Als Beschützer des ersten Menschenpaares fährt er nach einem gemeinsamen Mahle mit dem Sonnengott auf dessen Wagen gen Himmel auf. — Dieser stete Bezug von erdhafter Sinnlichkeit und einem Suchen nach Licht entstammt dem Denken des Bauern; als solcher fühlte sich auch der römische Soldat. Hier im oberen Ostertal im Schutze der Berge erlebte er seine Natur, hier diente er seinen Göttern. So wurde das Kultzentrum ein Mittelpunkt der räumlichen Besiedlung.

Die germanische Landnahme zwischen 400—600 n. Chr. beendete gewaltsam diese große Kulturepoche. Neue Völker, nämlich Franken und Alemannen, besiedelten unseren Raum. Sie übernahmen nicht die bereits bestandenen römischen Gutshöfe = Villen, womöglich wegen ihrer Fremdartigkeit, sondern siedelten nebenan. Die grundherrliche militärische Organisation der Wanderer führte die Kontinuität dieses alten Siedlungsraumes fort. Der König, dem alles eroberte Land als Eigentum zufiel, vergab zum Kriegslohn seinen Heerführern neues Land. Diese besiedelten dann mit ihrer Mannschaft das zugewiesene Areal.

Im ganzen Ostertal sind nur zwei Dörfer urkundlich früh erwähnt: Im Quellgebiet ist es Oberkirchen, um 880 als Ostarunaha der Salvatorkirche zu Frankfurt lehnshörig, 1128 der Abtei Disibodenberg im Mainzer Bistum unterstellt, 1261 der Abtei Tholey zugeteilt. Wiebelskirchen, an der Mündung der Oster, erscheint 893 urkundlich als Wibilischirica mit einem Vorort Hostratia (MRU I/141). Drei bedeutende kulturelle Zentren des näheren Raumes sind nun mit diesen Orten eng verbunden, nämlich die Klöster Disibodenberg, Tholey und Neumünster.

An der Mündung des Glan in die Nahe gründete St. Disibod um 590 sein Kloster. Es geht zurück auf ein Testament des hl. Bischofs Remigius von Reims, der hier um 511 Land erworben hatte. Die Geschichte kennt ihn als den Taufvater des fränkischen Königs Chlodwig. — Kloster Tholey gründete ein Adliger

Grimo an der Metzter Kirche 634, während Kloster Neumünster 863 durch Bischof Adventius von Metz seinen Aufstieg erfuhr. Diese offensichtliche Häufung von Klöstern in einem kleinen Gebiet diente der Kolonisierung und Missionierung des Saar-Nahe-Berglandes. Die Missionare kamen aus dem irrogallischen Gebiet. St. Disibod, Wendalin, Pirmin und Ingobert führten mit ihren Gefährten den Westrich dem Christentume zu. Ihre wichtigsten Helfer waren die fränkischen Grundherren. Mit der Taufe ihres Königs nach der Schlacht von Zülpich (496) bekannten sie sich zum neuen Glauben. Sie unterstützten die Missionierung, da Bischof Magnerich von Trier († 570) berichtet, er habe im Bliesgau zahlreiche Kirchen, besonders zu Ehren der hl. Martinus und Remigius, aufgebaut. (Levison).

Nicht unerwähnt bleiben kann das fränkische Eigenkirchenrecht, das sich in der merowingischen Zeit ausbildete. Wir verstehen darunter das Recht der Grundherren, auf eigenem Land eine eigene Kirche mit ihnen unterstellten Geistlichen zu unterhalten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Name Wiebelskirchen auf eine solche Stiftung zurückgeht.

Von der karolingischen Zeit bis zum späten Mittelalter

Einige Jahrhunderte der Geschichte unseres Raumes liegen im Dunkel. Die ersten urkundlichen Erwähnungen weiterer Dörfer erfolgen erst im hohen Mittelalter. Wir können nicht sagen, wann sie gegründet wurden. Das Bestehen der alten Hundertschaften (Thing) im Bliesgau weist jedoch auf solche Siedlungen hin. Zuletzt haben die umliegenden Klöster ja auch aus den Dörfern ihre Zehntabgaben erhoben.

Die urkundlichen Ersterwähnungen einiger Orte des Ostertales nennen folgende Jahre:

Bubach	1241	Höchen	1262	Niederkirchen =	
Dörrenbach	1339	Lautenbach	1310	Margarethen Ostern	1128
Fürth	1336	Steinbach	1381	Saal	1170

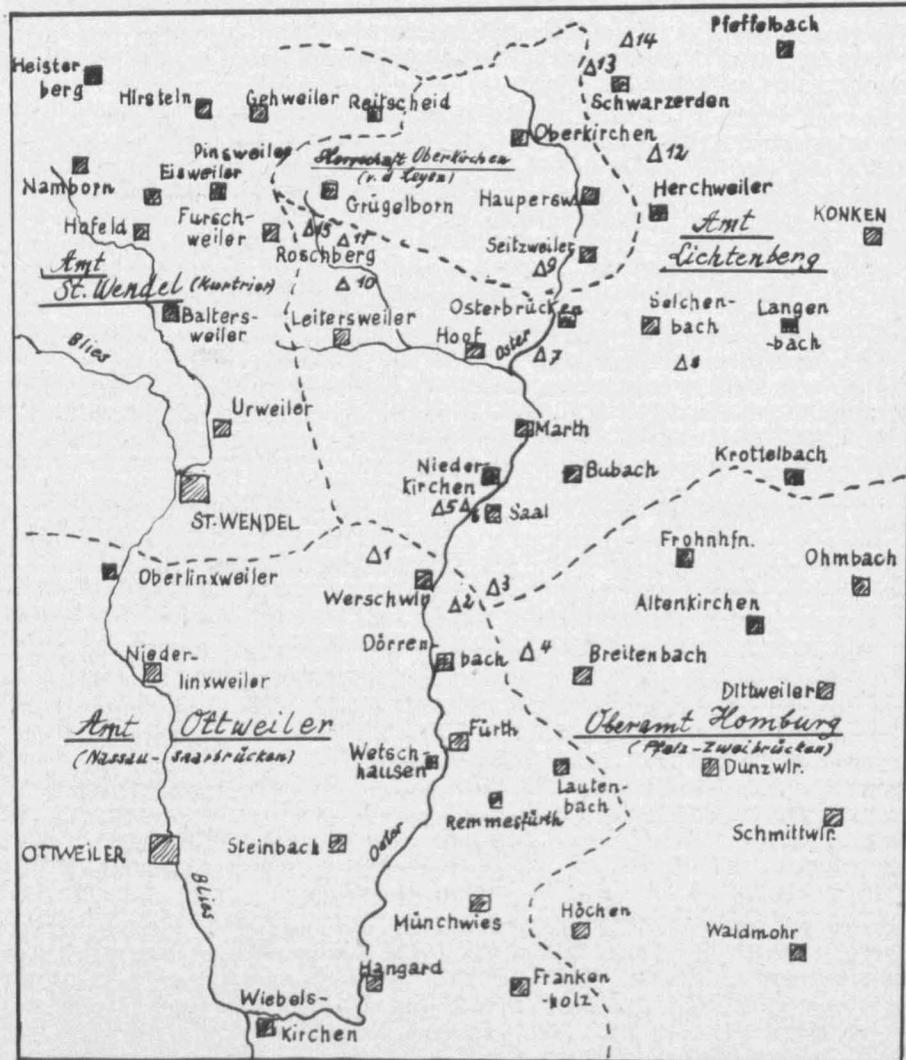
In einer weiteren Ausbauperiode müssen bis 1600 eine große Anzahl von Dörfern entstanden sein, so Remmesfürth und Werschweiler. Auch die folgenden Orte erlebten ihre Geschichte, da sie seit 1600 wieder wüst fielen (Wüstungen) (Siehe Karte!)

Abenhausen bei Höchen	Gersweiler	Daumberg
Beutersweiler b. Werschweiler	Gebersheim	Altherchweiler
Hostratia bei Wiebelskirchen	Datzweiler	Lenchweiler
Bintersweiler	Wörßweiler	Weisweiler
Neuhausen	Rutzweiler	Siebershausen
Schleifmühle Labach	Mühle Tiefenbach	

Dies ist ein Substanzverlust von einem Drittel sämtlicher 45 Siedlungen im engeren Ostertal. Die Gründe der Auflösungen sind mannigfach; neben Kriegen und Seuchen (Schwarzer Tod um 1350) müssen Agrarkrisen schlechthin Ursache gewesen sein. Mancher Ort war im Eifer der Rodungen in unwirtlicher Gegend angelegt. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung auf dem Lande und in den Städten wurde der Lebensraum zu eng, die Erträge zu gering. So fiel manche Siedlung wüst und erweiterte den Wirtschaftsraum des benachbarten Dorfes.

Das Leben des Mittelalters ist nicht zu verstehen, ohne die Weistümer der Dörfer zu berücksichtigen. (Grimm hat in seiner berühmten Sammlung auch eine Anzahl aus unserer näheren Heimat aufgenommen). Das Weistum (Urbar) ist das Rechtsbuch des Mittelalters für das flache Land in juristischen und

wirtschaftlichen Fragen. Es gibt Kunde von den „Vertragspartnern“ (Grundherren und Hörige) und der „Vertragsmasse“ (Gemarkung und Erträge des Landbaues). Diese Rechte wurden jährlich dem Volke im Beisein eines grundherrlichen Vertreters (Schultheis, Meier) den Hörigen durch Befragung seitens der Schöffen zur Kenntnis gebracht. Jeder war unter Strafe zur Teilnahme verpflichtet. Nach langer mündlicher Tradition folgte dann eine schriftliche Fixierung dieser Rechtsfragen.



Das Ostertal um 1790

nach Fabricius/Hoppstädter

--- = Amtsgrenzen
 Δ = Wüstungen ab 1630

- | | |
|----------------------|-------------------|
| Wüstungen: | 8 Neuhausen |
| 1 Rutzweiler | 9 Bintersweiler |
| 2 Beultersweiler | 10 Datzweiler |
| 3 Siebershausen | 11 Lenchweiler |
| 4 Schleimühle Labach | 12 Altherchweiler |
| 5 Mühle Tiefenbach | 13 Gebersheim |
| 6 Daumberg | 14 Gersweiler |
| 7 Wörßweiler | 15 Pleißbach |

Auffallend ist nunmehr die große Zahl solcher gewiesener Rechte von Orten des Ostertales: So für Dörrenbach 1504, für Niederkirchen (Margrethen Ostern 1528 — für den Hof zum Sale (Niederostern) 1487 und für Oberkirchen (Catherine Ostern) 1463. Das Gemeinsame aller Urbare sind bestimmte Rechte, welche Grundherren sich im Ostertale sicherten (Vergleiche Heimatbuch St. Wendel 1948, S. 64 ff — 1950 S. 86 ff. und Weistum Neumünster 1321 (Grimm II, 32 f).

Die Weistümer beginnen mit einer genauen Datierung nach Ort und Zeit. Sie fahren fort mit der Benennung der zuständigen Grundherren (oder Vertreter) und der Schöffen. In Dörrenbach machen Rechte geltend: die Herren von der Leyen und von Stromberg — im Hofe zum Sale die Abtei Remigiusberg (Mainzer Bistum!) und der Pfalzgraf bei Rhein — in Catherine Ostern der Abt von Tholey und der Herzog von Lothringen — in Margrethen Ostern die Herren von Veldenz und der Graf von Pfalz-Zweibrücken. Die Rechte waren verkäuflich und vererbbar; somit wechseln häufig die Grundherren. Dann werden in den Urkunden die Bannbezirke umschrieben und die feudalen Rechte an der dörflichen Flur, die Schutzpflicht des Grundherren seinen Hörigen gegenüber, die Leistungen der Untertanen mit Zehntabgaben und Frondiensten. Die Weistümer nennen die Banngüter (Mühlen, Kalkgruben u. a.), regeln die höhere und niedere Gerichtsbarkeit und schärfen Meier und Schöffen letztlich ein, das gemeine Volk zum alljährlichen Ding (Jahrgeding) unter Strafen anzuhalten.

Diese Urkunden geben eine genaue Übersicht über die Größe der Feldmark, aber nicht über ihre wirtschaftliche Kraft, da uns die Ertragsfähigkeit der damaligen Landwirtschaft verborgen bleibt. Auch rechtliche Unsicherheiten gaben Anlässe zur Klage, wie jener Chronist von Dörrenbach berichtet. (St. A. Ko. 22 — 2446 „Wann schon der Landesherr wegen ausgestorbener unterthanen auß der meirey Fürth keine Renthe mehr noch gefehl (Gefälle) zu gewarten noch haben kan, viel weniger solten es die außlendischen begehren“. — Trotz allem müssen wir aus der Zeit vor dem Schwedenkrieg schließen, daß die Landschaft des Ostertales den Grundherren erträglich genug war, um dort Rechte zu wahren.

Dies belegen uns einige Angaben aus dem 16. Jhd. (St. A. Ko. 22 — 2273). Zur Heiratsausstattung der Grafentochter Ann von Ottweiler wird folgende „Fräuleinsteuer“ erhoben: 1537

Ort	Veranlagte	Gulden	Batzen	Kreuzer
Fürth	15	33	12	3
Dörrenbach	14	29	8	2
Werswiller	14	26	3	1
Ostern	10	17	8	2
Zum Hof (Sal)	4	6	3	1
Marth	9	22	12	1
Bubach (Bopach)	3	3	7	2
Breidebach				
und Ludebach	8	15	3	1
Selchenbach	2	2	—	2
Tuntwiller				
und Trentzwiller	12	19	4	1
Ostertal total	50	107	7	2

Ein Reichstagbeschuß zu Speyer belegte alle Bewohner des Reiches 1542 mit einer Steuer (Türkenschätzung), um damit ein Heer gegen diese Feinde aufstellen zu können. Von je 100 Gulden Vermögen wurde 1/2 Gulden erhoben — von 20 bis 100 Gulden je 6 Kreuzer und bis 20 Gulden Vermögen je 4 Kreuzer.

Knechte und Mägde mit weniger als 15 Gulden Vermögen je 4 Kreuzer. Knechte und Mägde mit weniger als 15 Gulden Lohn zahlten je Gulden nur 1 Kreuzer.

Ort	Familien	Einwohner	Gesinde	Steuern		
				13 Gld.	9 btz.	2 Kreuzer
Fürth	37	um 225	5	11	3	2
Dörrebach	19	110	8	1	7	2
Lautebach	3	20	2	2	5	2
Ostern	9	50	—	3	6	3
Werschweiler	15	80	3			

Ziehen wir noch eine Liste der Pferdehalter von 1572 heran.

Ort	Bauern	Pferdehalter	Pferde
Fürth	26	16	55
Dörrebach	13	10	35
Laudebach	5	3	12
Werswiller	14	11	34
Marth	9	6	18
Hoff	3	1	3
Niederkirchen	8	4	13
Selchenbach	2	2	4
Steinbach	5	5	19
Boppach	2	2	6
Amt Ottweiler	397		1107

Als wirtschaftsstarke Gemeinden erscheinen immer wieder Fürth, Dörrebach und Werschweiler. Die günstigen Böden in der Kontaktzone von Rotliegendem und Karbon erzwangen eine starke Zugviehhaltung. — Um 1600 herum kündigen sich schon die ersten aufgelassenen Siedlungen an. Das Ostertal untersteht drei Landeshoheiten: im unteren Tal der Grafschaft Ottweiler/Saarbrücken, im oberen Teil dem Herzogtum Pfalz-Zweibrücken und die Landschaft um Oberkirchen den Reichsgrafen von der Leyen zu Blieskastel. Von 22 größeren Orten des Amtes Konken (oberes Tal) fallen vier wüst: Daumborn, Beutersweiler, Gebersheim b. Schwarzerden und Wörßweiler bei Hoof. Diese Wüstungen wurden durch die baldigen Kriege gewiß vermehrt. (Siehe Karte und Heimatbuch St. Wendel 1957/8 S. 13 ff).

Ziehen wir noch eine genaue Viehbestandsliste von 1625 heran (St. A. Ko.22-2365).

Ort	Haushalte	Pferde	Kühe	Schafe	Wagen		Steuerbeitrag	
					Heu	Gulden	Batzen	Kreuzer
Fürth	31	39	58	94	108	166	14	—
Dörrebach	13	29	37	118	78	115	4	3
Steinbach	13	20	27	26	62	82	7	3
Laudebach	7	9	15	—	21	32	11	3
Werswiller	12	15	25	—	47	68	3	1

Die Landwirtschaft des Ostertales bietet am Vorabend des „Schwedenkrieges“ folgendes Bild. In mindestens drei der zehn Orte gibt es eine genügende Anzahl von Pferden, ein Zeichen eines intensiven Ackerbaues. Die Milchviehhaltung wird gepflegt, auch eine Reserve an Viehfutter für den Winter eingebracht. Große Schafherden, die auf eine genügend große Allmende schließen lassen, gibt es nur in Fürth und Dörrebach. Um dies zu verstehen, müssen wir noch einen Blick auf die Agrarstruktur des Mittelalters werfen.

Die Gemarkung bildet den einzigen Wirtschaftsraum des Landvolkes. Zur besseren Bestellung der Flur lag die Siedlung möglichst in der Bannmitte. Dicht

um den Dorfkern waren die Gemüse- und Obstgärten, nach außen mit einem Zaun geschützt, der eine Rechts- und Friedensgrenze bildet. An ihn schloß sich die offene Flur an. Sie war in drei Teile geteilt, deren einer immer brach lag, um sich erholen zu können. Die übrige Ackerflur bestellten die Bauern mit Sommer- oder Wintergetreide. In einem jährlichen Wechsel innerhalb dieser Dreifelderwirtschaft bewirtschafteten die Landleute ihre Parzellen, die in jeder Flur lagen. Dadurch waren Anteile an differenzierten Böden gegeben und auch das Risiko (Wildschäden, Unwetter) gemildert. Die offene Flur mußte rechtlich geschützt sein. Dies besorgte der Flurschütz, der peinlich die Beachtung von Öffnung und Schließung der Flur überwachte (Walpurgis = 1. Mai und Martini). Nach der Ernte trieb man das Weidevieh mit auf die Fluren; dazu auch auf Wiesen und Hutungen an der Peripherie der Gemarkung. Da diese Futterbasis oft den allzu großen Viehherden nicht genügte (Rinder, Schafe, Schweine), diente ferner noch der Laubwald (Gras, Bucheckern, Eicheln) zur Weide.

Somit bildete tatsächlich der Viehbestand das einzige Kapital des Landmannes; ihn vertraute er den Hirten zur Obhut an. Am Boden selbst bildete sich erst spät ein Eigentumsrecht aus. Bis ins späte Mittelalter diente eine „Ackernahrung“ von rund 30 Morgen zum Leben als Existenzsicherung der Familie. Die Untertanen leisteten dafür dem Grundherren Naturalabkommen (Zehnten), Vieh (Kurmut) und Frondienste. Im Besitz der Gesamtgemeinde waren Hutungen und Ödländer; diese wurden alle jährlich zur Verfügung gestellt. Teile des Ödlandes, das durch die lange Brache sich erholt hatte, wurden im Wechsel der Jahre wieder mit Früchten bestellt. In einer Art Brandrodungsbau (Schiffelland, Rothecken) gewann man für einige Jahre gute Kornernten, ließ das ausgebeutete Land wieder brach liegen für weitere 20—30 Jahre. Wälder und Gewässer mit ihren Tierbeständen waren dem Grundherren zu eigen.

Diese rechtliche und wirtschaftliche Situation ist immer zu bedenken, wenn wir Zahlenangaben über die Landwirtschaft des dörflichen Mittelalters lesen. Der Lebensraum des Landbauers ist eng; durch ständige Rodung von Rothecken und Ödland sucht er sein Areal der Nutzfläche zu erweitern, um dem Überbesatz der Weiden durch die zahlreichen Herden auszuweichen. Das Gewicht der Tiere und die Hektarerträge von Ackerbau und Grünland sind gering. Alle Abgaben stellen somit eine genügende Belastung dar, da einerseits immer mit Mißernten zu rechnen war und Nebeneinnahmen völlig fehlten. Ein jeder (auch Geistliche und Handwerker) war gezwungen, durch den Landbau seine Existenz zu sichern. Der Kreis des dörflichen Handwerks war recht bescheiden. Welche Notzeiten durch die Kriege entstanden, zeigt ein Bericht des Rentmeisters Klicker von 1634 für die Grafschaft Ottweiler (St. A. Ko. 22/2262). Die Zerstörung war so vollständig, daß von den 400 Untertanen des Amtes knapp 70 überlebten und in zwei Jahrzehnten (1635—55) nur 57 Ehen geschlossen wurden. Die folgenden Tabellen vermögen uns ein getreues Bild der Situation im ausgehenden 17. Jhd. zu geben. Zunächst werden wieder einmal Fräuleinsteuern erhoben.

Ort	Veranlagte	1665		1672	
		Steuern	1 Alb.	Steuern	22 Alb.
Wiebelskirchen	—	12 Gld.	1 Alb.	31 Gld.	22 Alb.
Steinbach	4	2 „	4 „	8 „	
Werschweiler	10	7 „	25 „	9 „	26 „
Fürth	9	6 „	24 „	13 „	6 „
Dörrebach	6	5 „	28 „	8 „	13 „

St. A. Ko. 22/2825

Noch der Bericht von 1684 (St. A. Ko. 22/2456) zeigt die Schwierigkeiten des Wiederaufbaues deutlich auf.

Ort	Familien	Häuser	Anzahl			Korn	Mühlen Rottland	Müh- len
			Scheune	Gärten	Morgen Acker			
Werschweiler	7	5	3	24	38	28	2	1
Fürth	8	8	7	56	120	53	10	—
Dörrebach	7	5	5	45	68	33	3	—
Laudebach	1	1	1	7	10	6	1	—
Steinbach	5	5	5	25	67	35	2	—

Ort	Häuser	Pferde	Ochsen	Wagen		Morgen		Buch- weizen
				Heu	Hafer	Gerste	—	
Werschweiler	10	8	3	39	20	2	1,5	—
Fürth	26	14	5	66	46	3,5	5,5	—
Dörrebach	11	3	12	63	20	2,5	4,5	—
Laudebach	6	—	2	6	2,5	0,5	—	—
Steinbach	—	11	—	30	18	14	1,5	—

Den größten Verlust weist eindeutig Fürth auf. Vor dem Kriege hatte es drei von Steuern befreite Häuser (Meier, Büttel, Förster) und 20 unbefreite Bauernbetriebe mit zwei Hirten. Das Schaftgeld betrug 10 Gulden 15 Albus. Dörrebach zählt 9 unbefreite Behausungen und 1 Hirtenhaus und 1 befreites Pfarrhaus. Werschweiler zählte 2 befreite Häuser (Meier, Förster) und 5 unbefreite. In jedem Dorf fielen erhebliche Naturallieferungen an. 1684 standen ganze 8 Häuser erst in Fürth, das 25 Jahre lang wüst gelegen hatte. Kirche und Mühle waren in sehr schlechtem Zustand. Ebenso sind in Werschweiler erst sechs Bauern ansässig; in Dörrenbach nur fünf, in Laudebach sogar nur ein Haus. Die Kirchen sind nur bedacht, alle Straßen in einem miserablen Zustande. Der Wiederaufbau vollzieht sich nur schleppend; es fehlt an Baumaterialien, an tierischen Zugkräften und Saatgut. (Siehe Liste 1625).

Eine andere Liste des Amtes Ottweiler von 1680 nennt uns abweichende Ziffern über Bürger, Mühlen und Höfe (St. A. Ko. 22/2455).

Ort	Bürger	Mühlen			Höfe
		Eigene	Erbpacht	—	
Ottweiler	88	1	3	1	1
Wiebelskirchen	52	—	2	1	—
Steinbach	18	—	—	1	—
Hangarten	17	—	—	—	—
Werschweiler	10	1	1	—	—
Dörrenbach	17	—	1	—	—
Förth	19	—	1	—	—
Laudebach	16	—	1	—	—
Münchwies	13	—	1	1	—
Hoof	—	—	1	1	—

Neu in dieser „Spezifikation“ sind die zwei Siedlungen Hangard und Münchwies. Sie entstanden zur Zeit der Reunion unter Ludwig XIV. und sind als französische Militärsiedlungen anzusprechen. Familiennamen, die 1701 in einer Salzliste auftauchen, weisen eindeutig darauf hin. (Mittlg. Hist. Verein. f. Saar-gegend, VIII-Nr. 13). In Steinbach können 8, in Neudorff uff der Oster = Hangard 7, in Laudebach 9, in Münchweyler (wies) 7, in Werschweiler 9, Dörrebach 8 und Förth 16 Haushaltsvorstände für ihre Familien in Ottweiler Salz abholen. Verglichen mit 1684 sind einige Siedlungen wieder angestiegen. Als französische Namen werden in Hangard genannt: Didier, Habronvalle, Mathieu, Dicolle, Le Culver, Trampon — in Münchweyler: Laferre, Fallot, Dumont, Beauseler, Peire und Lefeuvre. Dazu kommen auch einige deutsche Familiennamen.

Die Hausnamen der einzelnen Dörfer geben uns einen interessanten Einblick in die berufliche Struktur. In Fürth erscheinen: Hofmann, Wannemacher, Wagner, Schmitt, Lauer (Gerber), Schnider und Lur (Lauer). In Dörrenbach: Keßler, Maurer, Wagner, Meyger, Beenen (Imker?) und Deckert. In Werschweiler: Scheffer (Schäfer) Wagner, Schumacher, Keßler, Küfer — in Ostern: Glockner, Brenner (Kalk?), Murer (Maurer) — in Marth: Schweitzer, Schmitt, Schniders, Becker und so viele andere Vornamen, die sich zum Familiennamen ausprägten. Es zeigt sich auch darin der enge Kreis notwendiger dörflicher Handwerke.

Das aufblühende 18. Jahrhundert

In der Wirtschaftsgeschichte unserer näheren Heimat zeigt sich mit dem beginnenden 18. Jahrhundert eine aufwärtssteigende Entwicklung. Schon die erste Haushaltsliste von 1707 (Hist. Verein VII—13) gibt deutlich Kunde davon.

Ort	Haushaltungen	Evangelische		Katholische		Reformierte	
		Kinder	Erwachsene	K	E	K	E
Steinbach	9	15	41	6	12	—	—
Werschweiler	10	23	21	2	29	3	5
Fürth	14	24	23	33	8	3	8
Dörrebach	12	32	14	15	7	4	2
Laudenbach	7	6	7	19	16	—	—
Münchwies	9	Total 16		Total 42		—	—
Hangard	7	—	—	—	51	—	—

Das rasche Ansteigen solcher Siedlungen belegt auch die Zählung von 1720, die folgende Familien angibt:

Wiebelskirchen	37	Steinbach	12	Werschweiler	9	Laudebach	11
Hangart	16	Fürth	21	Dörrenbach	11	Münchwies	12

Ein Gradmesser wirtschaftlichen Aufstiegs sind unter anderem wohl die abgeführten Frongeldleistungen, so um 1730:

Ort	Veranlagte	Gulden	Albus	Veranlagte			
				Gulden	Albus	—	
Steinbach	17	48	13	Dörrebach	12	43	24
Hangard	19	34	7	Münchwies	14	25	15
Werschweiler	11	46	26	Fürth	23	51	23
Laudebach	15	23	9	—	—	—	—

Unterstellen wir, daß in dieser Erhebung jeweils alle ansässigen Familien erfaßt sind, so ist doch die wirtschaftliche Kraft der Dörfer recht unterschiedlich. Dies beweist deutlich die Liste der Meierei Wiebelskirchen von 1741 (St. A. Ko. 22—4314 + Hist. Ver. VIII/13).

Ort	Häuser	Untertanen Familien	Religionsbekenntnis (Familien)		
			kath.	Luther.	Reformierte
Wiebelskirchen	52	48	4	45	8
Steinbach	18	21	4	17	—
Hangard	20	19	18	3	2
Werschweiler	12	15	3	12	—
Dörrebach	12	13	2	11	—
Fürth	24	28	12	15	1
Lautenbach	16	17	8	7	2
Münchwies	12	19	18	1	—



Niederkirchen. Alter Siedlungsbereich um die Kirche auf der ersten Hangterrasse.
Im Hintergrund neue Zentralschule.

Ort	Zugkräfte		Lebensstandard (Bauern)			Schulden	Morgen	
	Pferde	Ochsen	gut	mittel	schlecht	Gulden	Acker	Wiesen
Wiebelskirchen	56	74	13	12	32	8 198	1 557	514
Steinbach	19	24	4	5	12	1 660	543	147
Hangard	6	32	2	4	17	2 999	716	181
Werschweiler	20	22	5	6	4	815		
Dörrenbach	25	20	2	10	1	1 750		
Fürth	21	56	4	12	12	3 439		
Lautenbach	3	30	1	4	12	1 338		
Münchwies	—	32	2	2	15	1 733		

Die soziologische Struktur dieser Orte ist sehr unterschiedlich. Vergleichen wir einmal Steinbach und Hangard als 2 Orte mit fast gleich großer Einwohnerzahl. Steinbach hat bei einer kleineren Ackerflur das Dreifache an Pferden, aber $\frac{1}{4}$ weniger an Ochsen. Es gibt dort mehr wohlhabende Bauern, weniger arme und eine fast um die Hälfte geringere Verschuldung als in Hangard. Gründe dafür mögen sein die relativ junge Gründung von „Neudorf uff der Oster“ auf unwirtschaftlicheren Böden und mangelnde Tradition. Fast 75 Prozent der Betriebe sind arm, kleinbäuerlich und können keine Pferde zusätzlich halten. Werschweiler und Dörrenbach als kleinere Siedlungen sind wesentlich gesünder strukturiert durch ihren hohen Anteil mittelmäßig fundierter Betriebe. Lautenbach und Münchwies sind in einer ähnlich armen Lage. Die Bodenverhältnisse und Lage der einzelnen Fluren spielen da eine erhebliche Rolle.

Ziehen wir noch eine weitere Amtsliste aus einer Beschreibung der fürstlichen Herrschaft von 1760 zu Rate, die auch einzelne Handwerker aufzählt.

Ort	Häuser	Ehen	Einwohner	Kinder	Ackerer	Tage-löhner	Gesinde	Hinter-sassen
Wiebelskirchen	75	69	490	256	42	7	42	23
Steinbach	24	23	153	87	20	3	13	—
Hangard	24	26	157	88	20	1	6	2
Fürth	31	31	227	123	24	—	31	2
Dörrenbach	21	15	146	59	13	—	36	—
Werschweiler	19	15	145	93	14	—	16	1

Ort	Zugvieh	Handwerker	Leineweber	Maurer	Müller	Schmiede
Wiebelskirchen	142	26	13	1	2	4
Steinbach	49	7	2	—	—	1
Hangard	41	6	1	1	—	—
Fürth	72	16	9	—	1	2
Dörrenbach	58	5	2	—	1	1
Werschweiler	54	7	2	—	1	2

Ort	Schneider	Schuster	Wagner	Zöllner	Wirt	Hirt	Ziegler
Wiebelskirchen	4	3	1	1	1	3	1
Steinbach	1	2	1	—	1	3	—
Hangard	1	—	1	1	1	3	—

Ort	Fürth	Dörrenbach	Werschweiler	Gerber
Fürth	2	2	—	1
Dörrenbach	2	—	—	1
Werschweiler	—	2	1	1

Diese Zahlen zeigen uns noch das mittelalterliche Wirtschaftsleben des platten Landes. In den Berufen dominiert der Bauersmann, unterstützt von Tagelöhnern und Gesinde. Es folgen jene Handwerker, welche die Landwirtschaft dringend bedarf, nämlich Schmiede und Wagner. Zur Deckung des häuslichen Bedarfs stehen Müller, Schneider und Schuster zur Verfügung. Sie sind oft nur Lohnwerker, d. h. verarbeiten das vom Kunden gelieferte Material. Als ein Sonderberuf im Grenzland gilt der Zöllner. Zu ihm gesellen sich die Wirte, die oft zugleich auch Bier- oder Schnapsbrenner aus eigener Produktion sind. Als neuer Berufszweig ließ sich in der Tallandschaft der Oster der Weber auf Wolle und Leinen (Flachs) nieder. Sie bezogen ihr Material von den Bauern, stellten das Webstück im Hauswerk her und lieferten es zur weiteren Verarbeitung in den Kleinstädten (Ottweiler, Kusel und St. Wendel) ab.

Die fürstliche Politik des 18. Jahrhunderts belebte in ihrem Streben nach möglichem Reichtum Industrie und Landwirtschaft unseres näheren Raumes. Die Intensivierung des Landbaues geschah mit der Einführung der Fruchtwechselwirtschaft, welche die alte Dreifelderfolge ablöste. Dieser Fruchtwechsel von Hackfrucht und Halmfrucht war nur möglich durch den beginnenden Anbau von Kartoffeln und Gemüse, die zur wesentlichen Lebensverbesserung von Mensch und Tier beitrugen. Andererseits verlangte er dem Boden eine höhere Leistung ab; dies wurde nur möglich durch eine bessere Düngung. Allenthalben wurde in den Gemarkungen nach Kalk gegraben, der dem Bauwesen und vor allem der Landwirtschaft diente (so besonders in Werschweiler).

Durch Verordnungen von 1763 drängte der Fürst auf Nutzung des Düngekalkes zur Förderung des Ackerbaues; 1764 teilte er die Allmendfelder auf, regelte nach Aufhebung der Stockgüter die Rechtsansprüche und führte eine um-

fassende Vermessung der Bänne durch. Es folgten zur Zeit des letzten Fürsten von Ottweiler weitere Verordnungen zur Förderung der Viehzucht, des Ackerbaues, der Märkte. Die Aufhebung der Leibeigenschaft der Untertanen von 1793 konnte jedoch das weitere Schicksal der Grafschaft nicht abändern. Bereits drei Jahre später besetzten französische Revolutionstruppen das Land. Sie zerschlugen die Landeshoheiten, die bislang das Ostertal beherrschten, und beendeten auch praktisch den Wirtschaftsstil des Mittelalters.

Er zeichnete sich aus durch ein dichtes, verzahntes Geflecht von geistlichen und weltlichen Grundherrschaften, die den Untertanen zwar vielseitige Pflichten auferlegten, aber auch Rechte zur Lebenssicherung gaben. Der gläubige Landmann und Handwerker des so langen Mittelalters konnte unter seiner Herrschaft schon leben. Er blieb lange verschont von den kritischen Auswirkungen eines selbständigen Geisteslebens, das durch Universitäten und Buchdruck Ausbreitung fand. Selbst die Reformation brachte wirtschaftlich unter den neuen Grundherren keine Änderungen, zerriß aber verwaltungs- und glaubensmäßig die Einheit der Landschaft an der Oster.. (Siehe Karte Ostertal um 1790!)

Von Napoleon bis zu den großen Kriegen

Der Sieg der französischen Heere fand 1801 eine Bestätigung durch den Frieden von Lunéville. Das ganze linke Rheingebiet wurde Frankreich zugeschlagen und kirchlich wie auch politisch neu geordnet. Das Departement de la Sarre erfaßte im Kanton Tholey und Kusel die Bürgermeistereien (mairies) fürs Ostertal in Ottweiler (Wiebelskirchen, Hangard) — Oberkirchen (Seitzweiler, Haupersweiler) — Niederkirchen (Bubach, Hof, Marth, Saal, Osterbrücken) und Werschweiler mit den Orten Wetschhausen, Dörrenbach, Fürth, Lautenbach, Münchwies und Steinbach. Harte Wirtschaftsmaßnahmen zur Versorgung der großen Heere blieben nicht aus. Eine gewisse Entspannung brachte der Wiener Kongreß 1815 und Neuordnung des Gebietes. Während das südliche Ostertal dem neuen preußischen Landkreis Ottweiler zugeschlagen wurde, so das nördliche dem Fürstentum Coburg-Lichtenberg und das mittlere der bayrischen Pfalz.

Diese neue Landeshoheit machte bald Bestandsaufnahme. Aus diesem Bericht von 1816 (St. A. Ko. 382/62) stammen die folgenden Daten.

Das Dorf Dörrenbach liegt südöstlich von St. Wendel, gut 1 $\frac{1}{4}$ Stunde entfernt auf dem linken Ufer der Oster am Fuße eines Berges. Die nächstgelegenen Orte sind: nach Westen zu St. Wendel, Ober- und Niederlinxweiler — nach Norden zu Werschweiler — nach Osten zu das bairische Bubach und Breitenbach — gegen Süden das preußische Fürth, Lautenbach, Steinbach und Ottweiler.

Der Flächeninhalt des Bannes beträgt 1667 Morgen 17 Ruthen. Das Dorf zählt 30 Häuser, darunter 2 Hirtenhäuser von geringem Wert. Sie sind fast alle aus Stein, meist zweistöckig. Das Dorf zählt 189 Seelen, davon 27 katholisch, übrige lutherisch. Kinder leben dort 71; Männer über 14 Jahre 50, Frauen über 14 Jahre 68. Dazu sind 12 fremde Dienstboten zu zählen.

Nachdem dann kirchliche und schulische Verhältnisse beschrieben sind, berichtet der Schreiber der Landeskommision zur Landwirtschaft:

Die Böden der Flurgemarkung sind von mittelmäßiger Güte, teils schwerer Sanderde. Der Ackerbau ist wegen der Lage beschwerlich und rund 60 Morgen Land unfruchtbar.

An Vieh wird gehalten: 60 Rinder, 31 Kälber, 107 Schweine, 10 Pferde, 5 Fohlen, 40 Ochsen und 54 Kühe. Die Rothecken sind kommunaler Besitz; vom Ackerland wurden 1813 durch die französische Regierung von 236 Morgen 106

veräußert. Von den restlichen 124 Morgen sind 30 unbrauchbar. Das Urbar wird gewöhnlich auf mehrere Jahre zu gleichen Teilen verlost, teils zu Acker oder Wiesen. Grundsteuer entrichten die Einwohner selbst; die Gemeindegüter haben keine Verschuldung.

Im Bannbezirk gibt es keinen Bergbau oder Domänen, wohl schlechte Straßen und zwei schlechte Steinbrücken.

Was den herrschenden Charakter des Volkes betrifft, so sind sie in Beziehung auf Geistesbildung und Gewerbetätigkeit aus dem Zustand der eigentlichen Rohheit herausgetreten. In Betreibung des Ackerbaues herrscht eine allgemeine lobenswerte Tätigkeit. Andere Gewerbe außer den notwendigen Handwerken finden in hiesiger Bürgermeisterei nicht statt.

Die Äcker werden vor der Besamung zwei- bis dreimal gepflügt und alle drei Jahre einmal gedüngt. Die Getreidesorten, welche in hiesiger Gegend am häufigsten gepflanzt werden, sind Korn, Haber, Kartoffel, Gerst, Weizen, Spelz, Ölfrucht, Erbsen, Wicken, Hanf und Flachs in kleiner Menge nur. — Was die Verfielfältigung des Samens anbetrifft, so kann man im Mittel annehmen: in unfruchtbaren Jahren verhalten sich Aussaat zur Ernte 1 zu 4, in mäßig fruchtbaren 1 zu 6 und in guten Jahren 1 zu 8.

Die Viehzucht ist in gutem Zustande, von der Mehrzahl wird Ackerbau in Verbindung mit Viehzucht getrieben. Als Zugvieh dient mehr das Rindvieh; nur wenige haben Pferde.

Der Wald beträgt in herrschaftlichem Besitz 80 Morgen, in Besitz der Gemeinde 118 Morgen, alle in gutem Zustande und unter der Aufsicht eines planmäßigen Försters. Der Weinbau wird garnicht, der Obstbau wenig getrieben, da er selten gerät durch die kalten Frühjahrsfröste.

Handel ist nur mit den am Ort gewonnenen und entbehrlichen landwirtschaftlichen Erzeugnissen wie Früchte, Wolle, und sie werden größtenteils nach Ottweiler oder St. Wendel verkauft. Das Vieh wird teils von den Metzgern dieser Orte oder von Handelsleuten zu Saarbrücken nach Lothringen oder Luxemburg getrieben. Die Schweine werden vorzüglich von Händlern aus der Pfalz und dem Elsaß aufgekauft. Sämtliche Bedürfnisse, die der Ort nicht selbst erzielt wie Wein, Tücher, Leder werden aus St. Wendel und Ottweiler bezogen. Die zum Brande nötigen Steinkohlen aus über 2 $\frac{1}{2}$ Stunden entferntem Kohlenwalde; Bauholz liefert eigener Wald, Bausteine eigener Bann, Kalk in Fülle in Werschweiler, Ziegeln das preußische Wiebelskirchen. Es wäre zu begrüßen, wenn diese Güter aus preußisch und coburgischen Gebieten ohne Preiserhöhung eingeführt werden könnten.

Vom Gewerbe ist zu sagen, daß außer der Landwirtschaft nur noch ein Schmied und Müller da sind, die aber zugleich ohne Gesellen noch den Ackerbau treiben. Die nötige Leinwand wird von jedem Bauern selbst gewebt. (Soweit in Auszügen, betreffend Dörrenbach, der Bericht).

Aus der Fülle der Orte im Ostertal steht hier das Beispiel dieses einen Ortes. Gewissenhaft erledigte der coburgische Beamte seinen Auftrag. Das agrare Leben bestimmt die Grundstruktur der dörflichen Wirtschaft. Die Ackernutzung ist spezialisierter als in früheren Jahrhunderten; neben das allgemeine Brotgetreide treten Futtergetreide, Ölfrüchte, Hackfrüchte, Gemüse. Sie alle ermöglichen eine gute Viehhaltung, besonders Milchvieh und Schweine. Die Lebenshaltung der Dörfer wird gesünder.

Einen Rückgang erfährt allerdings das Handwerk, nicht zuletzt bedingt durch die rapide Entwicklung der benachbarten Industrie auf Kohle und Eisen. Diese Blüte war eingeleitet worden mit einer Verstaatlichung der über 60



Siedlungskern von Werschweiler oberhalb der Oster auf einem Schwemmkegel der Seitenbäche

Bauernkohlengruben durch den Fürsten Wilhelm Heinrich 1751. Als um 1810 die Schachanlage den alten Stollenbau ablöste, brachten Mechanisierung und Motorisierung zugleich eine Umstellung der alten Eisenverhüttung. Die Modernisierung erfaßte auch das alte Handwerk; der mechanische Webstuhl löste den bäuerlichen Handwebstuhl in der Stube ab. Andere Handwerke mußten sich umstellen, erzielten durch die Massenproduktion der gewerblichen Betriebe zu wenig Gewinn. Andererseits bot die Industrie genügend Arbeitsplätze zu einem hinreichenden Arbeitslohn.

Dies Anwachsen der Industrie im Kohlenwald kostete der umliegenden Landschaft die besten Arbeitskräfte. Rechtlich fand die moderne Landflucht ihren Beginn mit der Bauernbefreiung des Freiherrn vom Stein seit Martini 1810. Bis zur Französischen Revolution galt der Rechtspruch der Grundherren: „Landluft macht eigen“. Kein Untertan, ob Vollbürger oder Hintersasse, konnte ohne Erlaubnis seines Herrn die Grundherrschaft verlassen. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft trat nunmehr eine Mobilisierung von Land und Leuten ein. Napoleon hatte schon durch sein heute noch berühmtes Gesetzbuch (Code civil) die Realteilung als geltendes Recht gesetzt. Dies gab den nachgeborenen Bauernsöhnen Ansprüche auf den zustehenden Erbteil und mit der Entlassung aus der Grundherrschaft eine freie Wahl der Arbeitsstelle. Was lag näher, als dem Angebote einer nahen Industrie zu folgen.

Zunächst wohnt man noch im Dorfe, siedelt sich bald vor den Toren der Gruben und Hütten an. Das Dorf lebte nach seinen Gesetzen: es entwickelte sich zwar auch im Zuge der Agrarreform und Modernisierung (besonders in der Neuzeit), verlor aber seine geistige Heimat. Dies beschleunigte noch die Verkehrserschließung; sie brachte eine Trennung in viele Stände.

Damit müssen wir zum Wirtschaftsleben des 19. Jahrhunderts überleiten. Eine Akte von 1816 (St. A. Ko. 381/16) weist auf verschiedene alte Kalkgruben zu Werschweiler hin. Sie sollen nunmehr auf weitere 10 Jahre verpachtet wer-

den. Johann Müller als Eigentümer des Wetschhauser Hofes übernimmt die Grube für 107 Francs 30 Ctm und stellt einen Bürgen. Er verpflichtet sich, die Kalköfen zu unterhalten, die Grube bei Ablauf der Pacht in gutem Zustand zu übergeben und Forstordnungen einzuhalten. Wenn wir bedenken, daß ringsum allenthalben Kalkgruben betrieben wurden (Niederlinxweiler, Alswweiler, Urexweiler, Oberlinxweiler), so muß doch eine erhebliche Nachfrage bestanden haben.

Das gewerbliche Leben nimmt ins Ostertal vorläufig keinen Einzug. Die Gewerbesteuerliste (St. A. Ko. 392/115) erfaßt 1823 und 1830 in Dörrenbach je einen Mahlmüller, Schmied, Schneider, Schuster, Wirt, dazu gesellen sich 1830 ein Wagner und ein Maurer.

Die Steuerleistung ergab 1823 = 28 rthl., 1830 = 35 rthl. (Rheinische Taler). Einen besseren Aufschluß ergibt die Rechnungslegung der Bürgermeisterei von 1814: in rthl. (St. A. Ko. 382/362).

Einnahmen:

Überhang 1813 = 215

	Werschweiler	Dörrenbach	Fürth	Lautenbach	Münchwies	Steinbach	Total
Grundsteuer	51	55	93	37	28	84	349
Verwaltung	—	—	283	107	80	258	729
gesamt	51	55	376	144	108	342	1078
Ausgaben							
Rezeß	94	194	163	52	42	164	616
Rest 1813	40	42	81	20	18	72	274
Verwaltung	23	23	41	12	10	39	149
Besoldungen	22	22	38	14	11	35	143
Einnehmer u. a.	79	79	141	42	33	134	508
Hebegebühr u. a.m.	5	1	16	4	3	16	47
gesamt	263	363	480	144	117	460	1737
Saldo 1813	+ 185	— 197	— 331	— 95	— 64	— 329	— 274
1814	— 214	— 141	+ 34	—	— 9	— 118	— 65

Dazu noch eine Liste der Steuereinnahmen von 1816 (St. A. Ko. 382/105):

	Werschweiler	Dörrenbach	Fürth
Grundsteuer	1349 Francs	1336 Francs	2289 Francs
Personalsteuer	135 „	140 „	218 „
Tür- und Fenstersteuer	63 „	71 „	97 „
Gewerbsteuer	16 „	45 „	57 „
insgesamt	1564 „	1594 „	2663 „

Die Vielzahl der Steuern ist für die damalige Zeit überraschend hoch. Die vielen Ausgabenposten, die eine geordnete Beamtenverwaltung kostete (Arzt, Gefängnis, Einnehmer, Armenhaus usw.), rissen ein beträchtliches Loch in die meisten Gemeindekassen.

Im Verlauf der nachstehenden Ausführungen soll ein erläuternder Tabellentheil folgen.

Betrachten wir einmal an Hand der Statistik von 1955 das wirtschaftliche Leben unseres Ostertales. Seine rund 15 Orte liegen mit ihrer Gemarkung auf einer durchschnittlichen Höhe von 380 m. Aus dieser Lage im Saar-Nahebergland mit reichlichen Niederschlägen über 800 mm Regen und 8,5°C Jahrestemperatur folgte eine gemischte Betriebsform von Ackerbau und Grünlandwirtschaft. Die mittlere Gemarkungsgröße von 540 ha ist zu rund 25% mit Wald bestanden, der sich größtenteils in staatlichem oder kommunalem Besitz befindet. Private Wälder finden sich in größerem Umfang in

Werschweiler, Hoof, Marth, Haupersweiler, Steinbach und Oberkirchen. Der Umfang des Ackerlandes ist doppelt so groß wie jener an Wiesen, wobei aber einzelne Orte (Oberkirchen, Fürth) durch ihre Grünlandwirtschaft überwiegen. Entsprechend der Größe der Ansiedlung verhält sich das Garten- und Obstbauland. Neben einem recht unterschiedlichen Anteil an Ödland tritt auch in 6 Gemeinden (Osterbrücken, Oberkirchen, Haupersweiler, Hangard, Werschweiler und Dörrenbach) eine größere Fläche von nicht bewirtschaftetem Kulturland (Sozialbrache) auf.

Bevölkerungsentwicklung

Ort	1800	1825	1850	1875	1900	1933	1939
Bubach	85	179	218	223	264	341	335
Dörrenbach	149	242	280	296	348	318	317
Fürth	350	617	655	693	811	1077	1133
Hangard	148	362	446	622	1064	1528	1568
Haupersweiler	169	296	375	387	402	443	425
Hoof	146	240	356	445	450	722	747
Lautenbach	214	440	457	493	601	814	770
Marth	84	195	214	234	244	298	300
Münchwies	166	309	380	508	672	1165	1129
Niederkirchen	138	237	402	350	411	759	781
Osterbrücken	107	220	244	302	348	393	382
Oberkirchen	576	850	905	864	1017	1646	1595
Schwarzerden	92	143	156	155	189	243	268
Steinbach	249	393	459	535	822	1117	1125
Werschweiler	150	221	260	275	313	321	319
Saal	82	163	217	216	218	285	286
Wetschhausen	23	19	5	24	25	25	26

Diese Erscheinung steht in engem Zusammenhang mit der industriellen Entwicklung des Saar-Nahe-Berglandes. Vom frühen Mittelalter weg bis weit in die Neuzeit hinein ist die agrarische Betätigung für den größten Teil des Volkes unserer Heimat vorherrschend gewesen. Erst im 18. Jahrhundert setzte auf Drängen einzelner Landesfürsten eine wirtschaftliche Belebung ein. Die einzelnen neugegründeten industriellen Unternehmen wie 1514 jene „eysenschmitten uff der oster“ (bei Hangard) oder 1597 die „kleinen eysenschmelzen in Neunkirchen“ oder 1685 jene in Dillingen hatten noch lokale Bedeutung. Nunmehr setzt eine planmäßige Wirtschaft ein. Bereits um 1750 verstaatlicht der Fürst von Nassau-Saarbrücken die alten Bauerngruben, errichtet 1756 die Hütte in Briebach. Der steigende Bedarf der großen Heere belebte seinerseits wiederum die Industrie. Ihre große Blüte brachte erst die Verkehrserschließung unseres Raumes durch die Saar-Nahe-Bahn 1860. Jetzt wird es auch den Arbeitsfähigen in den entlegensten Dörfern möglich, sich auswärts um Arbeit zu bemühen. Zunächst boten sich die nahen Gruben und Hütten an (im Kohlenwald), stellten Unterkunft in eigenen Schlafhäusern zur Verfügung. Seit der Jahrhundertwende löste die Verkehrsverbesserung dieses Problem.

Allerdings brachte es der Landwirtschaft eine Änderung ein. Bisher bewirtschafteten die nachgeborenen Bauernsöhne noch nach der Schicht ihr väterliches Erbe. Ihre Existenz war besonders krisenfest, da sie in Notzeiten von den Erträgen ihrer bescheidenen Landwirtschaft leben konnten. Der zunehmende Lebensstandard und eine gewisse Änderung des Geschmacks lassen heute nicht

mehr allzu viele dieser „Bergarbeiter-Grubenbauern“ ihr Glück in der Landwirtschaft versuchen. Über die Milchviehhaltung sucht man einen Teil des Landes zu nutzen. Im übrigen bleiben aber weite Fluren ungenutzt liegen und bilden eine sogenannte „Sozialbrache“ als Folge der neuen beruflichen Orientierung. Oft besteht kein Interesse am Verkauf dieser Fläche, da man an eine stille Reserve in Zeiten der Not denkt. Teils bildet sich auch kein vernünftiger Preis auf dem Markt wegen des Überangebotes.

Viele rein bäuerliche Betriebe stehen gerade heute in einer Krise. Die europäische freie Marktwirtschaft verlangt mehr denn je ein gediegenes Fachwissen, technisches Können und genügend Kapital, um konkurrenzfähig zu bleiben. Der allgemeine Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften zwingt



Auigelassene Mühle bei Osterbrücken; Hardtsmühle, erbaut 1799, stillgelegt 1947

den Bauern zur Vollmechanisierung. Diese aber ist utopisch, solange seine Betriebsfläche nicht arrondiert ist; beides, Flurbereinigung und Mechanisierung, sind kapitalintensiv und brauchen ihre Zeit.

Sehen wir uns das bäuerliche Wirtschaftsleben im Ostertal an. In recht vielen Orten ist der Anteil der reinen Bauern rapide gesunken (Hangard, Münchwies, Oberkirchen, Steinbach), die Anzahl der nebenberuflich geführten Betriebe ist dagegen recht groß. Der Kleinst- (bis 0,5 ha) und Kleinbetrieb (bis 2 ha) sind vorherrschend in Dörrenbach, Fürth, Hangard, Münchwies, Oberkirchen, Lautenbach und Steinbach. Mit einem Teil der mittleren Betriebe (2 bis 5 ha) werden sie von Arbeitern bewirtschaftet und unterliegen der „Sozialbrache“. Von den rund 95 Betrieben einer Gemeinde werden 63 nebenberuflich geleitet. Unter 2 ha sind 43, von 2 bis 5 ha sind 34 und nur 15 können wir als bäuerliche Betriebe (20 ha) ansprechen.

Der Viehbestand ist in den Dörfern recht groß. Die zunehmende Motorisierung erfolgt auf Kosten der Pferdehaltung. Die Ziege als „Kuh des kleinen Mannes“ ist recht zahlreich vertreten. (Hangard, Münchwies, Steinbach, Lautenbach). Diese „Bauern im Nebenberuf“ zeichnen sich durch eine große Milchviehhaltung aus. Bei intensiver Stallfütterung werden so sichere Einnahmen erzielt. Ihre arbeitsmäßige Einordnung erfolgt reibungslos.

Diese soziale Strukturwandlung erkennen wir deutlicher an der Zahl der nichtlandwirtschaftlichen Betriebe und an der Aufschlüsselung der Erwerbsgruppen. Im Mittel hat jede Gemeinde 30 solcher Arbeitsstätten mit 78 Kräften. Hiervon nehmen die handwerklichen Betriebe gut ein Drittel ein, bald gefolgt vom Handel und dem übrigen Gewerbe, besonders vom Baugewerbe. Von der Wohnbevölkerung steht mindestens jeder 2. im Arbeitsprozeß, jeder 6. ist selbständig und wird von einer großen Zahl mithelfender Familienangehöriger unterstützt. Die reine Arbeiterschaft ist in den Ostertalgemeinden unterschiedlich vertreten. Sie stellt knapp oder mehr als die Hälfte der Erwerbspersonen (Steinbach, Oberkirchen, Münchwies, Hangard). Der Anteil der Industriearbeiter als Auspendler zur Grube oder Hütte ist groß. (Tab.S.71)

Bevölkerung des Ostertales im Jahre 1951

Ort	Wohn-häuser	Haus-haltungen	Ein-wohner	bis 6 Jahre			über 65 Jahre	Konfession kath.	evang.
				7 - 15	16 - 65	über 65 Jahre			
Bubach	68	112	374	39	45	259	31	15	359
Dörrenbach	66	106	346	23	70	217	36	15	325
Fürth	241	409	1304	126	196	871	111	446	850
Hangard	396	574	1728	143	238	1215	132	1373	344
Hauersweiler	30	131	463	57	62	303	41	371	89
Hoof	150	221	817	92	129	551	45	142	675
Lautenbach	153	256	848	78	129	587	44	436	409
Marth	60	98	351	35	47	245	26	11	340
Münchwies	227	379	1234	84	198	870	81	1196	37
Niederkirchen	155	267	863	79	117	600	67	37	812
Osterbrücken	77	124	427	43	59	285	40	28	399
Oberkirchen	287	521	1867	220	296	1230	122	1808	58
Schwarzerden	37	87	277	36	29	190	22	27	250
Steinbach	245	410	1317	125	196	879	117	160	1141
Werschweiler	67	104	341	33	51	222	35	63	274
Saal	68	94	314	29	45	210	30	12	302
Wetschhausen	4	5	16	1	1	13	1	4	12

Das Verhältnis der beiden christlichen Konfessionen ist nach der letzten Erhebung von 1952 nahezu gleich (kath. = 6730, evgl. = 6365). Interesse dürfte die Aufgliederung der Wohnbevölkerung nach Altersgruppen finden. Der Anteil der nichtschulpflichtigen Kinder beträgt fast 1:10, der Schulkinder 1:7 und der Alten über 65 Jahren 1:14. Die Arbeitskraft der Aktiven ist also recht hoch. Die Wohnungsfrage ist mit 5 bis 6 Personen je Wohnhaus (außer in Hauersweiler und Schwarzerden) gut gelöst.

Wenn wir die Zunahme der Bevölkerung in den letzten 150 Jahren verfolgen, fällt uns eine relativ sprunghafte Entwicklung nach den napoleonischen Kriegen

und vor der Jahrhundertwende auf. Einzelne Dörfer, wie Fürth, Hangard, Münchwies, Nieder- und Oberkirchen, Steinbach, blühten spontan auf, andere kamen nicht wesentlich über ihren alten Rahmen hinaus (Werschweiler, Osterbrücken, Dörrenbach). Eine allgemeine günstige Entwicklung erfuhren die Orte des unteren Ostertales durch den nahen Einzugsbereich der Kohlen- und Eisenindustrie. Im oberen Tale haben sich Ober- und Niederkirchen der Entwicklung angeschlossen.

Landwirtschaftliche Betriebsstruktur 1952

Landwirtschaftliche Betriebe 1952

Ort	Höhe NN	ha	Äcker	Wiesen	Wald Total	Wald Privat	Ödland	Obst-gärten	Brache	Anzahl					Nebenberuf.	
										Unter 2 ha	2 bis 5	5 bis 20	über 0,5	Total		
Bubach	400	464	177	130	133	11	5	5	—	28	35	14	7	78	38	245
Dörrenbach	350	395	192	83	78	2	10	6	11	11	20	21	19	53	28	265
Fürth	350	992	324	223	357	2	47	8	4	80	74	23	108	178	128	479
Hangard	330	542	144	133	193	—	22	11	16	99	35	7	215	142	129	284
Hauersweiler	370	520	249	137	89	16	19	7	17	4	26	17	32	49	16	289
Hoof	370	495	241	127	102	18	3	8	2	34	43	10	50	88	60	260
Lautenbach	420	452	131	81	206	1	10	6	4	68	36	5	95	109	98	238
Marth	405	584	272	132	61	17	43	24	4	15	22	8	14	47	21	340
Münchwies	395	331	101	89	119	—	3	6	1	96	25	3	168	124	120	192
Niederkirchen	360	427	185	96	90	10	14	20	0,5	51	40	13	59	105	70	269
Osterbrücken	365	466	220	74	89	4	51	11	47	9	35	14	12	59	28	244
Oberkirchen	450	956	321	340	146	17	14	66	26	47	57	27	176	126	74	459
Schwarzerden	370	296	147	63	50	3	4	3	0,5	17	15	15	7	48	19	170
Steinbach	350	588	214	160	144	11	36	9	6	83	47	24	87	155	104	474
Werschweiler	350	600	206	145	206	67	8	6	15	9	14	30	17	54	18	321
Saal	370	342	130	70	110	11	10	11	—	16	39	16	15	56	28	215
Wetschhausen	350	239	67	57	93	6	3	0,5	—	(Angab. b. Steinbach erfaßt)						

Es ist kaum möglich, einen getreuen Maßstab für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der einzelnen Orte aufzustellen, da die Quellenlage zu unterschiedlich ist. Nehmen wir zum Vergleich einmal die Steuereinnahmen je Einwohner 1951 in Franken heran. Danach erscheint an 1. Stelle die fast kleinste Gemeinde, nämlich Werschweiler mit 2140 Franken, gefolgt von Dörrenbach mit 1883 Franken. Beide Gemeinden zeichnen sich durch einen hohen Anteil der rein bäuerlichen Betriebe mit gepflegter Wald- und Viehwirtschaft aus. Sie haben einen geringeren Anteil nichtlandwirtschaftlicher Arbeitsstätten. Es folgen dann Fürth, Hauersweiler, Steinbach, Oberkirchen, Hangard und Lautenbach. Selbst eine Heranziehung des gewerblichen Umsatzes gibt uns für die Kapitalkraft kein genaues Bild, weil die Verschuldung verborgen bleibt.

Diese Untersuchung wollte an Hand des zugänglichen Zahlenmaterials einen Aufriß über die wirtschaftliche Entwicklung des Ostertales geben. Im Rückblick sehen wir, daß die Pflege der Landwirtschaft für viele Jahrhunderte vorherrschend war. Die Entwicklung der Industrie (Kohle, Eisen, Kalk, Steine, Erden u. a. m.) bringt mit der sogenannten Bauernbefreiung des Freiherrn von Stein ab 1810 eine Mobilisierung des ländlichen Grundbesitzes. Diese Realteilung ermöglicht nunmehr die Flurzersplitterung, ein früheres Selbständigwerden der nachgeborenen Bauernsöhne, häufigere und frühe Eheschlie-

Bungen und ein rapides Anwachsen der Bevölkerung. Vielen wird der dörfliche Rahmen zu klein, und sie wandern in die Städte. Den anderen ermöglicht die Verkehrserschließung ein „Auspendeln“ zur fernen Arbeitsstelle. Hier wirkte sich die Abgeschiedenheit vom Verkehr fürs obere Ostertal recht ungünstig aus. Heute ist der letzte Winkel dem Verkehr zugänglich.

	Viehhaltung 1952						Nichtlandwirtschaftl. Arbeitsstätten					
	Betriebe	Pferde	Rinder	Milchkühe	Schweine	Ziegen	Total	AK	Handwerk	AK	Handel	AK
Bubach	77	12	219	104	105	63	9	13	2	3	3	4
Dörrenbach	64	30	218	130	134	44	20	33	6	11	6	7
Fürth	235	32	396	289	163	109	56	115	27	60	12	25
Hangard	264	32	189	132	85	277	70	140	19	49	24	42
Hauersweiler	79	23	243	143	135	32	15	50	6	23	3	5
Hoof	154	19	287	165	179	153	23	48	10	24	7	11
Lautenbach	139	5	145	106	56	175	29	57	9	19	9	16
Marth	57	21	240	127	169	48	8	19	2	7	3	8
Münchwies	215	8	149	100	67	190	51	141	17	78	18	26
Niederkirchen	150	11	254	157	111	152	52	163	19	52	16	28
Osterbrücken	83	24	260	154	134	51	16	26	4	9	4	5
Oberkirchen	224	28	327	204	136	105	60	189	28	66	12	25
Schwarzerden	50	24	195	113	119	16	11	32	2	4	3	4
Steinbach	211	43	300	189	141	164	40	120	21	73	11	23
Werschweiler	74	42	274	148	139	32	15	29	4	10	4	5
Saal	55	24	197	121	118	54	7	17	2	4	1	1
Wetschhausen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

— Angaben bei Steinbach erfaßt AK = Arbeitskräfte

Wir haben eine Talandschaft betrachtet, deren wirtschaftende Menschen einen weiten Weg durch die Jahrhunderte in die soziale Freiheit gingen. Zwei Berufsgruppen heben sich durch ihre Treue zur Arbeit besonders hervor. Da ist einmal der bäuerliche Mensch, der den Kampf mit einer kargen Erde weiterführt aus Liebe zur Scholle; weiterhin jene große Gruppe, der in Bergwerk oder in der Hütte Tätigen, die seit einigen Generationen erst, aber in großer Liebe, ihrem neuen Berufe dienen. Sie alle trugen mit den vielen anderen Berufen wesentlich zur wirtschaftlichen Entwicklung des Ostertales bei.

Anmerkungen:
Münzen um 1600:

	1 Rhein. Taler	1 Rhein. Gulden	1 Batzen	1 Groschen	1 Albus	1 Kreuzer
Rhein. Gulden	1,5					
Batzen	22,5	15				
Groschen	30	20	1,33			
Albus	45	30	2	1,5		
Kreuzer	90	60	4	3	2	
Pfennig	360	240	16	12	8	4

Auspendler

Ort	Total	Bergbau	davon Hütte	Einpendler
Bubach	92	43	19	4
Dörrenbach	63	29	12	4
Fürth	308	27	27	14
Hangard	481	30	30	21
Hauersweiler	95	42	3	7
Hoof	204	106	32	9
Lautenbach	213	115	21	8
Marth	78	34	19	2
Münchwies	326	203	14	25
Niederkirchen	204	95	37	46
Osterbrücken	86	32	11	2
Oberkirchen	384	182	31	48
Schwarzerden	49	8	5	8
Steinbach	308	143	31	13
Werschweiler	55	13	7	3
Saal	71	25	17	2
Wetschhausen	—	—	—	2

Erwerbspersonen

Ort	Total	Selbstständig	Mithelfende Familienkräfte	Beamte Angest.	Arbeiter	Landwirtsch.	Industrie-handwerker	Handel Verkehr	Öffentl. Dienst	Steuerentnahmen je Einw. Franken
Bubach	254	45	106	6	97	154	148	29	15	1113
Dörrenbach	186	38	68	12	68	122	124	12	29	1883
Fürth	679	118	208	48	305	323	624	66	99	1781
Hangard	782	97	144	117	424	201	844	239	126	1297
Hauersweiler	222	42	72	6	102	127	220	27	14	1659
Hoof	435	63	149	16	207	226	401	65	26	754
Lautenbach	413	65	111	23	214	168	441	40	67	1506
Marth	220	39	76	9	96	149	144	11	14	1345
Münchwies	556	80	107	58	311	164	715	82	71	1155
Niederkirchen	458	74	124	46	214	181	395	102	65	1166
Osterbrücken	251	42	107	7	95	153	156	49	14	1048
Oberkirchen	796	116	168	63	449	278	919	176	132	1426
Schwarzerden	160	33	68	9	50	105	110	27	9	1235
Steinbach	571	81	129	62	299	199	647	118	92	1559
Werschweiler	189	43	75	12	59	143	101	27	22	2140
Saal	178	35	69	5	69	114	137	137	11	
Wetschhausen	13	4	6	—	3	14	—	—	—	

Land:
 Maße:
 1 Morgen = $\frac{1}{4}$
 $\frac{1}{4}$ Morgen = 32 Quadrat Ruthen
 1 Ruthe = 100 Quadrat Schuh

Getreide:
 1 Malter = 8 Faß
 1 Faß = 4 Sester
 1 Sester = 4 Mäßchen
 1 Maß = 1,73 Liter
 1 Malter = 222 Liter

Literatur:

Hagen, J.: Römerstraßen der Rheinprovinz (Bonn 1923).
 Hau-Schütz: Kloster Neumünster (Trier 1934).
 Levison, W.: Zur Geschichte des Klosters Tholey (Düsseldorf 1927).
 Müller, Max: Zur Geschichte der Stadt St. Wendel (St. Wendel 1927).
 Pirenne, H.: Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter (Bern 1950).
 Steinhausen, J.: Archäologische Siedlungskunde des Trierer Landes (Trier 1936).
 Schumacher, K.: Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande (2 Bde), (Mainz 1921/3).
 Schnur, Carl: Die Entwicklung der Kulturlandschaft im Saargebiet (Frankfurt 1925).
 Hausherr, Hans: Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit (Köln 1960).

Archivalien:

St. A. Ko. = Staatsarchiv Koblenz und Mitteilungen des Histor. Vereins für Saargegend
 Abt. VIII, Nr. 13.
 Statistik des Saarlandes, Nr. 14 und 16.
 Heimatbücher St. Wendel 1950 und 1957/8.

*Eine Beschreibung des Mithrasdenkmals und anderer
 „Antiquitäten“ bei und in Schwarzerden aus dem Jahre 1766¹⁾*

VON D. HINKELMANN

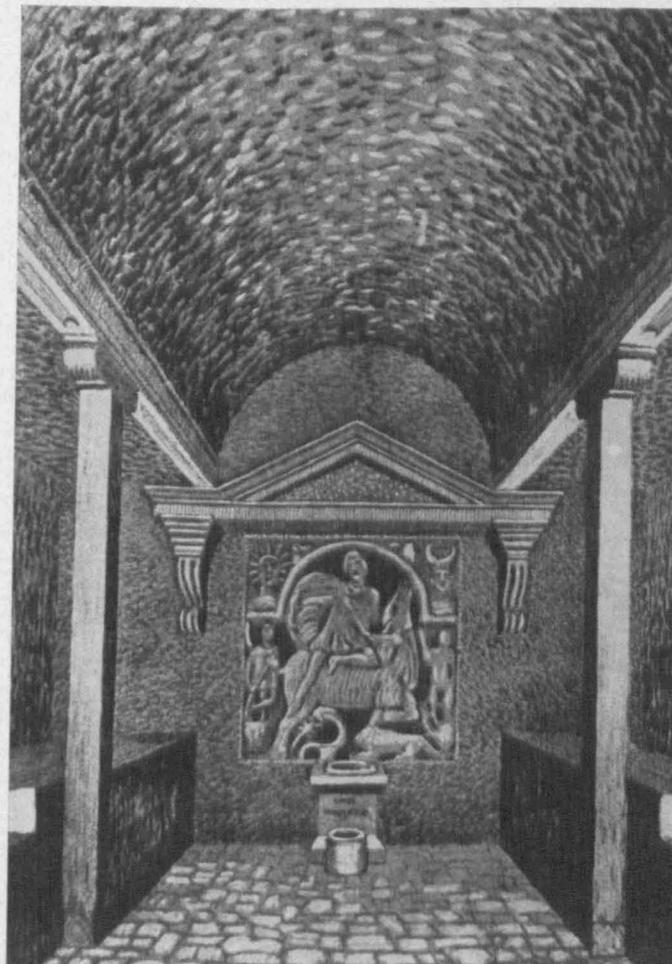
Sich stützend auf den Bericht des herzoglichen Landschreibers und Geometers Johannes Hoffmann aus dem Jahre 1585 über die heidnischen Antiquitäten im ehemaligen Oberamt Lichtenberg, hat sich in unserem Raume bis zum heutigen Tage die Sage von einem bei Schwarzerden versunkenen Kloster erhalten.

Als vor etwa 200 Jahren hierüber eine regelrechte Behauptung aufgestellt wurde, entsandte die pfalz-zweibrückische Regierung in Zweibrücken einen ihrer Beamten nach Schwarzerden mit dem Auftrag, diese legendäre Angelegenheit einer Nachprüfung zu unterziehen. Bei dieser Gelegenheit hat der Regierungsbeamte Exter auch das Mithrasdenkmal, so wie er es damals (1766) vorfand, eingehend beschrieben. Dieser Bericht stellt neben dem von Prof. Schoepflin in der „Alsatia illustrata“ die älteste Beschreibung des Mithrasdenkmals dar und soll im folgenden erstmals veröffentlicht werden. Leider ist vieles von dem, was Exter damals noch vorfand, besonders die erwähnten Inschriften, nicht mehr vorhanden.

„Auf Euer Hochfürstl. Durchlaucht gnädigster Befehl zur unterthänigsten Folge habe ich mich wegen denen bei dem Dorf Schwarzerden befindlichen anti-

quitäten und dem in dem Ordensgefäll versunken seyn sollenden Closter so wol zu Cusel als auch hier zu Zweybrücken erkundigt, was man an beyden Orten davon vor Nachricht haben mögte.

Von Cusel aus habe von dem Oeconomie Aßessor Schimper an den mich deßhalb das adressiert hierbey liegendes Pro memoria nebst den auch hierbey liegenden Beylagen Nr. 1 und 2 als eine Antwort erhalten. Beide Beylagen enthalten Extracten aus Hoffmanns Beschreybung des Oberamtes Lichtenberg. Dieser Hoffmann war ein Tochtermann des berühmten Tilemann Stella und



Rekonstruktion
 des Mithrastempels
 von Dr. Krenker, Berlin

unter Herzog Johann I. von Zweybrücken pp zum Geometra und Landmesser angenommen worden, auf Höchst derselben Befehl er vorgedachte Beschreibung des Oberamtes Lichtenberg mit denen darin begriffenen Ortschaften und Merkwürdigkeiten zwischen den Jahren 1585 und 1588 zu Papier gebracht. Das Original davon wird in hiesigem Archiv, eine Copie aber auf dem Oberamt zu Cusel verwahret. (Das Original ist längst verloren gegangen, d. Verf). Aus beyden Extracten ist zu ersehen, in was vor einem Zustand Hofmann beyden Orte, das Ordensgefäll und die Antiquitäten bey Schwarzerden nach dem da-

von genommenen Augenschein befunden, sodann was er davon von den Einwohnern der Gegend per traditionen gehöret.

Auf letzteres, nemlich die Sage der Leute, ist bey mangelndem gründlichem Beweiß und älteren Nachrichten nicht viel zu bauen, da diese Erzählungen z. B. von dem Noe²⁾ und den gespenster-Erscheinungen handgreiflich mit vielen Fablen vermischt sind, dergleichen blindlings zu Glauben man vor 200 Jahren nur mehr als zuviel geneigt gewesen ist. Alles kommt desswegen auf das an, was Hoffmann als selbst gesehen hat. Aber auch dieser bericht ist welches höchlich zu bedauern, deswegen unvollkommen, sonderlich wegen Schwarzzerden, weil die Zeichnungen der vornehmsten Alterthümer an letzterem Ort, auf die sich Hoffmann sublit. ABCD expreß beruft in dem original auf dem Fürstl. Archiv nicht mehr vorhanden, sondern in vorigen Zeiten verlohren gegangen sind. Die vor (mehr) 200 Jahren, da alles noch weit unschadhafter gewesen als jetzige genomene Zeichnungen wurden, wann solche noch vorhanden wären, den beträchtlichen Nutzen haben, dass man aus deren Entgegenhaltung gegen die so der benannte Prof. Schoepflin vor ohngefähr 15? Jahren davon genommen und seinen Alsatia illustrata einverleibet und gegen die, so der Hofmahler Hien³⁾ jüngsthin gemacht hat, das Verhältnis der verschiedenen Zeichnungen nach den verschiedenen Zeiten hätte einsehen eine Zeichnung aus der anderen verbessern, sonderlich aber die vielleicht zu Hoffmanns Zeiten noch lesbare Inscription zu beiden Seiten des sogenannten Wülenstein erkennen und daraus das monument desto gewisser erklären können.

Bei dem allem verdienen doch sowohl das Ordensgefäll, als auch die Antiquitäten zu Schwartzzerden alle Aufmerksamkeit, eines wegen seiner ganz besonderen einem tiefen Kessel gleichenden Gestalt, aus welcher sich ganz wahrscheinlich eine in älteren Zeiten etwa bei einem Erdbeben geschehene Nieder senkung eines geraumen Stück Landes schließen läßt. Ob aber ein Closter da gestanden, welches mitversunken, das ist eine andere Frage! Solte es seyn, so müßte dieß Closter noch eher als das Closter Werschweiler existiert haben, weil dieses der Gegend noch dato viele Zinsen, Zehenden und Gefälle besitzt, welches wohl nicht so seyn würde, wann ein besonderes mit Einkünften versehenes Closter da gestanden hätte. Es müßte dann seyn, daß nachhero, da das Unglück mit der Versenkung geschehen, Werschweiler dessen Gefälle erhalten hat. Wie sich nun bey dem Ordensgefäll alles was man davon gesagt auf bloße Mutmaßungen gründet, und was man außerdem was Hoffmann davon gemeldet, nichts älteres aufgeschrieben findet, so kann man dagegen desto zuversichtlicher, aus denen noch vorhandenen Redcribus und monumentis urtheilen, daß daselbst vor alten Zeiten eine Römische Stadt oder wenigstens eine Burg oder Lager gestanden habe. Es beweist dies die gantze Lage und Beschaffenheit des Orts, als um welchen herum sich in einer ziemlichen Weite ein erhabenes Terrain gleich einem aufgeworfenen Walle hinziehet, ingleichen die hin und wieder in die Erde tief hinein gehenden, theils gemauerten, theils in Felsen practicirten Löcher und Höhlungen, nicht weniger die großen zum Theil mit gesimsen versehenen steinernen Blatten die da ausgegraben worden, davon neulich 12 Stück und mehr in eines Bauers Hof stehen gesehen, der solche zu seinem Gebrauch von da abgeholt, wie dann alle Häuser des Dorfs Schwartzzerden mit von daher genommenen behauenen Quadersteinen gebaut sind. Den stärksten Beweiß aber geben die vormahls häufiger, heutigen Tages noch dann und wann daselbst gefundenen alte Römische Müntze, nebst denen und wieder noch vorhandenen ausgehauenen alten Bildern und inscriptiones. Von diesen letzteren habe besonders eine in dem Dorf Schwartzzerden außwendig an der Mauer eines Bauern Haußes beobachtet, welche also aussiehet:

D N VIVI-S
E C T

aus welcher aber, weil der Stein nicht ganz geblieben, folglich die Schrift unvollkommen, kein Verstand herauf zu bringen ist, besser conserviert hingegen ist die Inscription die ich in der Küche eines Bauern aus einem Stein, den derselbe auch von einem alten Stein weggenommen und zu einem Trog aptiert gefunden. Hl. Prof. Schoepflin in seiner Alsatia illustrata Seite 588 hat dieselbe also gelesen:

p ARETIO
LOSVNIO
PATRI D p

Es ist dieß ohnfehlbar eine Grabschrift, die ein Sohn seinem verstorbenen Vater gesetzt.



Mithrasdenkmal
bei Schwartzzerden
Rekonstruktion v. Egon Pusitzky

Von den anderen Monumenten ist der Wülenstein das beträchtliche. Dieser Wülenstein bestehet aus einem abgeschrottenen Felsen, an welchem wie man aus denen daran noch befindlichen Löchern sehen kann, ehemem ein Gebäude ist angebauet gewesen, so vermuthlich ein alter Römischer Tempel war. Dieß läßt sich aus denen in den Felsen forn erhabenen ausgehauenen noch jetzo vorhandenen Figuren schließen, von denen die Vornehmsten eine auf einem Ochsen sitzende Person ist. Ich habe diese aber die von dem Jupiter, der sich der Fabel nach in einen Stier verwandelt, entführte Europam angesehen und geglaubt, dass dieser Tempel dem Jupiter seyn gewidmet gewesen. Hl. Professor Schoepflin aber, der in seiner belobten Alsatia illustrata Tom. 1 Tab. IX diesen Wülenstein auch in Kupferst. vorstellt, hatt dieß Monument zwar auch vor einen Überrest eines alten Römischen Tempels, eignet aber selbigen nicht dem Jupiter sondern der von den Persern unter dem Nahmen des Gottes Mithra (oder) verehrten Sonne zu. Und dieser Gott Mithra oder die Sonne wird nach seiner Meinung unter dem Bild, der auf dem Ochsen sitzenden Person vorgebildet. Sein Kupferstich, mit welchem nun der Hofmahler Hien gemacht zu vergleichen stehet, siehet also aus:

Ein leicht gekleideter Jüngling sitzt auf einem laufenden mit den Vorderfüßen aber schon zum Fall gesenkten Ochsen und sticht dem mit einem Messer

in den Haß. Auf jeder Seite dieses Jünglings stehet ein mit einem Hut bedeckter Knab auf einem Ochsenkopf. Der zur Linken hält in der Hand eine aufrecht gekehrte brennende Fackel, der zur rechten aber dergleichen eine zur Erden niedergesenkt. In dem Eck oben zur Linken siehet man wieder eine Figur, wie einen Ochsenkopf, in dem zur rechten aber die strahlende Sonne. Den verwundeten Ochsen fallet von untenher ein Hund an und ein Scorbio sticht ihn zwischen die hinter Beine, auch Kriechet eine Schlange herbey. In der angeführten Erklärung, sagt Hl. Prof. Schoepflin, der Jüngling bedeute die immer in einerley Kraft und Staerke bleibende Sonne, deren Macht alles, auch der Mond der durch des Ochsen Hörner angezeigt werde, unterworfen sey. Durch die in die Höhe auf und gegen die Erde abwärts gekehrte Fackeln werde der Auf- und Niedergang der Sonne, durch den Hund, Scorbion und schlang aber angedeutet, daß alle Arten von Creaturen ihren Ursprung von der Sonne herhaben.“

„Alles dieses beweiset der oben besagte H. Professor mit Anführung vieler Stellen aus den alten und neueren Scribenten. Wann die zu beyden Seiten gestandenen Inscriptiōnen, deren aber Hl. Schoepflin weder in der Erklärung erwehnet noch im Kupferstich etwas davon zu sehen läßt, noch vollkommen dastünde, und lesbar wäre, so ließe sich etwas näheres und gewißeres von der bestimmung dieses Tempels sagen.

Daß eine solche Inscriptiōn dagestanden, das sehe ich deutlich, und zwar zur rechten distigniere ich noch 3 oder 4 Reihen, davon mir in der ersten die Buchstaben RAONSCS und in der dritten OS AAG? Kentlich aus dem aber so eben wenig als auf denen auf der linken Seite noch befindlichen CM da die übrige Schrift theils verblichen, theils von unverständigen Leuten verkippt worden, ein Verstand heraus zu bringen. Inzwischen bleibt diß immer ein verehrungswürdiges Monument des Alterthums und Denkmahl des ehemaligen Aufenthaltes der Römer an dieser Stätte, welches wohl ins 3te Seculum nach Christi Geburt einfallen mag und so über 1400 Jahre alt ist. Solte mit Nachgraben einige Kosten angenommen werden, so könnte es wohl seyn, daß man noch andere Entdeckungen machte, die sich der Mühe wohl würde.

Diß ist was ich in Betreff sowohl des Ordensgefäll als auch der Alterthümer zu Schwarzerden habe ausfindig machen können, der ich übrigens in unterthänigem Respect ersterbe.

Durchl. Hertzog, Gnädigster Fürst und Herr, Ew. Hochfürstl. Durchlaucht unterthänig gehorsamster Knecht

gez. Exter

Zweybrücken, den 2. Sept. 1766

NS. Wann künftigt dieser Aufsatz besser sollte ausgeführt werden, so ist oben angezogene Stelle aus Hl. Prof. Schöpflin *Alsatia illustrata* mit mehrerer Aufmerksamkeit zu durchlesen und zu benutzen.

Eine Notiz hierzu in den Akten:

Das sogenannte Ordensgefäll bey Niederkirchen und der antiquitäten bey Schwarzerden ansehend, hierin sind enthalten:

1. ein deßhalb geschriebener Brief des Herrn Reg. Rates Schmid von Cussel, 2 + 3 ein premoria Herrn Oeconomie-Ass. Schimpers Hoffmanns in dessen vor 200 Jahren aufgesetzte Beschreibung des O. Amtes Lichtenberg von beyden Orten gegebener Nachricht per Extractum, 4. Mein eigener Sereniss. hierüber gegebener Bericht.“

Anmerkungen:

1) Staatsarchiv Speyer: Zweibrücken I, Nr. 1291/2, S. 1—6.

2) In der „Beschreibung des Amtes Lichtenberg“ von Joh. Hoffmann (abgedruckt unter dem Titel „Noes Grab bewahrt Schwarzerden vor der Pest“ in „Die Sagen der Saar“ v. Carl Lohmeyer — Saarbr. 1952, S. 282) heißt es: „Ferner findet man disseit des wiesengrundt, gleich neben dem vorberurten heidnischen Stein über hinter dem Dorf in den gertten ein großen ronden ufgeworfenen graben, gleich einem wahl, darvon berichten die Einwohner zu Schwartzerden, die es auch von ihren Vorfahren also gehoret haben, das ein heidnischer Tempell doselbst gestanden sey, in welchem Noe in einem eisern sarck begraben liege, diesen Noe haben sie zur Zeit der Peste angebetten und im geopfert, welcher sie auch erhoret und sie also bewahret, das, wangleich dieselbe Seuche allenthalben im gantzen Lande umher sehr gewuetet, hat sie doch ihnen nichts schaden können, und sei aus ihrem Dorf niemandts gestorben, aber seithero, daß der Tempel zerbrochen und sie ihn den Noe nicht mehr angebettet, haben sie gleich den andern, ja wohl ehr, herhalten müßen“.

Bei Lohmeyer S. 530 weitere Angaben hierzu. (Anmerkung d. Schriftl.)

3) Zweifelsohne handelt es sich um Daniel Hien, geb. 1724 in Straßburg, gest. 1773 in Zweibrücken. Erster Unterricht um 1740 bei Konrad Mannlich in Zweibrücken, dann Lehrzeit in Mailand und Paris. Seit 1756 im Dienst des Zweibrücker Herzogs. Hien war Tier-, Landschafts- und Stillebenmaler. Seine Zeichnungen vom Mithrasdenkmal konnten noch nicht ermittelt werden. (Anmerkung d. Schriftleitung).

Das Mithrasdenkmal bei Schwarzerden

seine Erhaltung ein Sorgenkind des alten Kreises St. Wendel

(1848—1887)

VON D. HINKELMANN

Bei der Durchsicht der Findbücher über die beim Staatsarchiv in Koblenz hinterlegten Archivalien erregte eine Akte mit dem Titel „Das Mithrasdenkmal bei Schwarzerden, eine Stiftung des Kaisers“ (Abtg. 442/Nr. 9169) meine besondere Aufmerksamkeit, zumal gerade über dieses Monument so wenig spezielles Aktenmaterial vorliegt. Ich fragte mich, was hat ein Kaiser, und welcher, etwas mit dem Mithräum unseres Kreisgebietes zu tun und hierfür noch eine Stiftung anzulegen? Über das Landratsamt in Birkenfeld ließ ich mir die oben genannte Akte zur Einsicht ausleihen und konnte nach eingehendem Studium die wichtigsten Merkmale festhalten, die ich nun im folgenden auszugsweise wiedergebe: 1500 Jahre war unser Denkmal, das einstmals die Rückwand eines Tempels bildete und in den roten Sandsteinfelsen eingehauen, den Witterungseinflüssen und der noch größeren Zerstörungswut der Menschen preisgegeben, als sich die coburgische Regierung in St. Wendel, als erste Behörde, entschloß, etwas für dessen Schutz zu tun: sie ließ im Jahre 1824 das erste Schutzdach anbringen. Leider war dessen Bestand nur von kurzer Dauer, denn es stürzte im ersten Jahrzehnt der nachfolgenden preußischen Verwaltung im Jahre 1839 ein. Man muß es der früheren Kreisverwaltung St. Wendel, besonders dem Landrat Rumschöttel hoch anzurechnen, daß sie sich sofort und immer wieder dafür einsetzten, daß das Denkmal wieder eine Schutzbedeckung erhalte. Zuständig für die Erhaltung der „Alterthümer“ war die Regierung in Trier, vertreten durch das dortige Landesmuseum. In einem eingehenden Bericht vom 18. 3. 1848 schilderte Landrat Rumschöttel den trostlosen und bedauernswerten Zustand des Denkmals und reichte gleichzeitig für eine neue Überdachung einen Kostenvoranschlag über 56 Thaler, 3 Silbergroschen ein. Doch beim besten Willen war

es dem Landesmuseum in Trier nicht möglich, vorerst hierfür Mittel zur Verfügung zu stellen, standen ihm doch für die Unterhaltung von frühgeschichtlichen Bauten und Denkmälern sowie für Freilegungen pro Jahr ganze 230 Thaler zur Verfügung, und zwar für das Gebiet des damals noch ziemlich großen Reg.-Bez. Trier. Auf die verschiedensten Eingaben der St. Wendeler Kreisverwaltung mußte von Jahr zu Jahr vertröstet werden, bis man endlich im Laufe des Jahres 1852 eine neue Überdachung herstellen konnte. Ausführende Firma war der Bauunternehmer Johann Klär von Reichweiler, der für seine Arbeiten 49 Thaler, 25 Silbergroschen und die Kreisverwaltung St. Wendel für die Bauaufsicht 3 Thaler, 19 Silbergroschen, 4 Pfennig erhielt.

Doch nach drei Jahren muß das Kreisbauamt feststellen, daß das Regenwasser durch das Gewölbe eindringt und das Denkmal weiter beschädigt. Der Landrat sieht sich genötigt, wieder an die Regierung heranzutreten und bittet um Anbringung einer Zementmörtelabdichtung und um Einbau eines Schutzgitters. Die Regierung bzw. das Landesmuseum sieht sich außerstande, der Bitte zu entsprechen und hält außerdem die Anbringung eines Schutzgitters nicht für erforderlich (1855).

Doch im darauffolgenden Jahr konnte man die so dringend erforderliche Zementmörtelabdichtung anbringen, und die Regierung ließ hierfür den Betrag von 32 Thalern, 2 Silbergroschen und 6 Pfg. anweisen.

Gegen Ende der sechziger Jahre muß wohl wieder der alte Zustand eingetreten sein, denn Landrat Rumschöttel schlägt nun der Regierung vor, das Schutzgewölbe anstelle von Zementmörtel dieses mit Sandsteinplatten zu belegen (15. 4. 1870). Der nun folgende Deutsch-Französische Krieg ließ die Angelegenheit vorläufig auf sich beruhen, sie wurde aber 1873 erneut aufgegriffen, indem die Regierung ein neues Gutachten über den Zustand des Denkmals verlangte. Gleichzeitig tritt man an die Gemeinde Reichweiler heran, sich um das Denkmal zu kümmern und etwas für dessen Erhaltung zu tun. (Das Denkmal, das auf Gemarkung Reichweiler steht, war auch Gemeindeseigentum). Aus begreiflichen Gründen lehnt der Gemeinderat unter Vorsitz von Bürgermeister Sohns, Berschweiler, dieses Ansinnen ab mit dem Bemerkten, daß man hierfür keine Gelder habe. Um aber das Denkmal loszuwerden und von dergl. künftigen Aufforderungen seitens der Regierung verschont zu bleiben, beschloß man dasselbe mit einem Streifen Landes von 3 Meter Breite um das Denkmal herum unentgeltlich an den preußischen Staat abzutreten mit der Maßgabe, daß der Verkehr auf dem darunter vorbeiführenden Fußpfad keinerlei Störungen erleide. Dieser Beschluß ist unterzeichnet von: Jakob Becker IV. als Vorsteher, Jakob Becker V., Nic. Schneider, Nic. Schäfer als Gemeinderäte. Die Regierung unterrichtet nun den preuß. Staatsminister Falk und bittet, das Denkmal in den Staatsbesitz zu übernehmen, und Landrat Rumschöttel kommt auf seine früheren Anträge auf Anbringung von Sandsteinplatten und eines Schutzgitters zurück. Er weist darauf hin, daß das Denkmal in seinem derzeitigen Zustand besonders von den Landleuten bei Regenwetter als Unterkunftsraum benutzt werde, wo man sich dann zum Zeitvertreib mit Hacke, Karst und dergl. Geräten an demselben zu schaffen mache und es weiter beschädige.

Die Regierung bittet gleichzeitig das Ministerium, für die Sicherung des Denkmals den Betrag von 249 Thalern zu übernehmen.

Dieses verfügte anscheinend auch nicht über diese Mittel, übernahm das Denkmal in den Staatsbesitz und brachte die Angelegenheit vor Kaiser Wilhelm I. Von der Dringlichkeit der Sache überzeugt, bewilligt dieser aus seinem Dispositionsfonds den Betrag von 249 Thalern (13. 4. 1874), womit für mich die Frage „Stiftung des Kaisers“ geklärt war.

Nun konnte an die Vergebung der seit langem geplanten Arbeiten herangetreten werden. Das billigste Angebot reichte der Bauunternehmer Christian Reuter von Station Heimbach (Heimbach-Nahe) ein. Die Sandsteinplatten sollen in Langenbach (Krs. Kusel) oder in Offenbach/Glan geholt werden. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 247 Thaler, 15 Silbergroschen und 6 Pfg. (oder 742,55 M) eine stattliche Summe für die damalige Zeit! Nach Ablauf von weiteren 13 Jahren sieht sich das Landratsamt genötigt, der Regierung in Trier zu berichten, daß das Schutzgitter am Denkmal gewaltsam herausgerissen ist und bittet um Wiederherstellung. Die Regierung bewilligt den Betrag von 15.— M, macht aber zur Auflage, daß dieses immer verschlossen bleibe und nicht, wie in der vergangenen Zeit, offen stehe. Den Schlüssel solle der Vorsteher in Reichweiler in Verwahr nehmen. Die Arbeiten sollten unter Aufsicht von einem Kreisbauinspektor aus Saarbrücken überwacht werden. Dieser bat, davon abzusehen wegen der räumlichen Entfernung, weil dadurch die Reisekosten den Betrag des Objektes um ein Mehrfaches überschreiten würden (je Fahrt von Saarbrücken nach Schwarzerden 12 Mk.) Darauf erfolgte die Übertragung der Aufsicht an den Landrat von Hagen in St. Wendel, womit die Akte ihren Abschluß fand.

Wir sehen aus dem vorstehend Geschilderten, wie man sich redlich Mühe machte, das Denkmal zu erhalten, um es der Nachwelt, wenn auch nicht mehr in einem einwandfreien Zustand, überliefern zu können. Auch in den letzten Jahren wurde manches für dasselbe getan, indem das Mauerwerk ausgebessert und das Schutzgitter erneuert wurde. Im Laufe dieses Jahres wird das Denkmal mittels einer vom Landesmuseum zu bestimmenden Lösung von darauf angebrachten Schmierereien befreit werden, was gleichzeitig eine Auffrischung der Skulpturen bedeutet.

Die Achatschleiferei der Familie Schley in Nohfelden

VON MANFRED MÜLLER

Wer von Nohfelden aus in Richtung Birkenfeld die Bundesstraße 41 befährt, erblickt auf der rechten Naheseite, gegenüber dem Elsenfels, ein verfallenes Gemäuer. Kaum einer der Vorüberfahrenden vermutet, daß hier einst einer jener Gewerbebetriebe ansässig war, die der Stadt Idar-Oberstein ihr jetziges wirtschaftliches Gepräge gegeben haben. Hier stand bis nach dem Kriege eine Achatschleiferei.

Es war in den Jahren 1850/1860 (der genaue Zeitpunkt ist nicht feststellbar), da kam der Einwohner Korb aus Gimbsweiler nach Nohfelden und gründete hier einen Schleifereibetrieb. Die technischen Voraussetzungen hierzu waren vorhanden: Das Nahewasser konnte umgeleitet werden. Der Schleifer Korb hob einen fast 300 m langen Mühlengraben aus und errichtete ein Stauwehr (am heutigen „Wehr“).

Das Gebäude mit seiner Einrichtung ging zwei Jahrzehnte später in den Besitz der Nohfelder Familie Jakob Schley über. Mit seinen vier Söhnen Philipp, Karl, Wilhelm und Gustav nahm der Vater die Arbeit auf. Sie bot zunächst kein sicheres Einkommen. Das geht daraus hervor, daß nur zur Winterszeit in den Monaten Dezember bis April „geschliffen“ wurde. Die Fertigwaren,

es handelte sich zunächst ausschließlich um Kabinettsteine (Steine als Zimmer- und Schrankschmuck), fanden damals während der Sommerzeit in den Badeorten an der unteren Nahe ihren Absatz. Noch unbedeutend war der Export ins Ausland.

Woher bezogen die Nohfelder Schleifer ihr Rohmaterial? Wohl fand man schon im vorigen Jahrhundert am Weißelberg bei Oberkirchen Achate, meist waren es Drusen. Diese wurden anfangs auch in der Nohfelder Schleiferei verwendet. Auch vom Steinkaulenberg bei Idar-Oberstein wurden Achate herbeigeschafft. Beide Vorkommen verloren jedoch fast schlagartig ihre Bedeutung, als Obersteiner Kaufleute Handelsbeziehungen zum Ausland aufnahmen (besonders zu Brasilien und anderen amerikanischen Staaten) und dadurch Möglichkeiten hatten, Achatsteine zu importieren. (Siehe „Heimatkundliches Lesebuch des Kreises Birkenfeld“). Diese sogenannten Rohachate wurden, wie übrigens heute noch, auf Achatauktionen in Idar-Oberstein versteigert. Von der Familie Schley wurden ausschließlich Naturachate, z. B. Rosenquarz und Moosachate, aufgekauft. Synthetische Steine fanden noch keine Verwendung. Die Obersteiner Handelsleute waren es schließlich auch, die den Absatz der Fertigstücke (Kabinettsteine, Brieföffner, Aschbecher, Schreibgarnituren) übernahmen. Auf Grund ihrer weltweiten Handelsbeziehungen gingen auch die Erzeugnisse der Schleifer aus Nohfelden in alle Welt, vor allem aber nach Nordamerika und Kanada.

Im Jahre 1890 verwüstete ein Brand das Schleifereigebäude. Es wurde in den Jahren 1891 und 1892 wieder aufgebaut, ein Zeichen für die Rentabilität dieses Betriebes.

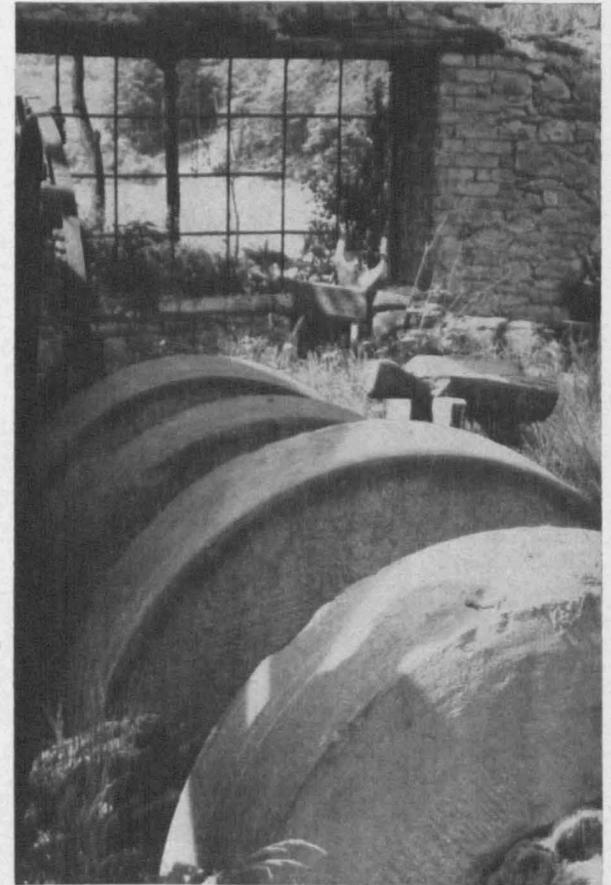
Wie sah die Arbeit in dieser Schleiferei aus? Die in Oberstein ersteigerten Steine mußten mit Fuhrwerken nach Nohfelden gebracht werden. Vom jenseitigen Naheufer bis zum Schleifereigebäude wurden sie mittels der „Rollwaanbahn“ (kleine Wägelchen auf Feldbahngleise) transportiert. Eine rotierende Stahlscheibe von 40 cm Durchmesser und 1—2 mm Dicke zertrennte die Rohsteine, die immerhin ein Gewicht bis zu 4 Zentnern hatten. Der Rand der Scheibe mußte öfter mit einer Mischung aus Diamantstaub und Öl eingerieben werden. Zur Kühlung lief die Scheibe mit ihrem unteren Rand in einer Petroleumwanne.

Für den Antrieb der vier mächtigen Schleifsteine sorgte ein riesiges, ober-schlägiges Wasserrad. Ein Getriebe übersetzte die Kraft des stürzenden Wassers auf den „Wellbaum“, auf dem die Schleifsteine saßen. Wenn im Sommer das Wasser knapp wurde, mußte „geklaust“ werden, d. h. das Wasser wurde in dem breiten und tiefen Graben vor dem Gebäude aufgestaut. Erst 1929 hielt die Maschine in der Nohfelder Schleiferei ihren Einzug: Ein Dieselmotor zum zusätzlichen Antrieb des Wellbaums wurde angeschafft. Die Schleifer selber lagen auf hölzernen Schleifstühlen vor den sich drehenden Sandsteinen und bearbeiteten den Achat, indem sie ihm mit geübter Hand am Sandstein seine Form gaben. Die Schleifsteine waren je nach Größe 30—40 Zentner schwer und hatten eine Lebensdauer von 10—20 Jahren. Auf Fuhrwerken mußten sie aus der Pfalz herangeschafft werden. Vorsichtig wurde der Stein „eingefahren“, bis er auf dem Wellbaum saß und „in die Grube sprang“. Kräftige Hände mußten dabei zupacken. Weil es ein alter Brauch bei den Schleifern ist, erhielt der Lehrling nach erfolgreichem „Einfahren“ einen Backenstreich. Er hatte nicht vermocht, den (40 Zentner schweren!) Stein allein zu halten.

Nach der Formgebung durch das Schleifen unterzog man das Werkstück einer Oberflächenbehandlung. Zumeist wurde der noch „blinde“ Achat gefärbt. Man tauchte ihn 1—2 Wochen lang in Säuren: Eisenvitriol gab schwarze, Kupfervitriol blaue und Scheidewasser rote Farbe. Neben gefärbten Steinen waren

auch naturfarbene Steine sehr gefragt. Erst das Polieren an der Bleischeibe gab dem Achatstein seinen leuchtenden Glanz. Ganz wertvolle Stücke wurden an einer rotierenden Eschen- oder Birkenholzwelle oder mit Rötel und Trippel poliert.

Der Vater und auch die vier Söhne der Familie Schley waren begeisterte Sänger im Nohfelder Männergesangverein; kein Wunder, daß auch bei der Arbeit der Gesang gepflegt wurde, und oft erscholl zu dem Getöse der Räder und dem Rauschen des hinabstürzenden Wassers ein munteres Lied.



Ehemalige Achatschleiferei

Die Preise für Schmuck- und Gebrauchsgegenstände aus Achat waren schon damals erstaunlich hoch. So zahlte der Händler in Idar-Oberstein 7—8 Mark für einen Aschbecher aus Achat. Nach anfänglichen Schwierigkeiten brachte der Nohfelder Schleifereibetrieb soviel ein, daß mit dem Erlös der Lebensunterhalt für das ganze Jahr gesichert war, obwohl nur während der Winterszeit gearbeitet wurde, da die Familie nebenher noch Landwirtschaft betrieb.

Die Arbeit in der Nohfelder Schleiferei mußte erst 1933 eingestellt werden, nachdem in Idar-Oberstein Großschleifereien mit modernen Maschinen entstanden und dadurch der Nohfelder Betrieb nicht mehr wettbewerbsfähig war. Daß das Schleifereigewerbe an der oberen Nahe nicht bedeutungslos war, zeigt die Tatsache, daß bis vor wenigen Jahren noch in Ellweiler (2 km

von der Nohfelder Schleiferei entfernt) in der „Mohrschleife“ Achate verarbeitet wurden. Selbst heute noch besteht in Ellweiler mit der Achatschleiferei des Einwohners Antes ein solcher Kleinbetrieb auf privater Basis.

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist wert zu sprechen und zu dichten.

Goethe

Münzbilder von Trierer Kurfürsten

Das Geld spielt eine große Rolle im Leben der Menschen. Das war zu allen Zeiten so, nicht erst seit es Währungsreformen gibt, sondern auch als unsere ehemaligen Landesherren sich noch auf den Münzen abbilden ließen, um ihre Souveränität zu betonen. Der kleine Maßstab der Münze gestattete Typisierung. Das im Münzrund hervorgetretene Porträt erlaubte es, das Wesentliche der individuellen Bildung linienhaft, zeichnerisch festzuhalten.

Betrachten wir einmal die dargestellten Münzbilder verschiedener Kurfürsten und Erzbischöfe von Trier, die dem Geschichtswerk „Historia Treverensis“ von Nikolaus Hontheim, erschienen 1755, entnommen sind. Den dargestellten Persönlichkeiten ist im Verhältnis zum *Beschauer* ein stolzes Fürsichsein, ein In-einer-anderen-Welt-Leben gesichert. Bei näherer Betrachtung ist zu erkennen, daß die Herrscher der früheren Zeit (Bild 1, 2, 3 und 6) sich in strenger Vorderansicht darstellen ließen. Gewiß ist die Frontalität ein vorzügliches Mittel der Repräsentation, eignet sich aber schlecht für Münzen, denn die stark hervortretenden Teile des Gesichtes nützen sich im Gebrauch der Münzen rasch ab, weshalb mit der Zeit die reine Profildarstellung, als die dem Reliefbildner willkommene Form, bevorzugt worden ist. Die Beschriftung der Münzen nennt in erster Linie den Münzherrn mit mehr oder minder ausführlicher Titulatur. So stand hinter diesen Bildern der Wunsch der Münzherren, daß ihrem kleinen Porträt Unsterblichkeit verliehen sei. Aber oft dauerte der Wert einer Münze nicht länger als die Macht des Großen, dessen Angesicht sie in der Prägung trägt. —

Vergänglich ist der Mensch und vergänglich sein Gut.

HKS.

Zu den nebenstehenden Münzbildern von Trierer Kurfürsten

1. Balduin von Lützelburg (1307—1354); 2. Boemünd II. von Saarbrücken (1354—1362); 3. Jakob III. von Eltz (1567—1581); 4. Lothar von Metternich (1599—1623); 5. Philipp Christoph von Sötern (1623—1652); 6. Karl Kaspar von der Leyen (1652—1676); 7. Johann Hugo von Orsbeck (1676—1711); 8. Karl Josef von Lothringen (1711—1715); 9. Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg (1716—1729); 10. Franz Georg von Schönborn (1729—1756).



Schultheisen, Ortsvorsteher bezw. Bürgermeister

der Gemeinde Freisen

in den Jahren 1542 bis 1963

VON JOSEF BECKER

Das Dorf Freisen hatte im Mittelalter ein Hochgericht, das über Leben und Tod entscheiden konnte, sowie ein niederes Gericht, das kleine Vergehen aburteilte, Landkäufe und Verkäufe getätigt hat.

Ein Gerichtsbuch aus dem Jahre 1542 ist uns durch ein gütiges Geschick erhalten geblieben. Interessant ist es zu erfahren, wer dieses Gericht geleitet hat und welche Schöffen zugegen waren. An Hand dieses Gerichtsbuches soll festgestellt werden, welche Männer, besonders aber welche Schultheisen bezw. Ortsvorsteher vom Jahre 1542 bis heute für das Dorf Freisen verantwortlich waren.

So heißt es im Anfang dieses Gerichtsbuches:

„Gerichtsbuch zu Fräßen, so alles was mit Recht verhandelt worden im Kauf und Verkauf wie recht ist, uffgetragen vernewert worden durch Herrn Bartholomäus Chäfern, dieser Zeit Pfarrherr zu Chätter-Ostern (Oberkirchen) im Beisein des ehrbaren Schultes und Gericht zu Fräßen, so zu dieser Zeit gelebt und vernewert haben lassen mit Namen: Albrechts Jakob dieser Zeit Schultes, Pfeiffers Fried, Gelzen Leuchter Nikolaus, Schneider Klaus, Keller Jakob, Säubers Hans und Fuchs Petter aus Nomborn, alle Gerichtspersonen.

So geschehen zu Nutz und Guttun des gemeinen Volkes, damit viel Hader und Irrtumb vermieden bleibt sowie Gerechtigkeit und Frieden erhalten werde.

3. January anno Domine 1542 Jar.

1585 war Eysers Thomas Schultes, als Schöffen Storren Petter, Gelzen Leuchter Nikolaus, Kellners Jakob, Säubers Johann sowie Fuchs Hans und Keyzers Michel aus Nomborn.

1588. Kellners Hans, Schultes, als Schöffen Storren Petter, Gelzen Leuchter Nikolaus, Michels Jakob, Schneider Nikel, Kellners Jakob sowie Fuchs Hans und Keyzers Michel aus Nomborn.

1602. Gelzleichter Claus, Schultes, als Schöffen Storren Peter, Gelzleichter Hans, Schneider Nikel, Lauer Endres, Merschen Wendel sowie Fuchs Hans und Keyzers Michel aus Nomborn.

1623. Merschen Wendel, Schultes, als Schöffen Gelzleichter Hans, Schmitt Adam, Lauer Clas, Schmitt Nikel aus Katarinostern, Schmitt Claus und Fuchs Remi aus Nomborn. Während des dreißigjährigen Krieges, von 1623 bis 1645, fanden laut Gerichtsbuch keine Sitzungen statt.

1645. Franz Schwarz, Schultes, als Schöffen Hans Keller, Johann Schmitt aus Oberkirchen und Jakob Staudt aus Nomborn.

1669. Schneider Johann, Schultes, als Schöffen Hans Keller, Johann Schad, Nikolaus Lauer, Nikel Becker, Johann Schmitt aus Oberkirchen, Michel Wagner und Hans Staudt aus Nomborn.

1680. Hans Keller, Schultes, als Schöffen Peter Bernard, Johann Lißmann, Johann Schmitt, Hans Klein aus Oberkirchen, Peter Wagner und Hans Staudt aus Nomborn.

1683. Görg Wilhelm Schwartz, Schultes, als Schöffen Hans Keller, Peter Behr, Johann Lißmann, Johann Schmidt, Hans Klein aus Oberkirchen, Peter Wagner und Jakob Mauder aus Nomborn.



Freisen

1700. Hans Adam Keller, Schultes, als Schöffen Peter Bernard, Nikolaus Schmitt, Peter Schmitt, Franz Steffen, Michel Clan und Klaus Naumann aus Nomborn. Von 1700 bis 1785 wurde der Schultheis von der Familie Keller gestellt. Der jeweilige Schultheis führte den Namen Hans Adam Keller. (Das Haus heißt heute noch „Hansarms“.

Von 1785 bis 1792 war Johannes Becker Vorsteher von Freisen.

Von 1792 bis 1796 war Johann Adam Keller Schultheis.

Von 1796 bis 1811 war Jakob Keller Bürgermeister.

Nach dem Jahre 1811 wurden die Geschäfte wieder in die Hände von Hans Adam Keller gelegt.

Nach einer Aufzeichnung des Bruders Stefanus Keller, Wirt und Landmesser, wurde der Ortsvorsteher Hans Adam Keller am 20. März 1839 von einem Fohlen auf den Leib geschlagen, an dessen Folgen er verstarb. Die Geschäfte des Ortsvorstehers gingen an seinen Sohn Johannes Keller über. Er blieb Ortsvorsteher bis zum Jahre 1854. Aus diesem Hause ging ab diesem Zeitpunkt kein Ortsvorsteher mehr hervor.

Weiterhin wurde die Gemeinde Freisen wie folgt verwaltet:

Von 1854 bis 1859 von Nikolaus Becker (Görgen).

Von 1859 bis 1869 von Werle Johann (Finklersch).

Von 1868 bis 1874 war Johannes Keller Ortsvorsteher, heutige Baumholder Straße 38 (Kellerchhännesse, ehem. Wirtschaft zum „Goldenen Pflug“).

Von 1874 bis 1887 von Nikolaus Becker (Görgen).

Von 1887 bis 1902 von Johann Merscher.

Von 1902 bis 1920 von Nikolaus Becker, Sohn des Vorgenannten.

Von 1920 bis 1933 von Bernhard Josef.

Von 1933 bis 1944 von Schmitt Peter.

Von 1944 bis 1945 von Jakob Alles.

Von 1945 bis 1949 von Josef Müller.

Von 1949 bis 1960 von Josef Becker.

Von 1960 bis 1963 von Peter Jakobs.

Wegen Erkrankung des Bürgermeisters führte der 1. Beigeordnete von Juli 1962 bis 19. Juni 1963 die Geschäfte der Gemeinde Freisen. In der Gemeinderatssitzung vom 19. Juni 1963 wurde Franz Schmitt als Bürgermeister gewählt.

Die Stockbauern und die Einspännigen

Ein Waldprozeß in Nonnweiler von 1816 bis 1830

VON ANTONIUS JOST

Zwischen dem Oberlauf der Prims und dem Forstelbach liegt ein geschlossenes Waldgebiet, in dessen Besitz sich die Gemeinden Nonnweiler und Hermeskeil teilen. Ein langer Rechtsstreit um diese Wälder zu Beginn des vorigen Jahrhunderts war ein Ereignis, das sich nicht nur trennend zwischen die beiden Ortschaften stellte, sondern auch die Bewohner von Nonnweiler in zwei feindliche Lager spaltete. Aber ohne diesen Prozeß, der über alle Instanzen der Gerichte lief, besäße Nonnweiler keinen Gemeinewald.

Die damaligen Vorgänge, inzwischen längst der Vergessenheit anheimgefallen, fanden nicht nur bei den Gerichten, sondern auch in einer örtlichen Akten-sammlung ihren Niederschlag. Diese Sammlung, die lange als verloren galt, wurde vor einigen Jahren wieder aufgefunden und diente als Unterlage für die folgende Schilderung der Streitigkeiten.

Als die Truppen Napoleons das linke Rheinufer räumen mußten, hinterließen sie dort eine sehr veränderte Lage. In den zwanzig Jahren französischer Herrschaft waren die Bauern dieses Gebietes frei geworden. Ab 1. Januar 1798 gab es dort keine Leibeigenschaft mehr. Frei geworden waren auch die ehemaligen Stockbauern von Nonnweiler. Ihre Stockgüter, die sie unter kurtrierischer Lehnsherrschaft nur nutznießend besaßen, waren ohne Abgeltung ihr unumschränktes Privateigentum geworden. Die vorher gemeinschaftlich genutzten Wälder und Wildländereien der Gemarkung waren zum Gemeindegut erklärt und als solches verwaltet worden. Nach Abzug der Franzosen behaupteten die ehemaligen Stockbauern jedoch, es habe in Nonnweiler nie Gemeindegut gegeben und beanspruchten diese Wald- und Wildländereien als ihr gemeinsames Eigentum, da sie ein Zubehör ihrer Stockgüter gewesen seien. Allen übrigen Ortsbürgern verweigerten sie deshalb die Nutzung an diesen Ländereien. Die früheren Neben- und Hintersassen, Einspännige und Beysassen genannt, wurden wieder in die alte Rechtlosigkeit zurückverwiesen, obwohl die französische Herrschaft ihnen Gleichberechtigung als Gemeindegüter gewährt hatte. Die ehemaligen Stockbauern regierten jedoch die Gemeinde allein und ließen den Einspännigen kaum eine Chance, ihr Schicksal zu wenden.

So standen sich die 30 Familien des Ortes in zwei etwa gleichgroßen Lagern feindlich gegenüber. Das Lager der Stockbauern umfaßte zunächst 14 Familien. Aus den zwölf Stockinhabern, die mit dieser Zahlenangabe noch 1754 erwähnt werden, waren inzwischen 14 geworden. Wie das möglich war, läßt sich nur aus dem in den Prozeßakten geschilderten Abhängigkeitsverhältnis der Stockgüter erklären. Ihr unmittelbarer Eigentümer (*dominus directus*) war zuletzt der Kurfürst von Trier. Die Stockbauern waren die nutznießenden Inhaber (*domini utiles*) gegen Hergabe von Schafffrüchten (Erntezehnten), Fronen und sonstigen Handdiensten und des Besthauptes. Der Stockbauer wählte aus seinen Kindern den Erben selbst. Es gab zwei Arten dieser Güter, nämlich Kammeral- und Krämeramtsgüter. Während die ersteren unteilbar, unverkäuflich und unverpfändbar waren, war Verkauf und Teilung in halbe Güter mit Zustimmung der Herrschaft bei letzteren möglich. Diese Zustimmung der Herrschaft, ursprünglich das Haus Hunolstein als Herr zu Züsch und Sötern und Begrün-

der der Stockgüter — später das kurtrierische Amt Grimburg — wurde wiederholt für den Verkauf oder die Teilung eines Krämeramtsgutes erteilt. So kam es, daß sich bei Aufhebung der Lehnsherrschaft durch die Franzosen 14 Stockbauern in den Besitzstand der zwölf Güter teilten. Bis zu diesem Zeitpunkt bildeten die Stockbesitzer allein die Gemeinde, weil sie niemand ohne Güterbesitz als Gemeindegüter (Gemeindegüter) zugelassen hatten. Unter der französischen Herrschaft waren alle Verkaufserlöse aus Holzeinschlägen in die Gemeindekasse geflossen. Für den eigenen Brennholzbezug hatten alle Bürger die Holztaxe zu entrichten. Auf diese Tatsache pochten die Einspännigen. Die Stockbauern dagegen sahen darin eine Fehlentscheidung der französischen



Blick vom Petersberg
über das Nonnweiler Land

Instanzen und reichten zu Anfang des Jahres 1816 eine Petition an die Landes-Administrations-Kommission in Worms ein mit dem Ziel, einen Schutztitel für ihr Alleinrecht an den Wäldern, Wildländereien und Rodbüschen (Lohhecken) zu erhalten. Die Bittschrift schilderte eingehend den Sachverhalt aus der Sicht der Stockbauern. Beigegebene Urkunden sollten ihr größere Beweiskraft geben. Sie trug folgende Unterschriften: Wilfried Schmitt, doppelt begütert, Wilhelm Dellwing, Peter Lauer als Ortsbürgermeister, Johannes Pisport, Michel Meier, Johannes Haubert, Peter Miller, Johannes Baldauf, Adam Meier, Frantz Geiger, Johannes Meyer, Johann Petry, Niclas Mattes.

Die Administrations-Kommission gab die Bittschrift über die zuständige Kreis-direktion Birkenfeld zum gutachtlichen Bericht an den Bürgermeister Gottbill in Mariahütte. Der Ort Nonnweiler gehörte seit 1. Juli 1815 zu dessen Bürgermeisterei Otzenhausen. Gottbill vertrat in seinem Bericht die Rechtsauffas-

sung der Stockbauern. Inzwischen hatten auch die Einspännigen eine Bittschrift verfaßt und mit Beweisstücken versehen nach Worms abgesandt. Bürgermeister Gottbill wurde darin der Parteinahme für die Stockbesitzer bezichtigt, weil er angeblich von diesen billigeres Verkohlungsholz kaufen könne. Gleichzeitig wurde um Ernennung eines neutralen Gutachters gebeten. Dieses Gesuch trug folgende Unterschriften, Severinus Alles, Jakob Alles, Johann Schrammer, Mates Stein, Mathias Blasius, Peter Daniel, Michel Stein, Johann Meyer, Friedrich Scheuer, Johann Welker und Johann Bartel. — Auch diese Bittschrift landete über den Instanzenweg auf Bürgermeister Gottbills Arbeitstisch. Wegen der gegen ihn erhobenen Vorwürfe kam es in seinem Arbeitszimmer in Mariahütte zu einem erregten Auftritt mit Michel Stein, dem Wortführer der Einspännigen, und zu einem gerichtlichen Nachspiel beim Friedensgericht in Birkenfeld.

Die Landes-Administrations-Kommission ließ den Streitfall durch den Kreisforstmeister in Birkenfeld zwar zugunsten der Gemeinde entscheiden, indem er die strittigen Ländereien als Gemeindegut bestätigte, die Verteilung des Ertrages und die Nutzung aber in die Zuständigkeit der Justiz verwies. Als im Herbst 1816 die preußische Regierung in Trier ihre Tätigkeit aufnahm, wurden auch die Akten des Streitfalles an sie abgetreten. Die Entscheidung des Forstamtes Birkenfeld wurde von den Stockbauern heftig angefochten und die Entrichtung der Holztaxen unter Hinweis auf das alte Recht abgelehnt. Nach weiteren Ermittlungen enthielt sich die Regierung jeder Entscheidung, übergab den Fall der Justiz und ermächtigte die Gemeinde Nonnweiler, vor Gericht zu erscheinen. Das Gemeindeoberhaupt, der Schöffe oder Ortsbürgermeister, war ehemaliger Stockbesitzer. Er hätte daher die Gemeinde gegen seine eigenen privaten Interessen vertreten müssen. Die Einspännigen erreichten daher, daß ihr Parteigänger Michel Stein zum 2. Schöffen ernannt und zur Vertretung der Gemeinde im bevorstehenden Rechtsstreit bevollmächtigt wurde.

So standen die Dinge im Frühjahr 1820, als der Streit eine neue Wendung nahm. In den Waldungen der Distrikte Hoxel, Noswäldchen, Ehrenwald und Hascheid, die seit je von der Gemeinde Hermeskeil mit den Stockbesitzern zu Nonnweiler gemeinsam genutzt worden waren, war ein größerer Holzeinschlag vorgenommen worden. Die Gemeinde Hermeskeil hatte während der französischen Verwaltung durch Gutachten des Staatsrates erreicht, daß die Aufteilung der Erträge aus diesen Waldungen nicht mehr je zur Hälfte, sondern nach der Zahl der Feuerherde (Haushaltungen) auf die Gemeinde Hermeskeil und Nonnweiler zu erfolgen habe. Bürgermeister Beck in Hermeskeil schlug daher eine Teilung im Verhältnis 130:30 zugunsten der Gemeindekassen vor. Die Gemeinde Nonnweiler berief sich jedoch auf das alte Teilungsverhältnis. Gleichzeitig bestritten die Stockbauern der Gemeinde das Recht auf die Holzerträge und forderten nach dem alten Teilungsmodus die Hälfte des Erlöses für sich. Damit war nun auch die Gemeinde Hermeskeil in den anlaufenden Waldprozeß hineingezogen. Die Regierung in Trier gab auch ihr den Rechtsweg frei. Es begann nun ein Doppelprozeß, in dem die Gemeinde Hermeskeil als Kläger, die Gemeinde Nonnweiler als Beklagte und die Stockbesitzer als Intervenienten auftraten, und der zehn Jahre dauern sollte.

Am 18. Februar 1823 sprach das Königliche Landgericht in Trier ein vorläufiges Urteil, wonach die von den ehemaligen Stockbesitzern und ihren Nachkommen beigebrachten Urkunden nicht ausreichten als Beweis dafür, daß die strittigen Wald- und Ödländereien ein Zubehör ihrer früheren Stockgüter waren. Die Intervention wurde jedoch ausdrücklich weiter zugelassen unter der Bedingung, daß sie durch andere Urkunden und Zeugen erhärtet würde. Neue Beweisurkunden wurden beschafft. Zeugen aus Nonnweiler und Hermeskeil wurden, als am Prozeß unmittelbar beteiligt, nicht zugelassen. Bürgermeister Gottbill wurde wegen seiner für die Stockbauern günstigen Berichte an höhere Ver-

waltungsstellen zunächst ebenfalls als Zeuge verworfen, später aber zugelassen. Auch der frühere Pfarrgeistliche von Nonnweiler, Wilhelm Torsch, wurde als Zeuge geladen. Gerichtsbuch und Grundbuch des Amtes Grimburg wurden durch den Friedensrichter in Hermeskeil ausfindig gemacht und als wichtige Beweisunterlage dem Landgericht übergeben. Die Zeugenaussagen schilderten Vorgänge im Ort Nonnweiler zwischen 1770 und 1820, die sich auf die damalige Waldnutzung und die Lehnsabhängigkeit der Stockgüter bezogen. Erwähnt sei nur, daß nach Pfarrer Torsch's Aussagen sogar seinem Vorgänger Hein um 1785 die Waldnutzung streitig gemacht wurde, weil er als Gemeindevon den Stockbesitzern nicht anerkannt wurde. Erst eine Verordnung des Kurfürsten vom Jahre 1787 sicherte dem klagenden Pfarrherrn den gleichen Brennholzanteil wie den Stockbesitzern.

Am 22. Dezember 1823 fällt das Landgericht das abschließende Urteil. Die Intervention der Stockbauern und ihrer Nachkommen wurde als unbegründet verworfen, weil der durch Urteil vom 18. Februar 1823 auferlegte Beweis von den Intervenienten nicht erbracht worden war. Die vier Walldistrikte erklärte das Urteil als gemeinschaftliches Eigentum der Gemeinden Hermeskeil und Nonnweiler. Ihre Teilung im Verhältnis der Haushaltungen beider Gemeinden wurde zugleich angeordnet und die Prozeßkosten den Intervenienten auferlegt. Damit hatten die Einspännigen ihr Ziel erreicht. Was nämlich für die vier Wald- und Wildlanddistrikte galt, war auch für die übrigen einst von den Stockbauern gemeinsam genutzten Waldungen und Ödflächen maßgebend. In den Freudenbecher fiel jedoch ein bitterer Tropfen. Von den 64 Hektar Wald der vier Grenzdistrikte entfielen vorher die Hälfte, nach der Teilung aber nur noch 12 Hektar auf die Gemeinde Nonnweiler. Auf 20 Hektar ertragreichen Waldbestandes mußte zugunsten der Gemeinde Hermeskeil verzichtet werden. Die Abschätzung, Vermessung und Absteinung entsprechend der Aufteilung war bis 1826 durchgeführt. Dennoch gaben die Stockbauern das Rennen nicht auf. Ihre Berufungen wurden vom Königlichen Rheinischen Apellationshof in Köln im Jahre 1828 ebenso verworfen wie 1830 durch den Königlichen Revisions- und Kassationshof zu Berlin.

Man sollte glauben, daß nun für alle Bürger der Gemeinde die Rechtsgleichheit in der Nutzung des Gemeindewaldes eine logische Folgerung des Prozesses gewesen wäre. Doch man verhartete weiter in den alten Anschauungen und führte das sogenannte „Bürgernutzungsrecht“ ein. Danach gab man an alle selbständigen Haushaltsvorstände das Recht, gegen eine jährliche Taxe eine für alle gleichgroße und gleichwertige Brennholzmenge aus den Gemeindegewaldungen zu beziehen. Das Recht erlosch mit dem Tode des Inhabers. Neugegründete Haushalte oder zugezogene Bürger mußten das Nutzungsrecht durch ein sogenanntes „Bürgereinkaufsgeld“ von 14 Talern erst erwerben, andernfalls mußten sie ihren Brennholzbezug zu Steigpreisen bezahlen. Die Zahl der Nutzungsanteile veränderte sich nicht. Nur durch Tod, Verzicht oder Umzug des Inhabers wurden Anteile frei und konnten angekauft werden. Unter Umständen konnte ein junges Ehepaar bei Erfüllung aller sonstigen Voraussetzungen Jahrzehnte warten, bis ein Anteil frei wurde und gekauft werden konnte. Oft kam man überhaupt nicht zum Zuge. Bei dem schnellen Anwachsen der Einwohnerzahl im vorigen Jahrhundert wurde der Bestand der Nutzungsanteile zwar einmal geringfügig erhöht, reichte aber bei weitem nicht aus, die Nachfrage zu befriedigen.

So blieb ein Rechtsunterschied zwischen den Gemeindegürgern bestehen, der seine tieferen Ursachen in dem geschilderten Streit der Stockbauern gegen die Einspännigen hatte. Erst 1920 bekam sich der Gemeinderat, das Bürgernutzungsrecht als nicht mehr zeitgemäß abzuschaffen und endlich allen Bürgern die gleichen Rechte zu geben.

Das Urkundwerfen

Ein Brauch im ehemaligen Hochgerichtsbezirk Theley

VON DR. JOSEPH BONGARTZ

Im Bezirk des Hochgerichts Theley bestand ein besonderer Brauch, das sogenannte „urcken“-Werfen oder Urkundwerfen. Es handelt sich um die Einleitung eines Strafverfahrens wegen Beleidigung und Körperverletzung, die darin bestand, daß der Beleidigte seinen Hut zu Boden warf und dem Meier den Vorfall anzeigte. Der Meier hatte dem Beleidigten den Hut wieder aufzusetzen und die Anzeige im nächsten Jahrgeding vorzutragen. Im Jahrgeding¹⁾ des Jahres 1721 wird im Protokoll über die Strafsache Thiel Backes gegen Niklas Bartel wegen Verleumdung (Bezeichnung des Heudiebstahls) über den genannten Brauch folgende authentische Erklärung gegeben:

„den *urcken werffen* ist noch dieses orths gebrauch und heißt so Viel: wann einer den andern gescholten so wurfft, der gescholten ist, seinen Hut auff die erde und zeigts dem Meyer ahn, welcher . . . und kein anderer dem gescholtenen den hut wieder aufsetzen muß: demnechst bleibt die untersuchung biß zur Zeit des Jahrgedings ausgestellt. Also ist derorths herkömlich und 1 gglden straf, wer den Urcken unrecht geworffen.“

Das Tätigwerden des Meiers beim urcken-Werfen ist in verschiedenen Protokollen belegt. So berichtet der Meier im Jahrgeding von 1721, daß er bei einer Verleumdung (Bezeichnung des Entendiebstahls) und bei einer Beleidigung („kaaler Hunds . . .“) gerufen worden sei und den urcken aufgehoben habe.²⁾ Mit dem Aufheben des Hutes und dem Erstaten der Anzeige im Jahrgeding war seine Tätigkeit nicht erschöpft. Die wichtigste Aufgabe bestand zweifellos in der möglichst frühzeitigen Untersuchung des Tatbestandes, die der Beweissicherung diene, andererseits aber auch eine Gewähr gegen mißbräuchliches urcken-Werfen darstellte. Bei Bestreiten eines Angeklagten hatte er über das Ergebnis seiner Ermittlungen zu berichten. So wendet beispielsweise im Jahrgeding³⁾ von 1718 ein Angeklagter ein: „obschon kläger den orken geworfen, so könnte er solches aus feindschaft getan haben, er sollte ihme solches beweisen“. Auf das Vorbringen des Klägers, dem Meier „habe er die that augenblicklich angezeigt, welcher auch das ort und mahlzeigen, wohin er geschlagen worden, noch gesehen“, wurde der Meier gehört, der bestätigte, bei dem Kläger eine leichte Verletzung festgestellt zu haben.

Das urcken-Werfen war anscheinend — wenigstens in Theley — nur in Ermanglung von Tatzeugen zulässig. So erklärt im Jahrgeding von 1718 ein Kläger: „wenn er zeugen gehabt, were es ohnnöthig gewesen, den orcken zu werffen“. Auch im Jahrgeding von 1721 wird — und zwar vom Beklagten — geltend gemacht, daß das urcken-Werfen „umb desfalls nicht vonnöthen gewesen, weiln leuth genug zugegen gestanden und bey solchen umständen kein urcken pfllege geworffen zu werden“. Dementsprechend ordnete das Gericht mit folgendem klassischen Satz Beweiserhebung an: „die anerbottene prob mit zeugen wird Michel scheiben, daß, als der urcken geworffen, leuth zugegen gewesen, hiermit gestaltet“. Die Bedeutung dieses zunächst unverständlichen Einwands liegt offensichtlich auf dem Gebiet des Kostenrechts. Aus Weistümern von Tholey und Eidenborn-Falscheid⁴⁾ ergibt sich nämlich, daß dem Meier oder seinem Vertreter für das Aufheben des Hutes eine Maß Wein zukam: „von solcher überlieferung ist man schuldig dem Zennder ein maß weins“ — „dem der es vfhebt ein mas weins.“ Im Volksmund war für das

Erheben der Beleidigungsklage die Redewendung üblich: „Ich tue ihm etwas in den Hut“. ¹⁾

Die *tätliche* Beleidigung scheint nicht als einheitliche Handlung gewürdigt worden zu sein, da in einem solchen Falle eine Bestrafung wegen beider Delikte erfolgte: „Wird hiermit zu recht erkannt, daß Matthes peter mit stoß- und schlagen pflug Hannsen fraw zu viel gethan und deshalb ein ggulden, wegen des urcken auch einen ggulden straff . . . schuldig“. Die Entscheidung lautet in einem Falle neben der Straffestsetzung dahin, daß „der urcken wohl-geworffen“ sei. ¹⁾

Der Brauch des urcken-Werfen hat auch in anderen Gerichtsbezirken gegolten. Müller bestätigt ihn, allerdings ohne Quellenangabe, für St. Wendel: „Wenn ein Mann von einem anderen öffentlich beleidigt wurde, so nahm er seine Mütze vom Kopfe und warf sie dem Beleidiger vor die Füße. Der hinzugerufene Schultheiß mußte die Mütze aufheben und dem Beleidigten wieder aufsetzen. Dieser Brauch war so fest eingewurzelt, daß ein streitsüchtiges Weibsbild noch im Jahre 1789 seine Haube dem Bürgermeister Coenen vor die Füße warf.“ ⁵⁾ In dem Weistum von Eidenborn und Falscheid von 1564 ist der gleiche Brauch erwähnt mit der Abweichung, daß in Vertretung des Meiers auch der Gerichtsbote und der älteste Schöffe tätig werden konnten: „Item der scheffen befragt so ein urkund in obgewiesenem bezirk geworffen wurde, wer das vffzuheben . . . der scheffen hat gewiesen, der gemein hern meiger soll es vfheben, ist er nit vorhanden, soll es der eltist scheffen vfheben, vnd der meiger solichs den gemeinen hern lieffern.“ Ausführlich behandelt ist das urcken-Werfen in den Weistümern der Abtei Tholey. Es galt demnach auch in dem Bezirk des Amtes Schaumburg. ⁶⁾ In den Weistümern der Jahre 1586, 1587, 1592, 1602 erstatteten beispielsweise ⁷⁾ die Zenter von Osenbach, Niederhofen, Marpingen und Buweiler Anzeige, daß sich einige ihrer Einwohner „veruhrkhundet“ hätten, bezw. daß zwischen ihnen „ein vhrkhundt gefallen, so vnvertragenn“. Der Ausdruck „unvertragenn“ läßt erkennen, daß eine vergleichsweise Beilegung des Streites oder Rücknahme des Strafantrages vor der Anzeige im Jahrgeding möglich war.

Im Schaumburger Bezirk konnte der Hut in Abwesenheit des Zenters von jedem Bürger aufgehoben werden. Diese Bestimmung läßt aber nicht notwendig den Schluß zu, daß das Urkundwerfen auch bei Anwesenheit von Zeugen zulässig gewesen sei. Die Gebühr kam auch in diesem Falle dem Zenter zu. Letzterer mußte die Anzeige binnen drei Tagen erstatten, sei es, daß er selbst den Hut aufgehoben oder von einem anderen, dem sogenannten Bürgen, Kenntnis erlangt hatte. Nachfolgend seien die in Betracht kommenden Stellen der Tholeyer Weistümer wiedergegeben ⁸⁾:

1450: „Item ist der Scheffen beladen. So vrkhundt geworffen wurden vnd einem Zender vberlieffert wurden, wie die verhandelt sollen werden vndd waß man daruon schuldig seie, Item hatt der scheffen darauff gewiesen, So ein vrkhundt in beisein eines Zennders geworffen würde, solle ein Zender sulches vfheben, So er aber nit darbey wehre, Solle ein hoiber daß vfheben, vndd dem Zennder vberlieffern, vnn sulcher vberlieferung ist man schuldig dem Zennder ein maß weins.“

1580: „Imfall ein huiber ein urkhundt vber scheltwortt oder sonsten empfienge, wie lang daß vrkhundt hinnder ihme pleiben solle.

Der Zender oder huiber so ein sulches empfangen solle daßelb lenger nit dan drey tagh haltten, hieltte ers darüber, wirdt derselb in hern buiß verwiesen.“

1602: „Item der scheffen beladen worden, whan in der obrig- vndd herligkeit Schawenburgh vnd Eilff Zenderen ichtwaß rugbahres vürlieffe, ein vrkhundt

geworffen, oder dergleichen ichtwaß geschehe, wie daß der obrigkeit angezeigt solle werden.

Erkenntt der scheffen, Whan in einer Zendereyen ein vrkhundt geworffen wirdt, so sollt der Jenigh, so es wirfft dem Zennder deß orths sulches anzeigen, welcher daß vrkhundt vffnhemen vnndt innerhalb dreyen tagen es dem Richter anzeigen solle, Imfall der Zennder sulches nitt thete, so seie er den hern vnndt Gerichten die boiß schuldig“.

Mißbräuchliches Urkundwerfen wurde in Theley mit einem Goldgulden bestraft.

- 1) Staatsarchiv Koblenz 1 C Nr. 7508, Bl. 28 f.
- 2) Ähnlich im Jahre 1701; vgl. Staatsarchiv Koblenz, Abt. 51, 20 S. 40 R.
- 3) Staatsarchiv Koblenz, Abt. 51, 20, Nr. 5, S. 165.
- 4) Grimm, Weistümer II, S. 53.
- 5) M. Müller, Geschichte d. Stadt St. Wendel, S. 518. Das Weistum von St. Wendel vom 9. 1. 1596 lautet: „Gefragt, da einer einen verklagt oder verurkundt hette und derselbe nicht nachkome oder hiebe das Uhrkundt selber uff, wie man denselben halten solle. Erkenntt das derselb Unsern gn. herrn hierumb gewiesen wurdet“. (citiert nach Bettingen S. 552).
- 6) z. B. Tholey, Bergweiler, Sotzweiler, Steinbach, Thalexweiler, Bliesen, Güdesweiler, Winterbach, Alsweiler, Marpingen, Lindscheid.
- 7) Abtei Tholey, Lagerbuch Bl. 178, 181, 186 R, 201.
- 8) Abtei Tholey, Lagerbuch Bl. 136, 161 R, 201; das bei Grimm, Weist. III., S. 755 abgedruckte Weistum von Tholey ist aus den Weistümern der Jahre 1450 und 1580–87 zusammengestellt.

Anmerkung des Verfassers:

Der Beitrag „Das Urkundwerfen“ stammt aus der im Jahre 1937 erschienenen Arbeit „Das Gemeinschaftliche Hochgericht Theley“. Der leider zu früh verstorbene Heimatforscher Karl Schwingel hat das weitere Vorkommen des vorgenannten Rechtsbrauchs zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht: „Der Rechtsbrauch des Urkundwerfens im Raum der weiteren Saarlande“, 1956, Rheinische Vierteljahrsblätter, S. 361 ff.

Karl Schwingel hat das Entstehen meiner Arbeit mit Interesse verfolgt und mich zu einer erneuten Herausgabe angeeifert, die sich in der Vorbereitung befindet.

In diesem Zusammenhang ist es mir eine Ehre und eine Verpflichtung, des Heimgegangenen in größter Verehrung zu gedenken.

*Bleibe nicht am Boden haften!
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
überall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
sind wir jeder Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
darum ist die Welt so groß.*

Goethe

Ade, du mein lieb Heimatland

*Auswanderungen aus der Bürgermeisterei Tholey
im 18. und 19. Jahrhundert*

VON JOHANN ENGEL

Neues Recht bringt neue Not

Die Losung der französischen Revolution flog wie ein Lauffeuer durch Europa. In jedem kleinsten Ort wurde sie aufgegriffen. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, eine herrliche Parole nannten alle diese Worte. „Frei von allen drückenden Lasten und Verpflichtungen“, riefen die Vollbauern und freuten sich; „Gleich dem Vollbauern sein, ist richtig“, sagten die Beisassen und jubelten und „Einer so viele Rechte wie der andere, ist einfach nicht auszudenken“, jubelten die Zechgesellen und tranken auch nach neun Uhr noch einen.

Die Kriegslasten belehrten sie bald eines anderen. Jede neue Zeit verlangt neue Opfer. Die bisher Jahr für Jahr empfangenen Güter gingen in Eigentum über. Die individuellen Anteile an den Rothecken und Wildländereien gehörten zum Familienbesitz. Die Flur war nicht mehr in Dautweiler und Hasborner Zehnten aufgeteilt. Die Marksteine verschwanden über Nacht. Der Bauer und Tagelöhner werkte auf eigenem Grund.

Nach dem französischen Gesetz über die Güterverteilung und Erbschaft erhielt jedes Kind seinen Anteil am elterlichen Vermögen. Schon in der zweiten und dritten Generation waren die Felder so schmal „wie ein Handtuch“ geworden, was die Bestellung erschwerte und die Erträge schließlich nicht mehr zur Ernährung einer Familie ausreichten.

Die Orte der Bürgermeisterei Tholey lagen fern den kleinen Gruben und Eisenhütten. Ihre Bevölkerung darbt. Mit jeder neuen Familie wurde die Nahrungsmenge kleiner. Da entschlossen sich viele Familien aus unseren Orten zur Auswanderung nach Nord- und Südamerika.

Aber schon vor der Franz. Revolution waren Auswanderer aus unserer Heimat nach Ungarn ausgewandert. Herzog Franz Stephan von Lothringen, Gemahl der Kaiserin Maria Theresia, der bei seiner Heirat sein Herzogtum Lothringen gegen oberitalienische Besitzungen mit Frankreich getauscht hatte, konnte es nicht schwerfallen, seine ehemaligen Untertanen vom Schaumberg an einer Auswanderung zu interessieren. Die notleidenden Bauern folgten willig seinen Werbem und ließen sich im unwirtlichen Ungarn und Siebenbürgen, im Banat und in der Batschka ansiedeln.

„Der Hauptherd der Bewegung lag freilich auch diesmal wieder in dem alten Gebiet der Ungarnfahrer bei St. Wendel und Tholey. So wanderten aus Bliesen mit einem Schläge 12 und aus Marpingen 10 Haushaltungen aus, während Tholey und seine allernächste Umgebung nicht weniger als 69 Familien hinaus sandte. Kein Wunder, daß da ein Teil des Bohnentales bis zum heutigen Tage die Türkei heißt“. (M. Müller: „Der große Ungarnzug der Merziger.“ Unsere Heimat. 2. 2. 1935, Beilage zur „Merziger Volkszeitung“).¹⁾

Max Müller berichtet uns weiter: „In den Pfarrbüchern der Stadt Pergamos sind die Namen der Ansiedler verzeichnet. Wohl mehr als 100 stammen ohne Zweifel aus unserer Heimat oder ihrer nächsten Nachbarschaft. So kam die Familie Haubert aus Sotzweiler, Junker, Thill, Wetzter und Zimmer aus Tholey, Leblang aus Marpingen, Schlehdorn aus Hasborn und Wahl aus Eppelborn.“

1754 und 1775 wird ein Peter Schlöwendorn, Bannschütz in Hasborn, genannt. „Er sei zwar Gemeiner, hätte jedoch das verordnungsmäßige Gespann nicht“. Er war also arm. Vielleicht hat ihn dies zur Auswanderung nach dem Banat getrieben. In der Untertanenliste von 1781 erscheint keine Familie Schlewendorn mehr. Wahrscheinlich war sie zwischen 1775 und 1781 ausgewandert.²⁾ „In den Kirchenbüchern von Pergamos finden wir auch einen Besch aus Hasborn, Leblang aus Sotzweiler, Bros, Junker, Thill und Zimmer aus Tholey“ verzeichnet. Ferner wird ein Matthias Junker aus Neipel genannt. Leider gibt der Verfasser keinen Vornamen unseres Landsmannes aus Hasborn an.

1764 wandern Killian Tetzler, Joducus Kollmann, Johann Klein, Johann Kühn und Johann Zimmer aus Sotzweiler, Martin und Matthias Peter aus Theley, Michael Waltner aus Bergweiler, Jakob Pissier und Jakob Tetzler aus Neipel und Nikolaus Groß aus Landscheid (Lindscheid) nach der Gemeinde Groß-Jetscha bei Temeschwar im Banat aus. (Waldner-Diplich a. O. S. 89/90 und 99).³⁾ 1765 wanderte der Tholeyer Bauer Jakob Loch in das Banat aus und gab in seiner neuen Heimat zu Protokoll, „daß der Schaumberg gerutscht sei und seine Heimatstadt vernichtet habe.“ Ihn und die anderen hatte das kaiserliche Patent, das die kostenlose Zuteilung von Haus und Hof, von Äckern und Gerätschaften und die Befreiung vom Militärdienst ins Donauland-Banat gelockt.

Matthias Backes aus Hasborn will auswandern

Verhandelt zu Tholey, den 3. November 1879.

Auf dem hiesigen Bürgermeisteramte erschien heute der Matthias Backes, Standes Ackerer, geboren zu Hasborn am 22. 2. 1824, wohnhaft zu Hasborn und erklärte, daß er gesonnen sei, mit seinen Kindern

1. Maria Backes, geb. am 26. 8. 1861,
2. Katharina Backes, geb. am 22. 8. 1863,
3. Elisabeth Backes, geb. am 11. 7. 1868,

alle bei ihm in Hasborn wohnend, nach Brasilien auszuwandern, um sich daselbst häuslich niederzulassen, und bat zu diesem Zwecke um Entlassung aus dem diesseitigen Untertanenverbande. Dem Auswanderungslustigen wurde die Verwarnung erteilt, daß er durch die wirkliche Auswanderung aus dem preußischen Staate das Recht verliere, seine Wiederaufnahme in denselben, wenn solche aus irgend einem Grunde bedenklich gefunden werden sollte, zu erlangen, und daß, falls er sich dennoch im verarmten Zustande einschleiche, er als fremder Landstreicher behandelt und unnachsichtlich über die Grenze verwiesen werden würde.

Nach gemessener Verwarnung und Belehrung erklärte Komparent, daß er solches wohl verstanden, bei seinem Vorhaben aber bestehen bleibe. Es wurde demselben hierauf von den höheren Orts ergangenen Verfügungen und Mitteilungen in bezug auf die zweckmäßigste und sicherste Ausführung der Reise Kenntnis gegeben. Auch wurde derselbe über die Gründe, welche ihn zur Auswanderung bewogen, befragt, worauf derselbe erklärt, daß er dort einen Bruder und zwei Schwestern habe, die in guten Verhältnissen stünden und ihm versprochen hätten, für ihn und seine Familie zu sorgen. Schließlich erklärte Antragender auf Befragen, daß er wegen seiner Überfahrt noch nicht kontrahiert habe.

Die Stempelkosten des Auswanderungskonsens mit 15 Silbergroschen wurden von dem Antragenden deponiert. Worüber diese Verhandlung aufgenommen und nach Vorlesung unterschrieben worden ist, nachdem dem Antragenden noch Kenntnis von der Verfügung Königlicher Regierung vom 30. 5. 1874, I B 2584 betreffend Auswanderung nach Brasilien, Kenntnis gegeben worden ist.

gez. Matthias Backes

Matthias Backes aus Hasborn erhält die Auswanderungsgenehmigung Entlassungsurkunde nach außerdeutschen Staaten

Trier, den 17. 11. 1879

An das

Königliche Landratsamt zu Ottweiler

Anliegend erhält das Königliche Landratsamt die mit dem Berichte vom 11. November dieses Jahres beantragte Entlassungsurkunde für den Matthias Backes nebst Familie aus Hasborn, welcher nach Brasilien auszuwandern beabsichtigt. Das Amt wolle denselben von der erfolgten Erteilung der Entlassungsurkunde benachrichtigen, die Stempelgebühren mit 15 Silbergroschen einziehen lassen und an unsere Stempelkasse einsenden, die Urkunde selbst aber erst dann aushändigen lassen, wenn die wirkliche Auswanderung unmittelbar bevorsteht.

Die unterzeichnete Königliche Regierung bescheinigt hierdurch, daß dem Matthias Backes, Gewerbe Ackerer, 55 Jahre alt, von Hasborn, Kreis Ottweiler, auf sein Ansuchen und behufs seiner Auswanderung nach Brasilien, nebst seinen hierunter genannten minderjährigen unter väterlicher Gewalt stehenden Kinder:

1. Maria Backes, geb. am 26. 8. 1861,
2. Katharina Backes, geb. am 22. 8. 1863,
3. Elisabeth Backes, geb. am 11. 7. 1868,

die Entlassung aus der preußischen Staatsangehörigkeit erteilt worden ist.

Diese Entlassungsurkunde bewirkt für die ausdrücklich darin benannten Personen mit dem Zeitpunkt der Aushändigung den Verlust der preußischen Staatsangehörigkeit; sie wird jedoch unwirksam, wenn der Entlassene nicht binnen sechs Monaten vom Tage der Aushändigung der Entlassungsurkunde seinen Wohnsitz außerhalb des Bundesgebietes verlegt oder die Staatsangehörigkeit in einem anderen Bundesstaate erwirbt. (§ 18 des Gesetzes über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870).

Königlich Preußische Regierung

Förmlichkeiten beim Antrag auf Auswanderung

Verhandelt, Tholey, den 25. Februar 1872.

Auf dem Bürgermeisteramte erschien: Matthias Lauck, Bergmann von Stand, 27 Jahre alt, Reservist der Infanterie, wohnhaft zu Hasborn, und erklärte: Er sei gesonnen, da er sich hier nicht sorgenfrei ernähren könne, nach Nord-Amerika auszuwandern und bitte, daß ihm die Entlassung aus dem Preußischen Untertanenverband erteilt werden möge. Hierauf wurde dem Petenten eröffnet, wie er durch die wirkliche Auswanderung aus dem Preußischen Staate das Recht verliere, die Wiederaufnahme in demselben, wenn solche aus irgend einem Grunde bedenklich gefunden werde, zu erlangen, und daß er, wenn er in verarmtem Zustande zurückzukehren versuchen sollte, an der Grenze unnachsichtlich zurückgewiesen und wenn er dennoch einschleichen, als fremder Landstreicher behandelt werden würde; ferner, daß, wenn er sich der Reeder in den Niederlanden bedienen würde, er Gefahr liefe, daß die ihm gemachten Bedingungen und Versprechungen nicht gehalten werden; jedenfalls sollte er die Vereinbarungen mit Schiffsunternehmern oder anderen Personen hinsichtlich seiner Überfahrt nach Amerika und seiner dortigen Ansiedlung vor seiner Reise treffen und dabei ausdrücklich bedingen, daß, wenn irgend während der Reise oder auch bei der Ankunft in Amerika sich über die Ausführung der Vereinbarungen zwischen ihnen Streit erhebe, beide Teile an dem Orte, wo die Streitigkeiten entstehen, diese entweder dem in der Nähe befindlichen

deutschen Bevollmächtigten oder aber dem Ortsgerichte des Landes zur scheidungsgerichtlichen Entscheidung vorlege und sich dem Ausspruch unterwerfen wolle.

Endlich wurde dem Gesuchsteller alle sonst auf die Auswanderung bezüglichen Verordnungen, soweit dies erforderlich war, mitgeteilt, namentlich das Nötige wegen der Überfahrtskosten bemerklich gemacht und vor dem sich nicht bewährten Gesellschaften zur Beförderung deutscher Auswanderung sowie in Folge der Verfügungen Königlicher Regierung zu Trier vom 2. Dezember 1848, I 22762, vor der Auswanderung über fremde Häfen, wo er Gefahr liefe, betrogen zu werden, wie vom 18. März 1852, I 9465, I., wegen der Kolonisation auf gewissen Besitzungen in der Provinz Rio de Jenairo gewarnt.

Zugleich wird bemerkt, daß Gesuchsteller noch mit keinem Agenten einen Beförderungsvertrag abgeschlossen hat.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben.
gez: Matthias Lauck

Bevor die behördliche Genehmigung erteilt wurde, mußte der Ortsbürgermeister dem Herrn Landrat mitteilen, daß gegen die Auswanderung des Genannten nichts einzuwenden sei; denn „N. N. steht im guten Ruf, befindet sich in keiner gerichtlichen Untersuchung; hat seine Steuern bezahlt und steht in keinem Militärverhältnis. Die Stempelkosten sind hier deponiert.“ Manche Bittsteller warteten die Erteilung der Ausreisegenehmigung nicht ab, sondern gingen bei Nacht und Nebel über die Grenze, wie wir aus dem nachfolgenden Bericht hören.

Ohne Erlaubnis über die Grenze

Tholey, den 17. Dezember 1881

An das

Königliche Landratsamt in Ottweiler

Dem Königlichen Landratsamt verfehle ich nicht zu berichten, daß der Ackerer Nikolaus Kuhn aus Hasborn mit Frau und Kindern gegen Ende des vorigen Monats nach Amerika ausgewandert ist. Derselbe hat sein ganzes Mobilar versilbert und beabsichtigt, sich in Amerika eine neue Existenz zu gründen, da er während der letzten Jahre in seiner Heimatgemeinde in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommen war.

Nach diesseitiger unmaßgeblicher Ansicht ist auch der Antrag der beiden wehrpflichtigen Söhne auf Entlassung aus dem deutschen Untertanenverbände aus dem angegebenen Grunde gestellt und nicht in der versteckten Absicht nachgesucht, sich der Dienstpflicht im stehenden Heere oder in der Flotte zu entziehen.

Es dürfte vorliegend zu erwägen sein, ob nicht schon eine unerlaubte Auswanderung vorliegt, da beide Söhne mit der Familie bereits fort sind, ohne den Consens abzuwarten.

Der Bürgermeister: Clemens

Tholey, den 25. November 1881

Dem Königlichen Landratsamt verfehle ich nicht zu berichten, daß der Musketier (des 2. Bat. des 4. Rhein. Infant.-Reg. Nr. 30) Kuhn aus Hasborn gestern mit seinen Eltern und 5 anderen Geschwistern zur Auswanderung nach Brasilien abgereist ist. Der Vater Kuhn stellte erst vorgestern für sich, seine Frau und seine fünf bei ihm befindlichen übrigen Kinder den Antrag auf Erteilung eines Consens und verließ am Tage darauf mit seiner Familie Hasborn

(Siehe Nr. 25 unserer Aufstellung). Wahrscheinlich hat sich sein Sohn, der Musketier Kuhn, in der Absicht mitauszuwandern, den viertägigen Urlaub erteilen lassen. Die Militärkleidung des pp hat derselbe in einem Stalle in Hasborn zurückgelassen.

Wie ich auf dem hiesigen Postamte erfahren, ist eine Depesche des geistlichen Auswanderungsvermittlers Würden in Antwerpen vor einigen Tagen an den p. Kuhn aufgegeben worden, daß die Einschiffung daselbst am Dienstag, den 29. ds. Monats, erfolgen könne.

Den Urlaubsschein des Musketiers Kuhn, welcher derselbe am Montag Abend beim Vorsteher in Hasborn abgegeben, füge ich gehorsamst bei.

Der Bürgermeister: Clemens

Ottweiler, den 2. 1. 1882

An die

Königliche Regierung in Trier, Abtlg. des Innern,

„mit dem Berichte gehorsamst zu überreichen, daß der Nikolaus Kuhn der Ersatz Res. II angehört und bezüglich der Wehrpflichtigen Peter und Michel Kuhn das erforderliche Attest seitens der Ersatzkommission verweigert wird. Für die Verweigerung ist hauptsächlich der Umstand maßgebend gewesen, daß die Wehrpflichtigen und mit ihnen ein im Heere dienender Bruder bereits ohne Erlaubnis das Reichsgebiet verlassen haben, welcher Umstand allerdings annehmen läßt, daß die Auswanderung hauptsächlich aus dem Grunde erfolgt ist, um die Söhne der Dienstpflicht zu entziehen.“

Der Königliche Landrat

Die Kosten der Überfahrt

Der reguläre Preis für die Überfahrt nach Amerika betrug 200 bzw. 100 Reichstaler, nach Brasilien 120 Rheinische Gulden für eine Person über 12 Jahren; 60 Gulden für Kinder unter dem genannten Alter. Das war für die meisten Familien eine ungeheure Summe im Vergleich zu den damaligen landwirtschaftlichen Preisen und den Löhnen.

Am 20. 6. 1836 bestimmte die Königliche Regierung in Trier: „daß außer den 860 Francs, welche der Familienvater oder Paßinhaber für sich haben muß, nur für jede erwachsene Person über 18 Jahren, die sich in seiner Begleitung befinden, den Nachweis von 430,— frs erfordert wird. Diese mildernde Bestimmung soll jedoch, wie hiermit ausdrücklich betont wird, zuvörderst nicht allgemein, sondern nur in den Fällen in Wirksamkeit treten, wo Auswanderungslustige sich durch die in Frankfurt am Main wegen zu geringen Reisegeldes erfolgten Zurückweisung ihrer Pässe in sofern in Verlegenheit befinden würden, als sie ihre heimatlichen Beziehungen aufgelöst haben, und dieserhalb ihren Entschluß auszuwandern nicht mehr aufgeben können.“

Der Herr Landrat nennt Gründe zur Auswanderung

Der Landrat von Ottweiler am 7. September 1843 an die
Königliche Regierung in Trier,

Was nun die Gründe der vorgenommenen Auswanderungen betrifft, so habe ich, wo mir deren speziellen Gründe bekanntgeworden sind, diese in der letzten Kolonne aufgeführt, woraus zu ersehen ist, daß einige Auswanderungen motiviert erscheinen.

Bei den anderen Auswanderungen wirkten meistens die beiden Umstände, daß sie verschuldet und daher gewissermaßen zur Veräußerung ihrer Immobilien

gezwungen waren, und daß sie *nahe Verwandte in Amerika* hatten, deren Lage ihnen besser als die ihre scheine, zusammen, um ihren Entschluß zu veranlassen. Es kann überdies mit Sicherheit angenommen werden, daß auch die *vorjährige Mißernte* dahin wirkte, die Zahl der Auswanderer im Vergleich zu früheren Jahren zu vermehren sowie auch in dem Jahre 1839, wo die Ernte ebenfalls schlecht ausfiel, mehrere Familien aus der hiesigen Gegend, Bürgermeisterei Tholey auswanderten, während dieses in den Jahren 1841/42 nicht der Fall war. Es verdient in dieser Beziehung noch hervorgehoben zu werden, daß die Auswanderungen vorzugsweise aus der, lediglich vom Ackerbau lebenden Bürgermeisterei Tholey stattgefunden haben, während in anderen Bürgermeistereien, wo die Berg- und Hüttenwerke vielen Leuten Verdienstmöglichkeiten geben, nur sehr wenige Fälle vorgekommen sind. Was nun die Mittel betrifft, wodurch den Auswanderungen am besten vorzubeugen seien, halte ich die folgenden für die wirksamsten.

1. Errichtung von Sparkassen und Creditvereinen auf dem Lande

Durch die ersteren wird den Leuten die Gelegenheit gegeben, mittels Hinterlegung ihrer Ersparnisse sich successive einen kleinen Rückhalt für die Zeit der Not zu sammeln, und die letzteren sollen dazu dienen, den Landleuten im Falle eines Verlustes und dergleichen mit einem unbedeutenden Darlehen zu helfen. Dieses ist gegen billige Zinsen zu gewähren, während sie in solchen Fällen jetzt häufig in die Hände jüdischer und christlicher Wucherer geraten, welche es mit schaudererregender Gewandtheit verstehen, eine anfangs unbedeutende Schuld durch alle möglichen Kunstgriffe so anwachsen zu lassen, daß ihnen zuletzt Haus und Hof verschrieben ist.

Ich habe aus Verhandlungen des diesjährigen Landtages ersehen, daß über die Errichtung von Sparkassen in der ganzen Provinz bereits verhandelt wird, und kann dieser Gegenstand der Aufmerksamkeit der höheren Behörde nicht genug empfohlen werden, da die immer mehr zunehmende Verschuldung des Grundeigentums die größten Befürchtungen für die Zukunft erregen müsse und dadurch die oben erwähnten Mittel am ehesten vermieden oder wenigstens vermindert werden können.

2. Verhinderung der allzugroßen Parzellierung des Bodens

Durch Festsetzung eines Minimums bei Teilungen, welches für die verschiedenen Bodenarten durch die Kreisstände für die einzelnen Kreise und Gegenden geschehen müßte. In dem Fürstentum Nassau-Saarbrücken war durch Verordnung vom 12. Januar 1758 festgesetzt, daß kein Acker unter einem Morgen, kein Garten unter $\frac{1}{4}$ Morgen, keine Wiese unter $\frac{1}{2}$ Morgen verteilt werden solle.

Im Herzogtum Zweibrücken war für die Verteilung von Wiesen ein Minimum von $\frac{1}{4}$ Morgen gesetzlich bestimmt (Verordnung vom 24. 5. 1763) und wird die Zweckmäßigkeit dieser früheren Anordnung noch jetzt von allen vernünftigen Leuten anerkannt. Vor der Hand dürfte den Fortschreibungsbeamten zu empfehlen sein, bei dem jährlichen Güterwechsel durch Ermahnung hinzuwirken, daß die Güterteilungen womöglich so vorgenommen werden, daß nicht, wie es gewöhnlich geschieht, wenn mehrere oft weit voneinander liegende Stücke Landes unter z. B. 3 Personen geteilt werden, jeder sich von jedem Stück $\frac{1}{3}$ nimmt, sondern daß jedem, womöglich, sein ganzer Anteil in einem Komplex zugeteilt werde.

Unter den vorstehend angegebenen Vorschlägen können unter Umständen auch einige andere Mittel zur Verhütung von Auswanderungen mitwirken, z. B. vollständige Mitteilung von Auswanderungskosten und Verhältnisse an die

Lokalbehörden, besonders an die Pfarrer zur Belehrung der Auswanderungslustigen, Verteilung von Gemeindeländereien gegen Erbpacht an einzelne Besitzlose oder Verarmte in solchen Gegenden, wo die Bevölkerung gering und Überfluß an Boden ist („Innere Kolonisation — Aussiedlungshöfe!“), ein Fall, der im hiesigen Kreise übrigens nicht vorkommt.

Die unter 1. und 2. angegebenen Mittel halte ich jedoch für die nachhaltigsten und wirksamsten.“

Gründe zur Auswanderung nach Brasilien

Der Landrat von Ottweiler schreibt am 17. 6. 1879 an die Königliche Regierung in Trier:

Nach dem Bericht des Bürgermeisters zu Tholey, aus dessen Bezirk die meisten Auswanderungen nach Brasilien stattgefunden, soll der Grund darin liegen, daß ca. 30 Familien, welche in den Jahren 1854 bis Ende 1868 dorthin ausgewandert sind, ihre zurückgebliebenen Verwandten zu sich hinüber zu ziehen suchen. (St. A. K. 442/8648). So wandern 1827 aus den Kreisen: Merzig 67, Saarlouis 85, Saarbrücken 66 und Ottweiler 47 Familien nach Brasilien aus.

Aus dem Kreis Ottweiler wandern nach Nordamerika und Brasilien in den Jahren 1841—1884 eine große Anzahl Familien und Einzelpersonen aus. Die Zusammenstellung ist nach den Unterlagen des Staatsarchivs in Koblenz gemacht. Da das Amt Tholey bis 1946 zum Kreis Ottweiler gehörte, müssen wir diese Zahlen bringen.

Jahr	Zahl	Jahr	Zahl	Jahr	Zahl
1842	88	1851	10	1871	51
1842	77	1852	154	1872	117
1844	34	1853	97	1873	12
1845	66	1854	—	1874	17
1846	539	1855	54	1875	3
1847	218	1856	87	1876	2
1848	73	1857	127	1882	112
1849	67	1858	15	1883	119
1850	61	1859	19	1884	71
		1860	12		
		1861	26		
		1862	36		
		1863	30		
		1870	5		

Für die Jahre 1877 bis 1881 sprechen die beigefügten namentlichen Listen für unsere Heimat eine beredte Sprache.

Auch die Auswanderer geben weitere Gründe an

Peter Schu von Sotzweiler gibt an (26. 6. 1888), „daß er sich eine eigene Existenz zu gründen die Reise unternahme. Auch sei er von verschiedenen Bekannten aus Sotzweiler, welche in Brasilien in guten Verhältnissen leben, wiederholt zu diesem Schritt ermuntert worden und einer derselben hätte ihm die Reisekosten bezahlt.“ Peter Scheid aus Sotzweiler erklärt am 29. 8. 1891: „Die Auswanderung hat darin ihren Grund, weil ich bereits schon vier Kinder in Porto-Alegro habe, die dort ansässig sind und in guten Verhältnissen leben.“

Der Bürgermeister von Tholey, aus dessen Bezirk 1878 fünf Personen nach Brasilien ausgewandert waren, berichtet dem Herrn Landrat von Ottweiler im Herbst 1878, „daß sich vor einiger Zeit 3 bis 4 Brasilianer bei Verwandten in

Theley zum Besuch aufgehalten hätten und die derzeitigen Auswanderungen möglicherweise eine Folge der von diesen Brasilianern gemachten Vorspiegelungen seien.“ (Staatsarchiv Koblenz, Abt. 442, Nr. 6126).

Agent Blum aus Le Havre am Werk

Der Landrat des Kreises Ottweiler an die Regierung in Trier am 11. 5. 1836. Wenn das französische Gouvernement den jenseitigen Behörden die Weisung erteilt hat, die Reisepässe der Auswanderer nach Amerika nur dann zur Reise durch Frankreich zu visieren, wenn der Nachweis über die Reisemittel vollständig geführt worden, andernfalls aber angeordnet hat, daß dieses Reisegeld beim Eintritt in Frankreich bar vorgelegt werden müsse, hat dasselbe unfehlbar den Zweck gehabt, das Reisen mittelloser Familien zu verhindern, eine Maßregel, die dem leichtfertigen Auswandern Schranken setzen soll.

Die Art, wie diese Anordnung aber umgangen und das Auswandern gefördert wird, ist zu grell und übt einen großen Einfluß auf die Bewohner hiesiger Gegend aus, als daß ich länger Anstand nehmen könne, der Regierung vorzutragen, was hierüber durch Augenzeugen bekanntgeworden ist. Von der französischen Gesandtschaft zu Karlsruhe wurde das Visa einiger Pässe aus Mangel gehöriger Reisemittel verweigert, worauf die Paßinhaber nach dem Grenzort Forbach gingen. Hier wurde auf Grund einfacher Führungsatteste ihnen von einem gewissen Blum gegen ein angemessenes, oft ansehnliches Honorar, französische Pässe beschafft und eingehändigt. Von andern wird bei Abgang der Pässe oder Führungsatteste nur ein kurzer Aufenthalt in Frankreich verlangt, um alsdann gegen angemessene Entlohnung eine Reisebescheinigung zu erhalten.

Dieser Blum soll außerdem sich ein Geschäft daraus machen, den ankommenden Auswanderern, die auf der Mairie oder einem sonstigen Büro die vorgeschriebene Barschaft vorzählen müssen, ihnen das Fehlende gegen gewisse Prozente auf die Zeit der Vorlage zu borgen und somit die Hintergehung der Obrigkeit zu fördern. Dies alles soll von Blum um so leichter und ohne Gefahr vollführt werden können, weil er selbst ein Büroangestellter sei, der das Paßwesen zu besorgen habe.

Daß diese betrügerische Beförderung der Reise durch Frankreich nicht ohne Rückwirkung auf die diesseitigen Verhältnisse sein kann, in dem ganze Familien bis in das Innere von Frankreich, selbst bis Le Havre dringen, ihre Barschaft unterwegs verzehren und für die Überfahrt nichts behalten, alsdann aber, und namentlich jene Familien, die ohne Entlassung und vorgeschriebene Verwarnung ihre Heimat verlassen haben, im verarmten Zustand arrestiert und zurücktransportiert werden, so dürfte es angemessen sein, die Departementsbehörde zu Metz auf diesen Übelstand aufmerksam zu machen.

Meinerseits werde ich unter diesen Umständen sogleich die Bürgermeister hiervon in Kenntnis setzen und sie anweisen, keine solche Führungsatteste zu erteilen, welche dieser Art mißbraucht werden könnten.

In der nachfolgenden Zusammenstellung ist der Tag der Gesuchstellung, der Familienname, der Beruf, der Grund der Auswanderung, das Auswanderungsziel und die Consens-Erlaubniserteilung in gedrängter Form wiedergegeben. Sicher wird mancher Hasborner und Dautweiler einen Namensvetter unter ihnen finden. Sollte die Zeit die verwandtschaftlichen Bande noch nicht zerrissen haben — wir zeigen noch einige Beispiele — dann möge man sie fester und fester knüpfen. Vielleicht nimmt auch diese Schrift den Weg über das große Wasser und erzählt in der Ferne den Enkeln und Urenkeln von der Heimat des Ahnherrn, von unserer schönen Heimat.

Auswanderungen aus Hasborn und Dautweiler

für die Zeit ab 1857

nach den Akten des Staatsarchives Koblenz, Abteilung 442

Durch eine Nachfrage des Landratsamtes Ottweiler in Tholey nach dem Verbleib des Militärpflichtigen Backes hören wir: Abtlg. 442, Nr. 6126:

1. Seite 701, Backes Michael, Hasborn, geb. 10. 4. 1854, Sohn der Eheleute Michel Backes und der Anna Maria Kuhn. Ausgewandert, Consens vom 30. 4. 1857, Nr. 1593.
 2. Seite 327, Gesuch vom 23. 2. 1872: Matthias Lauck, Bergmann, Hasborn, 27 Jahre, „Bruder in Illinois, USA.“, Consens 494, 19. 3. 1872.
 3. Seite 445, Gesuch vom 25. 4. 1872: Michel Kuhn, Ackerer, Hasborn, 24 Jahre, „Verwandte dort“, Brasilien. Consens 966, 18. 5. 1872.
 4. Seite 455, Gesuch vom 13. 5. 1872: Matthias Backes, Ackerer, Hasborn, 23 Jahre, „bessere Existenz“, Brasilien, Consens 1017, vom 27. 5. 1872.
 5. Seite 481, Gesuch vom 11. 5. 1872: Michel Backes, Ackerer, 25 Jahre, Hasborn, „Verwandte“, Brasilien. Consens Nr. 1128, vom 7. 6. 1872.
 6. Seite 505, Gesuch vom 12. 6. 1872: Michel Scholl, Schneider, 35 Jahre, Hasborn, USA, Consens Nr. 1172, vom 6. 7. 1872. Ehefrau Elisabeth Lauck, 31 Jahre; Kinder: Jakob 10 Jahre, Elisabeth 7 Jahre, Anna 5 Jahre. Seine Schwester: Elisabeth Scholl, Wwe. von Johann Schneider, deren Kind Katharina (14 Jahre alt), beide aus Niederhofen.
 7. Seite 621, Gesuch vom 14. 1. 1873: Peter Backes, Ackerer, Hasborn, 32 Jahre alt, „Verwandte dort“, Brasilien, Consens Nr. 135, vom 1. 2. 1873. Ehefrau: Barbara Bommer, 24 Jahre; Sohn Michael, 1½ Jahre alt; sein Bruder Johann Backes, 15 Jahre; seine Mutter: Wwe. Anna Maria Kuhn, Wwe. von Josef Backes, 54 Jahre alt.
 8. Seite 633, Gesuch vom 14. 1. 1873: Matthias Finkler, Ackerer, Hasborn, 34 Jahre, „bessere Existenz“, Brasilien, Consens Nr. 134, vom 3. 2. 1873. Ehefrau Maria Backes, 28 Jahre; Kinder: Katharina 4 Jahre; Matthias 6 Monate.
- Abtlg. 442, Nr. 6127
9. Seite 9, Gesuch vom 21. 2. 1876: Johann Trokur, Ackerer, Hasborn, geb. 23. 9. 1833, USA, Consens Nr. 3141 B, vom 5. 3. 1876.
 10. Seite 15, Gesuch vom 21. 2. 1876: Nikolaus Holz, Bergmann, 24 Jahre, Hasborn, Consens Nr. 3142 B, vom 5. 3. 1876.
 11. Seite 17, Gesuch vom 22. 2. 1876: Adam Thome, Tagelöhner, 39 Jahre, Dautweiler, Brasilien, Consens Nr. 3143 B, vom 5. 3. 1876.
 12. Seite 157, Gesuch vom 19. 9. 1878: Michel Lauck, Bergmann, 26 Jahre, Brasilien, Consens Nr. 10640 B, vom 27. 9. 1878.
 13. Seite 199, Gesuch vom 28. 1. 1879: Anton Trokur, Metzger, 26 Jahre, Hasborn, Brasilien, Consens Nr. 1706 B, vom 17. 2. 1879. Ehefrau Katharina Holz, 26 Jahre alt. Grund: „Geringes Einkommen. Will sich in Brasilien verbessern“. Kinder: Katharina, geb. 30. 2. 1872; Maria, geb. 8. 11. 1875; Barbara, geb. 29. 10. 1877.
 14. Seite 205, Gesuch vom 8. 2. 1879: Peter Lauck, Bergmann, geb. 8. 6. 1849, Hasborn, nach Brasilien. „Die Verhältnisse nötigen dazu“, Consens B 1846, vom 22. 2. 1879. Ehefrau Margareta Thome, geb. 21. 10. 1849; Kinder: Peter, geb. 7. 8. 1874, Maria, geb. 28. 6. 1876, Michel, geb. 6. 7. 1878.
 15. Seite 223, Gesuch vom 3. 3. 1879: Katharina Finkler, Magd, geb. 27. 7. 1856, Hasborn, „nach Brasilien zu ihrer Mutter, die in guten Verhältnissen schon dort lebt“, Consens Nr. 2719 B, vom 17. 3. 1879.

16. Seite 225, Gesuch vom 4. 3. 1879: Matthias Backes, Ackerer, geb. 18. 10. 1851, Hasborn, Brasilien, „Verwandte schon dort“, Consens Nr. 2720 B, vom 17. 3. 1879.
17. Seite 235, Gesuch vom 10. 3. 1879: Adam Thome, Tagelöhner, Dautweiler, geb. 8. 6. 1836, Brasilien, „Verwandte schon dort“, Consens Nr. 3018 B, vom 24. 3. 1879.
18. Seite 239, Gesuch vom 14. 3. 1879: Johann Warken, Nagelschmied, geb. 1. 2. 1825, Hasborn, Brasilien, „er kann hier nicht mehr existieren“, Cons. B 3140, vom 25. 3. 1879. Ehefrau Barbara Schmitt, geb. 25. 5. 1830; Kinder: Barbara, geb. 27. 10. 1862, Peter, geb. 27. 4. 1864, Josef, geb. 30. 11. 1869.
19. Seite 337, Gesuch vom 3. 11. 1879: Matthias Backes, Witwer, Ackerer, geb. 22. 2. 1824, Hasborn, Brasilien; Consens Nr. 12988 B, vom 17. 11. 1879. Kinder: Maria, geb. 26. 8. 1861, Katharina, geb. 27. 8. 1863, Elisabeth, geb. 11. 7. 1868.
20. Seite 341, Gesuch vom 3. 11. 1879: Nikolaus Backes, Ackerer, geb. 11. 12. 1852, Hasborn, Brasilien, „weil seine Eltern schon ausgewandert, kann er hier nicht mehr existieren“, Consens Nr. C 12987, vom 17. 11. 1879.
21. Seite 495, Gesuch vom 10. 8. 1880: Nikolaus Scholl, Ackerer, Hasborn, geb. 25. 12. 1850, USA, „besser leben zu können“, Consens Nr. 9086, vom 17. 8. 1880.
22. Seite 547, Gesuch vom 2. 4. 1881: Michel Scholl, Bergmann, Hasborn, geb. 1. 11. 1851, Brasilien; „Schwager und Schwägerin dort, schlechte Vermögensverhältnisse“, 1 ha 3 ar Ländereien im Werte von 2 100 Mark, incl. Mobilar und Wohnung; Consens Nr. 4255 B, vom 12. 4. 1881. Ehefrau: Anna Finkler, geb. 4. 9. 1852; Kinder: Anna Maria, geb. 23. 10. 1875, Barbara, geb. 10. 9. 1877, Michel, geb. 10. 9. 1879.
23. Seite 584, Gesuch vom 8. 4. 1881: Maria Petry, Hasborn, geb. 29. 3. 1861, USA; 1. ha Ackerland, ca. 250 Mark Reisemittel; „da nach § 42 der Vormundschaftsordnung Minderjährigen ohne Genehmigung des Vormundschaftsgerichtes eine Entlassungsurkunde nicht ausgefertigt werden“, Trier, den 14. 5. 1881.

Abtlg. 442, Nr. 6128

24. Seite 24, Gesuch vom 25. 11. 1881: Nikolaus Kuhn, 20. 9. 1856, Ackerer, ledig, 300 Mark Reisegeld, USA; Consens Nr. 236, vom 10. 1. 1882. Sohn von Peter Kuhn.
25. Seite 29, Gesuch vom 23. 11. 1881: Nikolaus Kuhn, geb. 18. 9. 1833, Hasborn, Ackerer, verheiratet, Brasilien; 3900 Mark Reisegeld; Consens I. B 236, vom 10. 1. 1882; verließ schon am 24. 11. Hasborn. Er wartete die Erlaubnis nicht ab. Ehefrau: Magdalena Berg, geb. 7. 5. 1831, Überroth. Kinder: Peter, geb. 1. 5. 1862, Bergmann; Michel, geb. 21. 8. 1864, Wagner; Matthias, 26. 4. 1867; Johann 11. 8. 1871; Johann Peter 10. 11. 1873, und der Musketier Kuhn (desertiert).
26. Seite 605, Gesuch vom 10. 3. 1887: Nikolaus Petry, Hasborn, geb. 9. 10. 1853, Bergmann; 900 Mark Reisegeld, Illinois, USA; Consens Nr. 4011 B, vom 7. 4. 1887. Ehefrau: Maria geb. Schedler, geb. 21. 5. 1852, Dersdorf. Kinder: Johann, geb. 17. 12. 1878; Nikolaus, geb. 20. 5. 1880; Anna, geb. 16. 6. 1885.

Abtlg. 442, Nr. 203

27. Gesuch vom 17. 12. 1904: Jakob Fuchs, Arbeiter, Dautweiler, geb. 24. 2. 1878, Holland; Consens Nr. 18434, vom 23. 12. 1904.

Aus den andern Dörfern des Amtes Tholey wanderten aus:

Abtlg. 442, Nr. 6126

Überroth

- Seite 395, Gesuch vom 4. 2. 1880: Michel Kirsch, geb. 24. 8. 1848; „Onkel mit Landbesitz in USA“, Consens vom 18. 2. 1880, Nr. 1603 B.

Scheuern

- Seite 415, Gesuch vom 1. 3. 1880: Jakob Schnur, Ackerer, geb. 2. 6. 1853; „Verwandte in USA“, Consens vom 18. 2. 1880, Nr. 1603 B.
- Seite 425, Gesuch vom 1. 3. 1880: Peter Klein, geb. 25. 7. 1850; „daß er ledig sei und nun gern die Welt sehen wolle“! nach USA ausgewandert; Consens vom 16. 3. 1880, Nr. 2794 B.

Neipel

- Seite 441, Gesuch vom 23. 2. 1880: Johann Finkler, geb. 12. 6. 1851; Seite 443, Gesuch vom 23. 2. 1880: Nikolaus Finkler, geb. 22. 11. 1853; beide wandern nach USA aus; Consens vom 3. 4. 1880, Nr. 3364 B.

Niederhofen

- Seite 435, Gesuch vom 8. 3. 1880: Johann Kasper, Bergmann, geb. 21. 1. 1848; „Vetter in USA“, Consens vom 22. 3. 1880, Nr. 2933 B.

Abtlg. 442, Nr. 6127

- Seite 557, Gesuch vom 19. 4. 1881, Johann Feit, Ackerer, geb. 10. 2. 1832, Wwler, „Sohn wohnt in USA“, Consens vom 23. 4. 1881, Nr. 4916. Kinder: Maria, geb. 8. 9. 1858; Matthias, geb. 5. 11. 1860; Josef, geb. 30. 9. 1862; Anna Maria, geb. 17. 5. 1867 und Barbara, geb. 10. 7. 1870.

St. A. K. 442/6127

Bergweiler

- Nikolaus Schmitt, Wagner, 32 Jahre, sein Sohn Johann, geb. 12. 11. 1855; Consens vom 24. 2. 1857.
- Seite 293, Gesuch vom 1. 7. 1879: Nikolaus Dewes, Bergmann, geb. 29. 12. 1855, will nach USA auswandern; „er hat einen Oheim dort, der für ihn sorgen will“. Consens vom 19. 7. 1879, Nr. 8650 B.

Abtlg. 442, Nr. 203

- Seite 477, Gesuch vom 10. 7. 1912: Wilhelm Schmitt, pens. Bergmann, geb. 14. 7. 1883; „Verwandte in Brasilien in günstigen Verhältnissen“, Consens vom 13. 7. 1912, Nr. I E. 4730.

Abtlg. 442, Nr. 6126

Sotzweiler

- Seite 99, Gesuch vom 5. 11. 1866: Johann Schmidt, Ackerer, geb. 20. 1. 1841; Consens vom 12. 11. 1866, Nr. 1812, USA.

Abtlg. 442, Nr. 6127

- Seite 113, Gesuch vom 25. 3. 1878: Anna Maria Zimmer, geb. 16. 6. 1856; Consens vom 28. 3. 1878, Nr. 3466; nach Brasilien ausgewandert.
- Seite 97, Gesuch vom 21. 1. 1878: Johann Peter, Bergmann, geb. 10. 4. 1853, und Nikolaus Theobald, Bergmann, geb. 28. 2. 1854; Consens vom 6. 2. 1878, Nr. 1048; nach Brasilien ausgewandert.
- Seite 355, Gesuch vom 18. 11. 1879: Johann Lauer, Ackerer, geb. 19. 9. 1852; Consens vom 24. 11. 1879, Nr. 13274; Ehefrau Barbara Scheid, 31 Jahre alt; Kinder: Johann, geb. 23. 10. 1873 und Jakob, geb. 22. 4. 1879.
- Seite 359, Gesuch vom 23. 11. 1879: Johann Schmitt, Drechsler, geb. 2. 2. 1855; „er hat Verwandte in Brasilien, die für ihn sorgen werden“, Consens vom 2. 12. 1879, Nr. 13486 B.
- Seite 363, Gesuch vom 23. 11. 1879: Nikolaus Ames, Schmied, geb. 7. 9. 1855; Consens vom 2. 12. 1879, Nr. 13487 B; nach Brasilien ausgewandert.
- Seite 367, Gesuch vom 23. 11. 1879: Jakob Theobald, Ackerer, geb. 3. 8. 1851; Consens vom 3. 12. 1879, Nr. 13621 B; nach Brasilien ausgewandert.
- Seite 373, Gesuch vom 9. 12. 1879: Nikolaus Theobald, Bergmann, geb. 28. 2. 1854; „er wird dort von seinem Bruder unterhalten werden“, Consens vom 16. 12. 1879, Nr. 13972 B; nach Brasilien ausgewandert.

Seite 685, Gesuch vom 2. 8. 1881: Nikolaus Scheid, Ackerer, geb. 26. 10. 1855; nach Brasilien ausgewandert; Consens vom 20. 8. 1881; Nr. I. B. 9621.

Abtlg. 442, Nr. 6128

Seite 447, Gesuch vom 30. 11. 1884: Jakob Scheid, Ackerer, geb. 4. 6. 1858; „er hat 2 Brüder in Brasilien“; Consens vom 26. 1. 1885, Nr. 902.

Seite 459, Gesuch vom 8. 1. 1885: Johann Groß, Ackerer, geb. 11. 9. 1851; „Verwandte in Brasilien“; Consens vom 26. 1. 1885, Nr. 901; Ehefrau Katharina, geb. 5. 9. 1850; Tochter Katharina, geb. 20. 6. 1884.

Seite 577, Gesuch vom 7. 7. 1886: Nikolaus Maner, Schreiner, geb. 10. 11. 1859; 3000 Mark Reisegelder; Consens vom 26. 7. 1886, Nr. 8915; Ehefrau Anna Kath. geb. Eckert, geb. 20. 2. 1864; Sohn Peter, geb. 12. 3. 1886. Mit ausgewandert sind die Mutter von Nik. Rempel, Anna Maria, Wwe. von Johann Maner, geb. 15. 6. 1827.

Seite 589, Gesuch vom 25. 2. 1887: Nikolaus Schmidt, Bergmann, geb. 10. 9. 1863; 450 Mark Reisegeld, Bruder in Brasilien“; Consens vom 8. 3. 1887, Nr. 2665.

Seite 593, Gesuch vom 15. 2. 1887, Johann Dörr, Bergmann, geb. 14. 2. 1863; „450 Mark Reisegeld; Verwandte in Brasilien; „will Existenz gründen“; Consens vom 8. 3. 1887, Nr. 2666.

Seite 627, Gesuch vom 31. 10. 1887: Jakob Theobald, Ackerer, geb. 25. 7. 1868; 700 Mark Reisegeld; Consens vom 12. 11. 1887, Nr. 14223 B.

Seite 679, Gesuch vom 26. 6. 1887: Peter Schu, Tagelöhner, geb. 18. 8. 1852. „Er will eine neue Existenz gründen. Einer seiner Verwandten in Brasilien habe ihm die Reisekosten bezahlt“; Consens vom 4. 7. 1888, Nr. 7940.

Abtlg. 442, Nr. 204

Seite 93, Gesuch vom 29. 8. 1891: Johann Scheid, 46 Jahre alt; Consens vom 14. 9. 1891, Nr. 15624; nach Brasilien ausgewandert; Ehefrau: Elisabeth Müller; Kinder: Katharina, geb. 21. 12. 1872; Anna Katharina, geb. 12. 1. 1874; Elisabeth, geb. 5. 8. 1876; Nikolaus, geb. 11. 2. 1879; Jakob, geb. 12. 12. 1882; Johann, geb. 27. 5. 1885 und Peter, geb. 16. 9. 1887.

Seite 97, Gesuch vom 29. 8. 1891: Peter Scheid, Ackerer, 74 Jahre alt. „Die Auswanderung hat darin ihren Grund, weil er schon 4 Kinder in Porto Alegre hat, die in guten Verhältnissen leben“. Consens vom 14. 9. 1891, Nr. 15624. Ehefrau: Katharina geb. Theobald.

Abtlg. 442, Nr. 203

Seite 477, Gesuch vom 10. 7. 1912: Peter Scheid, Bergmann, geb. 3. 11. 1877; „Verwandte in Brasilien, in sehr guten Verhältnissen“. Consens vom 13. 7. 1912, Nr. I. E. 4730.

Abtlg. 442/6126

Tholey

Seite 237, Gesuch vom 23. 4. 1871: Nikolaus Krämer, Bergmann, geb. 28. 6. 1837; „Verwandte in Amerika, die die benötigten Gelder zugesandt und in Hamburg deponiert haben“. Consens vom 27. 5. 1871, Nr. 504. Ehefrau: Kath. Längerle, 29 Jahre; Kinder: Anna, 8 Jahre; Nikolaus, 5 Jahre; Katharina, 4 Jahre und Margareta, 4 Monate alt.

Seite 465, Gesuch vom 24. 5. 1872: Michael Schneider, Ackerer, 43 Jahre; Consens vom 7. 6. 1872, Nr. 1126; nach USA ausgewandert; Ehefrau Angela Backes, 41 Jahre; Kinder: Michael, geb. 20. 1. 1852; Johann, geb. 18. 5. 1854; Susanna, geb. 30. 6. 1856; Anton, geb. 19. 4. 1859; Barbara, geb. 5. 4. 1862; Katharina, geb. 14. 10. 1865 und Franz, geb. am 1. 1. 1870.

Seite 561, Gesuch vom 15. 9. 1872: Nikolaus Grün, Bäcker, 24 Jahre; Consens vom 11. 10. 1872, Nr. 1767; nach USA ausgewandert.

Seite 587, Gesuch vom 2. 12. 1872: Stephan Schu, Steinhauer, 34 Jahre; Consens vom 13. 12. 1872, Nr. 2009; nach USA ausgewandert.

Seite 597, Gesuch vom 2. 12. 1872: Friedrich Beuerlein, Ackerer, 48 Jahre; Consens vom 18. 12. 1872, Nr. 2026; nach USA; Ehefrau Katharina Schäfer, 48 Jahre; Kinder: Friedrich, 20 Jahre; Urban, 17 Jahre; Elisabeth, 12 Jahre und Michael, 7 Jahre alt.

Seite 607, Gesuch vom 19. 11. 1872: Johann Didas, Tüncher, geb. 22. 9. 1852; „Oheim und Bruder in USA; Oheim will Reisekosten zahlen“. Consens vom 19. 12. 1872, Nr. 2025.

Seite 683, Gesuch vom 12. 12. 1873: Jakob Joseph, Handelslehrling, 17 Jahre alt; Consens vom 16. 12. 1873, Nr. 1501.

Abtlg. 442, Nr. 627

Seite 137, Gesuch vom 4. 7. 1878: Jakob Hahn, Tagelöhner, 22 Jahre alt; Consens vom 12. 7. 1878, Nr. 7158 B; nach Brasilien ausgewandert.

Seite 147, Gesuch vom 29. 8. 1878: Nikolaus Grün, Gastwirt, 58 Jahre alt; Consens vom 6. 9. 1878, Nr. 9844 B; nach USA ausgewandert; Ehefrau Anna Barbara Thomé; Sohn Jakob, geb. 3. 11. 1865; Schwestern des Ehemannes: Katharina, 26 Jahre, und Elisabeth Grün, 33 Jahre alt.

Seite 333, Gesuch vom 24. 10. 1879: Johann Borger, Ackerer, geb. 6. 12. 1843; „will zu seinem Sohn nach USA auswandern“. Consens vom 7. 11. 1879, Nr. 12583 B.

Seite 577, Gesuch vom 4. 5. 1881: Matthias Hahn, Tagelöhner, geb. 18. 10. 1821 in Britten; 1000 Mark Reisegeld; Consens vom 13. 5. 1881, Nr. 5677; nach Brasilien; Ehefrau Schütz Margareta, geb. 8. 12. 1826; Kinder: Peter, geb. 18. 12. 1857, und Johann, geb. 14. 3. 1870.

Theley

Wohl kein Ort unserer engeren und weiteren Heimat hat so viele Auswanderer nach Nord- und Südamerika geschickt wie Theley.

1854 sind es:

Nikolaus Kirsch mit Frau und 4 Kindern;

Jakob Zimmer mit Frau;

Georg Rauber und Michel Klein;

Anna Weiland und Michel Weiland, beide 23 Jahre alt;

Johann Weiland mit Frau und 1 Kind;

Johann Recktenwald mit Frau Gertrud geb. Reiter mit 5 Kindern;

Matthias Wilhelm mit Frau Maria geb. Reiter mit 5 Kindern;

Anton Rauber mit Frau Elise geb. Peto mit Sohn;

Witwer Johann Peter mit seinem 16jährigen Sohn Nikolaus und Anna Bluch.

1857 meldet der Chronist:

Jakob Schorr und dessen Frau Maria Fries mit 4 Kindern;

Jakob Dewes und Frau Barbara geb. Rempel mit 7 Kindern;

Johann Rempel und Frau Margaretha Kirsch mit drei Kindern;

Nikolaus Rempel, Ackerer, 25 Jahre alt, mit Frau Anna Reiter und Sohn

Johann Rempel, geb. am 7. 7. 1855; Consens vom 24. 2. 1857, Nr. 677.

(St. A. K. Abtlg. 442/6127)

Johann Rempel, 31 Jahre;

Michel Schneider, 27 Jahre; Nikolaus Backes, 22 Jahre;

Peter Ost und Frau Johanna Fries und 4 Kinder;

Peter Zerwes und Frau Barbara Schneider mit 5 Kindern;

Franz Kunrath und Elise Schneider mit 7 Kindern;

Johann Kunrath mit Frau Maria Backes mit 5 Kindern.

1862 ist eine Familie J. Kunrath und Frau Gertrud geb. John mit 9 Kindern unter 14 Jahren, sowie ein Michael, Maria und Anna John nach Brasilien ausgewandert.

St. Wendeler Kreisbl. 29. 10. 1963.

Aus den Akten des Staats-Arch. Koblenz,

Abteilung 442/Nr. 6126

- Seite 215, Gesuch vom 19. 5. 1870: Josef Kirsch, Bergmann, geb. 30. 5. 1840; Consens vom 22. 6. 1870; „zur Gründung einer besseren Existenz nach Brasilien auswandern, wo ich Verwandte habe.“ Ehefrau Christine Krämer, 27 Jahre alt; Kinder: Barbara, 3 Jahre; Peter, 1 1/2 Jahr und Elisabeth 1/2 Jahr alt.
- Seite 247, Gesuch vom 16. 7. 1871: Peter Massing, Bergmann, geb. 26. 7. 1839; Consens vom 9. 8. 1871; nach USA ausgewandert. Ehefrau Anna Schira; Kinder: Katharina, 4 Jahre; Johann, 2 Jahre und Johanna 4 Wochen alt.
- Seite 317, Gesuch vom 27. 2. 1872: Josef Berwanger, Schneider, 34 Jahre alt; „Verwandte in Brasilien“. Consens vom 19. 3. 1872, Nr. 494.
- Seite 337, Gesuch vom 20. 2. 1872: Peter Schnur, Wwer., Bergmann. Kinder: Katharina, 5 Jahre alt; „ledigen Bruder in Brasilien und Verwandte“. Consens vom 20. 3. 1872, Nr. 495/1.
- Seite 339, Gesuch vom 20. 2. 1872: Josef Lermen, Bergmann, 28 Jahre alt; Consens vom 20. 3. 1872, Nr. 495/2.
- Seite 361, Gesuch vom 12. 3. 1872: Michel Britz, Bergmann, 27 Jahre alt; Consens vom 8. 4. 1872, Nr. 628, „nach Brasilien“. Ehefrau Barbara Dewes, 27 Jahre; Kinder: Nikolaus, 6 Jahre; Anna, 3 Jahre und Elisabeth, 1 Jahr alt.
- Seite 363, Gesuch vom 12. 3. 1872: Michel Dewes, Schreiner, 31 Jahre alt; „kann sich hier nicht sorgenfrei ernähren“. Consens vom 8. 4. 1872, Nr. 628; Ehefrau Anna Backes, 27 Jahre; Kinder: Barbara, 8 Jahre; Margareta, 5 Jahre und Johann, 2 Monate alt; nach Brasilien.
- Seite 373, Gesuch vom 25. 3. 1872: Elisabeth Scherer, 25 Jahre, ledig und ihr Bruder Matthias Scherer, 15 Jahre. Beide Kinder von Josef Scherer, Ackerer, 60 Jahre alt; Consens vom 3. 4. 1872, Nr. 698; nach Brasilien ausgewandert.
- Seite 385, Gesuch vom 25. 3. 1872: Michel Scherer, Ackerer, 26 Jahre alt, ledig; Consens vom 25. 4. 1872, Nr. 752/1; nach Brasilien.
- Seite 387, Gesuch vom 25. 3. 1872, Michel Dewes, Ackerer, 27 Jahre; Peter Lermen, Ackerer, 24 Jahre und Johann Kirsch, Ackerer, 26 Jahre alt; Consens vom 25. 4. 1872, Nr. 752/2, 3 und 4; nach Brasilien.
- Seite 389, Gesuch vom 25. 3. 1872: Johann Kirsch, Ackerer, 27 Jahre und Ehefrau Barbara Bard, 27 Jahre alt; Consens vom 25. 4. 1872, Nr. 752; nach Brasilien.
- Seite 411, Gesuch vom 8. 4. 1872: Jakob Dewes, Ackerer, 36 Jahre; „hat nächste Verwandte in Brasilien“; Consens vom 27. 4. 1872, Nr. 768; Ehefrau Maria Spohn, 36 Jahre; Kinder: Barbara, 6 Jahre; Magdalena, 4 Jahre und Margareta, 2 Monate alt.
- Seite 419, Gesuch vom 19. 4. 1872, Peter Backes, geb. 7. 11. 1856; Consens vom 1. 5. 1872, Nr. 821; ausgewandert nach Brasilien; Schwager von Michel Dewes. (Seite 387).
- Seite 427, Gesuch vom 15. 4. 1872, Friedrich Wilhelm Hoffmann, Ackerer, 24 Jahre; Consens vom 1. 5. 1872, Nr. 814; nach Brasilien ausgewandert.
- Seite 435, Gesuch vom 30. 3. 1872: Matthias Dewes, Knecht, 21 Jahre, ledig; „Da meine Geschwister nach Brasilien auswandern, so habe auch ich mich entschlossen auszuwandern.“ Consens vom 1. 5. 1872, Nr. 817.
- Seite 489, Gesuch vom 4. 6. 1872: Adam Noennengard, Ackerer, 38 Jahre; Consens vom 15. 6. 1872, Nr. 1148; nach USA; Ehefrau Katharina Theis, 32 Jahre; Kinder: Johann, 5 Jahre, und Katharina, 1 Jahr alt.
- Seite 515, Gesuch vom 2. 7. 1872: Peter Massing, 30 Jahre alt, Bergmann, und Johann Dewes, Ackerer, 32 Jahre alt. Consens vom 11. 7. 1872, Nr. 1306; nach Brasilien ausgewandert.

- Seite 702, Klein Matthias, geb. 23. 4. 1854, Sohn der Eheleute Michael Klein und Katharina Atz, die 1854 ausgewanderten; Consens vom 21. 4. 1854, Nr. 2041. Der Sohn Matthias wurde 2 Tage später geboren, in Tholey registriert und 1874 als Militärpflichtiger gesucht.
- Seite 713, Gesuch vom 28. 7. 1874, Johann Lermen, Schmied, 24 Jahre alt; Consens vom 8. 8. 1874, Nr. 6624 B; nach Brasilien ausgewandert.

Abtlg. 442, Nr. 6127

- Seite 25, Gesuch vom 3. 3. 1876: Matthias Lermen, Ackerer, 37 Jahre. Consens vom 19. 3. 1876, Nr. 3727 B; nach USA ausgewandert.
- Seite 143, Gesuch vom 5. 8. 1878: Jakob Lermen, Bergmann, 26 Jahre; Consens vom 9. 8. 1878, Nr. 9003 B; nach Brasilien ausgewandert.
- Seite 247, Gesuch vom 28. 3. 1879: Jakob Jungbluth, Bergmann, 37 Jahre alt, Leitzweiler Mühle, geboren zu Aschbach; „Onkel in guten Verhältnissen in Brasilien wohnen“. Consens vom 2. 4. 1879, Nr. 3545 B. Ehefrau Katharina Gehlen, geb. 27. 8. 1831; Kinder: Maria, geb. 23. 5. 1867; Katharina, geb. 26. 5. 1870; Karoline, 2. 10. 1872; Barbara, geb. 6. 1. 1875, und Jakob, geb. 18. 5. 1876.
- Seite 283, Gesuch vom 10. 5. 1879: Peter Dewes, Leitzweiler Mühle, geb. 9. 7. 1844; Consens vom 26. 5. 1879, Nr. 6671 B; „Verwandte in guten Verhältnissen in Brasilien“. Ehefrau Caroline Hoffmann, geb. 29. 10. 1844; Kinder: Margareta Caroline, geb. 12. 4. 1871; Nikolaus, 31. 8. 1873; Anna, 3. 12. 1874; Maria, geb. 10. 2. 1878, und Johann Peter, geb. 9. 5. 1879.
- Seite 295, Gesuch vom 15. 7. 1879: Josef Kirsch, Ackerer, geb. 20. 7. 1850; „Verwandte in Brasilien“. Consens vom 28. 7. 1879, Nr. 8971 B.
- Seite 299, Gesuch vom 15. 7. 1879: Peter Scherer, Wagner, geb. 5. 4. 1837; „er hat einen wohlhabenden Vetter, Johann Scherer, in Brasilien“. Consens vom 28. 7. 1879, Nr. 8972 B. (Der Sohn des Peter Scherer, Vinzenz, ist der jetzige *Erzbischof Vinzenz Scherer von Porto Alegre, Rio Grande do Sul, Bras.*)
- Seite 303, Gesuch vom 11. 7. 1879: Matthias Freiburger, Schneider, geb. 21. 10. 1832, „er hat einen Bruder in guten Verhältnissen in Brasilien“; Consens vom 6. 8. 1879, Nr. 9193 B; Ehefrau Katharina Backes, 43 Jahre alt; Kinder: Johann, geb. 23. 7. 1861; Katharina, geb. 8. 8. 1863; Maria, geb. 23. 10. 1865; Matthias, geb. 24. 11. 1867; Michel, geb. 26. 2. 1870; Jakob, geb. 16. 12. 1875, und Nikolaus, geb. 17. 4. 1877. Der Herr Landrat bemerkt dazu: „daß der Wehrpflichtige Johann Fr. nicht in der Absicht auswandern will, um sich der Dienstpflicht im stehenden Heere oder in der Flotte zu entziehen“.
- Seite 309, Gesuch vom 30. 8. 1879: Johann Hoffmann, Ackerer, geb. 25. 2. 1835; „er hat einen Bruder in USA, der in besten Verhältnissen lebt“. Consens vom 10. 9. 1879, Nr. 10508; Ehefrau Nathalie Tezler, 45 Jahre alt; Kinder: Maria, geb. 8. 10. 1860; Margareta, geb. 23. 12. 1862; Johanna, geb. 2. 2. 1867; Jakob, geb. 5. 4. 1870; Johanna, geb. 20. 8. 1871, und Barbara, geb. 18. 5. 1873.
- Seite 451, Gesuch vom 23. 3. 1880, Franz Dewes, Bergmann, geb. 1. 2. 1856; „er hat einen Bruder in guten Verhältnissen in Brasilien“. Consens vom 3. 4. 1880, Nr. 3361 B.
- Seite 675, Gesuch vom 6. 6. 1881: Wwe. Jakob Schäfer geb. Hoffmann, geb. 26. 7. 1835; 1500 Mark Reisegeld; Consens vom 15. 6. 1881, Nr. 7165 B; Kinder: Jakob, geb. 30. 10. 1858, Bergmann, Magdalena, geb. 6. 11. 1863. Ausgewandert nach USA.

Abtlg. 442, Nr. 6128

- Seite 73, Gesuch vom 17. 3. 1882, Peter Warken, Schuster, geb. 7. 4. 1860; 300 Mark Reisegeld; Consens vom 29. 3. 1882, Nr. 3278; nach USA ausgewandert.

Seite 97, Gesuch vom 17. 4. 1882: Michel Dewes, Ackerer, geb. 11. 1. 1858, 300 Mark Reisegeld; Johann Schäfer, Bergmann, geb. 3. 1. 1855, 300 Mark Reisegeld; Peter Dewes, Schreiner, geb. 16. 8. 1857, 300 Mark Reisegeld; Jakob Schneider, Bergmann, geb. 17. 2. 1859, 300 Mark Reisegeld; Consens vom 17. 4. 1882, Nr. 4380; ausgewandert nach USA.

Seite 263, Gesuch vom 12. 4. 1883: Wwe. Peter Dewes geb. Katharina Dewes, geb. 13. 1. 1818; 1200 Mark Reisegeld; Consens vom 7. 5. 1883, Nr. 5053; nach USA ausgewandert; Kinder: Jakob, geb. 23. 1. 1854, Bergmann; Gertrud, geb. 24. 8. 1857, und Katharina, geb. 29. 9. 1859.

Seite 281, Gesuch vom 10. 4. 1883: Johann Lermen, Ackerer, geb. 20. 9. 1820; 3000 Mark Reisegeld; Consens vom 7. 5. 1883, Nr. 5174; nach Brasilien ausgewandert; Ehefrau Anna Barbara geb. Holz, geb. 30. 12. 1823; Kinder: Franz, geb. 5. 4. 1869, und Michel, geb. 31. 1. 1860, Ackerer.

Seite 389, Gesuch vom 12. 9. 1884: Peter Sinewe I, geb. 16. 9. 1860, Bergmann; Peter Sinewe II, geb. 21. 4. 1861; Consens vom 11. 10. 1884, Nr. 10 861; nach USA ausgewandert.

Ablg. 442, Nr. 204

Seite 223, Gesuch vom 3. 10. 1894: Nikolaus Berwanger, pens. Bergmann, geb. 29. 12. 1846; Consens vom 14. 10. 1894, Nr. 20 972; nach USA ausgewandert.

Auswanderer berichten ihren Angehörigen

„Nun will ich noch etwas erzählen, vom ersten Leben und Treiben im fernen Brasilien. Als wir vor 30 Jahren (1881) in die hiesige Gegend kamen, war noch alles Wildnis und Urwald. Daneben riesige Grasflächen, in denen man tagelang herumreiten konnte, ohne jemand zu sehen. Hier haben wir damals unsere neue Heimat gegründet, aber leicht sollte es uns nicht werden, hier festen Boden zu fassen. Unter den Familien, die im Anfang hierher kamen, waren manche, deren Wiege in Hasborn oder Theley gestanden hat, doch die meisten sind zur Ruhe gegangen. Nur zwei sind mir heute noch bekannt, die noch am Leben sind, dies sind Peter Drocour und Michael Dewes.

Kaum hatten wir uns unter großen Schwierigkeiten eine Heimat geschaffen, so mußten wir sie mit der Waffe in der Hand gegen Banditen und Räuber verteidigen... Viel Aufregung brachten die Jahre 1930 und 1933, wo die großangelegten Revolutionen in Brasilien losgebrochen sind und die alte Republik hinweggefegt haben, um einer neuen Platz zu machen. Wir leben heute in einer Krisenzeit, wie sie noch niemals war; unser Geld ist fast gänzlich entwertet. Für eine deutsche Mark zahlen wir 6 980 res. Vor 20 Jahren 750 res, dabei sind alle landwirtschaftlichen Produkte so entwertet, daß, wenn es noch lange so bleibt, die Landwirtschaft zugrunde gehen muß. Für ein kg Schweinefett bekommen wir 600 res, das sind ungefähr 9 Pfennige. Für einen Tuchanzug bezahlen wir 200 000 res, das sind rd. 29 Mark, mit anderen Worten, für einen mittelguten Tuchanzug müssen wir 350 kg Schweinefett liefern. Schweinefett ist eines der wertvollsten Produkte. So könnt ihr sehen, daß nicht nur in Europa schlimme Zeiten waren oder noch sind, auch Amerika leidet heute schwer, wenn auch die Form der Zeiten eine andere ist, aber in ihrem Ursprung sind sie gleich. Das ist der große Weltkrieg, der auf der ganzen Welt Jammer und Elend hervorgerufen. Gebe Gott, daß es bald besser wird!

Zum Schlusse muß ich noch etwas erwähnen, was Euch sicher interessieren wird. Noch in diesem Monat (Juni 1934) wird das große deutsche Luftschiff Graf Zeppelin in unserm Staate erwartet, was für uns Riograndenser Deutsche ein großes Ereignis ist. Vermittels Radio sind wir heute in der Lage, direkt von Deutschland Musik, Vorträge usw. zu hören; also, wenn wir Geld genug hätten, dann könnte der gute Onkel und ihr, meine lieben Primos, von einem deutschen Sender aus alles Wissenswerte erzählen, und wir würden hier alles

hören oder umgekehrt. Aber wir zählen nicht zu denen, die sich so etwas leisten können. Das ist auch gut so, sonst würden wir noch schließlich den lieben Gott verlieren und glauben, wir könnten uns den Himmel auf der Welt schaffen. Wie dieser von Menschen geschaffene Himmel ohne Gott aussieht, das haben ja schon Millionen Menschen erfahren müssen, wo sie bei Hunger und Elend aller Art fast zugrunde gehen.

Wie man bei uns viel in der Zeitung liest, wird ja bald die Saar wieder zu Deutschland gehören. Wir wünschen Euch von Herzen, daß diesbezüglich alles gut ablaufen möge.

(15. 6. 1934)

Es grüßt Euch alle gez. Jak. Finkler.
Serro Oczel, Rio Grande de Sul (Brasilien)

Und Michel Scholl schrieb am 15. 1. 1911:

... „Liebe Anverwandte, jetzt möcht Ihr wissen, wie es bei uns aussieht. Bei uns geht es so ziemlich im alten Geleise. Wir haben mal ein gutes, dann auch ein schlechtes Jahr. Aber alles in allem kommen wir recht gut voran. Wir hatten im Monat November und Dezember eine Trockenheit, daß es uns bald bange wurde. Bei normaler Witterung sollte es um Weihnachten bei der großen Hitze jede Woche einmal regnen. Wenn der Regen drei bis vier Wochen ausbleibt, dann meint man, es wäre alles verloren. Wir hielten zweimal Bittprozessionen, und da ich dieses schreibe, ist der ersehnte Regen eingetreten. Nun ist alles wieder gut. Unsere Pikaden (Obstplantagen) haben sogar großen Vorteil von der Trockenheit, weil die Früchte enorm im Preise gestiegen sind. Voriges Jahr wurde hier in Teewald eine sehr schöne Kapelle gebaut. 85 Fuß lang, 42 Fuß breit und 22 Fuß hoch, massiv von Stein, eiserne Fensterrahmen mit bemalten Fensterscheiben, das Dach mit verzierten Zementziegeln und der Fußboden ganz von Zement. Wir haben schon Gottesdienst in der neuen Kapelle, aber es fehlt noch die Schreinerarbeit, und was noch mehr fehlt, das ist Geld, Geld, Geld.

Noch einen Fortschritt habe ich zu berichten. Vor vier Jahren gründeten wir hier in Teewald eine Spar- und Darlehnskasse (System Raiffeisen). Wir bezahlen vier Prozent und verleihen das Geld zu fünf Prozent. Von dem einen Prozent wird die Betriebskasse bestritten und der Überschuß kommt in die Reservekasse. Diese Kasse wird geleitet von einem Drei-Mann-Vorstand, einem Präsidenten, einem Kassierer und einem Sekretär und drei Mann Aufsichtsrat, die alle drei Monate die Bücher revidieren müssen. Das erste Jahr hatte ich die Präsidenten-Stelle inne, dann aber mußte ich die Kassierer-Stelle übernehmen. In dieser Stellung habe ich einen ganz schönen Zeitvertreib. Wenn es mal schwer wird, so denke ich, ich arbeite im Dienste des Nächsten. Meinen Lohn werde ich vom lieben Gott schon erhalten.

In dieser Gesinnung schließt und grüßt Euch Euer ältester Sohn, Bruder, Schwager und Onkel.
gez. Michel Scholl (Liste: Nr. 22)

Und der Sohn einer Theleyerin, Lehrer Benno Eduard Bohn, schrieb an Herrn Rektor Reinert, Theley, nachfolgende Zeilen, aus denen die tiefe Verbundenheit des Ausgewanderten und ihrer Nachkommen mit der Heimat spricht.

Santo Inacio da Feliz — M. Cai — Estado do Rio Grande do Sul (Brasilien)
Geehrter Herr Lehrer Reinert!

Ihr Schreiben vom 31. 7. 56, das Sie im Namen meiner dortigen Verwandten (Dewes) an mich richteten, ist am 22. September hier eingetroffen. Es bereitete mir eine ebenso große Überraschung als Freude. Es sind wirklich fast 20 Jahre, seitdem ich die letzte Nachricht von dort erhielt. Der letzte Brief von

dort war von einem Verwandten — Jakob Dewes — aus Saarbrücken. Er schrieb damals: Uns geht es gut. Was die Zukunft jedoch bringt, wissen wir nicht. Die Antwort auf diesen Brief war fertig, aber sowohl hüben wie drüben gingen die politischen Wellen so hoch, daß ich mich nicht getraute, dieselbe abzusenden, um niemand zu kompromittieren. Welch schreckliche Zeiten waren das für Euch, wohl noch schlimmer als für uns. Dort war es Hitler und hier Getulio. Einer ein Schuft wie der andere. Sie wollten jeder ihr Volk beglücken auf ihre Art und Weise; beide stürzten es aber ins Unglück. So geht es, wenn die Menschenrechte nicht geachtet werden und dem Menschen die Freiheit genommen wird. Auch wir haben nicht mehr die frühere Freiheit. Sie ist beschnitten worden. Jedoch genug hiervon. Die schlimmen Zeiten sind, Gott sei Dank, vorbei. Nie mögen sie wiederkehren! Also Ihnen und meinen Verwandten herzlichen Dank für den Brief und die Ansichtskarte. Die Karte habe ich mir wiederholt angesehen, und augenblicklich liegt sie vor mir. Ich möchte sagen, ein Stück Heimat. Beim Anschauen derselben wandelt es mich ganz heimisch an und weckt Sehnsucht und Verlangen in mir, diese Gefilde einmal in Wirklichkeit zu schauen, was jedoch kaum möglich sein wird. Die Kirche mit dem schlanken Turm erinnert mich an die unsrige. Und ganz in der Nähe, soviel ich weiß, das „Bothehaus“, die Geburtsstätte meiner Mutter. Steht dieses Haus noch? Und der Wald im Hintergrund erinnert mich an unsern Wald, den ich täglich vor den Augen habe. Theley muß wirklich eine reizvolle und wunderbare Gegend sein. Oft und gern erinnere ich mich an die Schilderungen meines Großvaters (Jakob Dewes), von Eis und Schnee und Schlittschuhlaufen, von Weihnachten, vom Gesang der Nachtigall. (Gibt es noch Nachtigallen dort?). Gern sprach er auch von seiner dreijährigen Dienstzeit in Berlin (er gehörte zu der königlichen Garde), von dem Feldzug 1870—71 nach Frankreich. Aber alle diese Erzählungen schloß er immer mit dieser Bemerkung: ich kann dem Herrgott nicht genug danken, daß er meine Schritte nach Brasilien gelenkt hat. Und eure Heimat, liebe Enkel, ist nicht Deutschland, sondern Brasilien. Hier habt ihr Raum und Freiheit in Hülle und Fülle. Wenn ihr arbeitsam und fleißig seid, wird es euch an nichts mangeln.

Hier an unserm Ort und auch in den umliegenden Pikaden wohnen noch viele andere Nachkommen von Theleyern. Auch diese haben Ihren Brief mit Freuden gelesen. Hier nur einige von den bekanntesten Namen: Schütz Johann, Hahn Peter und Johann, Freiberger Johann, Kunrath, Scherer, Jungblut Peter und Johann, Schneider, Kirsch, Reiter, Barth, Spohn (meine Großmutter war eine Spohn), Gläser, Theisen, Backes, München, Zerwes u. a. m. Sie sprechen noch fast alle die deutsche Sprache und haben noch ihre deutsche Art bewahrt. Brasilien ist immer noch ein Land der Zukunft, und zwar einer großen. Brauchte es aber nicht mehr zu sein. Unser Vaterland ist groß, schön und reich. Das sehen die Fremden oft besser als wir Brasilianer selbst. Uns geht es da oft wie einem Bewohner, der in einem tiefen Tal wohnt und nur sehr selten auf die Berge steigt, um Ausschau zu halten. Brasilien ist naturschön, und zwar immer. Das sagen mir alle Deutschen, mit denen ich zusammen- treffe. Brasilien ist reich, überreich, deswegen die kolossale Verschwendung und leider auch noch viel Mißwirtschaft.

Grüßen Sie meine Verwandten recht herzlich. Daß die Saar wieder zu Deutschland zurückgekehrt ist, ist nicht mehr als recht. Darüber freuen wir uns aufrichtig und nehmen aus der Ferne innigen Anteil daran. Die Abstimmung darüber haben wir mit der größten Spannung in den Zeitungen verfolgt. Ja, die Saar ist deutsch, das bekennen auch wir Nachkommen hier.

Recht herzlich grüßt Sie und alle Theleyer, der Sohn einer Theleyerin

Benno Eduard Bohn.

Primiz des Enkels in der Pfarrkirche des Ahnherrn

Die Fäden sind noch nicht alle zerrissen. Viele Briefe gehen und gingen hin und her. Die drei mögen als Beispiel dienen. Sie zeigen unsere Landsleute in ihrer herzerfrischenden Art. Mancher kam auch selber wieder, oder seine Kinder oder Enkel schauten das Heimatland der Väter. Einem bereitete Hasborn sein schönstes Fest des Lebens, die Primiz in der Pfarrkirche des Großvaters. Darüber lesen wir im „St.-Michaelsblatt“ von Porto Alegre vom 6. Sept. 1956:

„Am 8. Juli 1956 feierte der Neupriester Alois Lunkes, ein Enkel des Auswanderers Matthias Finkler und Elisabeth Vogel aus Hasborn, der an der päpstlichen Universität in Rom studierte und am 8. 4. 1956 in Rom zum Priester geweiht worden war, seine Primiz. Am 7. Juli wurde der Primiziant, von Rom kommend, im Ortsteil Dautweiler von seinen Verwandten, vielen Dorfbewohnern und der Kapelle des Musikvereins erwartet. Eine Riege des Radfahrervereins mit geschmückten Rädern war ihm eine Strecke Wegs entgegengefahren, um ihn in feierlichem Geleit einzuholen. Zum Empfang spielte die Musikkapelle einen freudigen Marsch. Nach einigen Begrüßungsworten führte man ihn zu der Stätte, wo das Häuschen seiner Stamm- und Urgroßeltern einst gestanden, in dem der Großvater geboren wurde und seine Jugendjahre verlebte hatte. Hier verweilte er kurze Zeit, um der längst Heimgegangenen einige Augenblicke stillen Gedenkens zu widmen; eine sinnvolle Reverenz, die alle, die sich dort zu seinem Empfange eingefunden hatten, tief beeindruckte. Nun ging es in langsamer Fahrt unter Klängen der vorausmarschierenden Musikkapelle und dem Geläute der Kirchenglocken durch die reichbeflaggte Hauptstraße der Gemeinde zum Pfarrhaus, wo ihn der Herr Pastor begrüßte und als Gast in sein Haus aufnahm. So wurde unser Primiziant in der Heimatgemeinde seiner Vorfahren empfangen.“

Am Primiztag war die Kirche bis zum letzten Platz gefüllt. Vor dem Pfarrhaus erwarteten die Verwandten den Primizianten, um ihm das Geleit zur Kirche zu geben. Weißgekleidete Mädchen, Abordnungen der Vereine und viele Einheimische hatten hier Aufstellung genommen. Der Vorplatz der Kirche war festlich geschmückt. Gedichte wurden vorgetragen, und dann setzte die älteste, 78jährige Verwandte ihm in Vertretung der Mutter das weiße Kränzchen aufs Haupt. Das Ganze war ein ergreifender Augenblick. In feierlicher Prozession schritt man dann zum Gotteshaus.

Unter den Jubelklängen der Orgel schritt der Primiziant in weißem Messgewand, einem Geschenk seiner Verwandten, zu den Stufen des Altares und feierte sein erstes heiliges Messopfer in der Heimatpfarre seiner Vorfahren. Sein hochwürdiger Pfarrer aus Brasilien, ein schon älterer Herr, der den Keim zu seiner priesterlichen Berufung ins Herz gelegt hatte, und zwei junge Hasborner Priester assistierten ihm. Das Innere der Kirche bildete einen würdigen Rahmen zu der eindrucksvollen Feier.

Der Tag fand seinen Abschluß in einer schönen Feier der ganzen Dorfgemeinschaft.“

In Großvaters Heimat zu Besuch

Im Juli 1961 besuchten der Geistliche Irmano Pedro Finkler aus einem Ort in der Nähe von Porto Alegre, Brasilien, und sein geistlicher Bruder, P. Jeronimo Finkler, die Heimat ihres Großvaters. Ihre Eindrücke schilderten sie der Redaktion der „Saarbrücker Zeitung“. Diese veröffentlichte sie am 19. Juli 1961 (Nr. 163):

„Hundert Jahre sind bereits dahingeflossen. Großvater erzählte später von sehr schlechten Zeiten im Saargebiete. Im zweiten Teile des 19. Jahrhunderts lebte in Hasborn eine schlichte Bauernfamilie. Kaum konnte man das nötige

Geld zusammenbringen, um die zahlreichen Kinder zu sättigen und mit genügend Kleidung für den kalten Winter zu besorgen. Überall das Elend einer weniger glänzenden Existenz in materieller Hinsicht; schlug auch noch das Unglück der Elternlosigkeit in die Familie der Finkler ein. Die Erwerbung einer guten Arbeitsstelle blieb den Waisenkindern vorenthalten. So beschlossen dann die wackeren Burschen, die schöne Heimat zu verlassen. Mit voller Hoffnung besseren Lebens in der Fremde schlossen sie sich an eine Auswanderergruppe an und zogen nach Amerika. Eine schon verheiratete Schwester blieb in Hasborn.

Großvater Matthias Finkler kam mit 16 Jahren nach Brasilien. Er landete ganz im Süden des Landes, nahe bei Porto Alegre. In der Ortschaft Dois Irmaos gründete er sein neues Heim und wurde mit zahlreichen Kindern und Gütern gesegnet. . . .

Beide folgten nun einer Einladung der Verwandten. Sie reisten über Saarbrücken nach Theley und Hasborn.

Die Strecke zwischen der Hauptstadt des Saarlandes und St. Wendel könnte den naiven Reisenden, der an die hellbeleuchteten und farbigen Landschaften der Tropen gewöhnt ist, ein wenig enttäuschen. Die dampfige Luft und das Schwarze der Flächen zeigten uns, daß wir eben die Zone der Kohlen- und Eisenindustrie durchfahren. Überraschend änderten sich die Ansichten von St. Wendel bis Theley. Grüne Wälder, schmucke Wohnhäuser und prachtvolle Gärten eilten an beiden Seiten der Straße vorbei. An der Leitzweilerstraße Nr. 4 stiegen wir aus. In den Familien Eckert, Meyer, Schön und Fr. Klara Dewes wurden wir gastfreundlich aufgenommen. Diese Leute, sowie die aus Hasborn, nämlich Wwe. Anna Dewes und die Familien Josef Besch, Albert Dewes, Eduard Walter und Alois Finkler sind alle mehr oder weniger verwandt mit den Finklers Buben, die von Hasborn nach Brasilien ausgewandert sind.

„Wo man singt, da laß dich nieder“, sagt ein deutsches Sprichwort. Das Schaumbergquartett hat vollständig überzeugt, daß wir uns wirklich im Lande des Friedens und des brüderlichen Zusammenlebens niedergelassen haben. O, wie herrlich deutsche Lieder klingen!

Acht Tage als Gast im Lande der Väter verbringen, war mehr als notwendig, um sich des Geistes der Echtheit eines christlich gesinnten Lebens einer Bevölkerung zu überzeugen. Das Erlebnis gab uns den Beweis, daß der Fortschritt der Wirtschaft und ein hochstehender Standard kein Hindernis für wahren Glauben und tugendhaften Strebens des echten Menschen sind, wenn das letzte Ziel des irdischen Wanderns doch auf das Wiedersehen im „Hause des Vaters“ gesetzt wird, dort, wo wir uns einst alle wiederfinden werden.“

Quellenangabe: Der Artikel ist entnommen dem Heimatbuch: Joh. Engel, Eintausend Jahre Hasborn-Dautweiler, St. Wendel, 1964. Er ist von dem Verfasser erweitert für das Heimatbuch gestaltet worden. An archivalischen und literarischen Quellen wurden benutzt:

Müller Max, Der große Ungarnzug der Merziger, 1935, Merzig.

Müller Max, Kurtierischer Auswanderer im Banat, in: Ahrenfeld, Lesebuch für die saarländischen Volksschulen, Saarbrücken, 1926.

Waldner-Diplich, Die Donaudeutschen an der Saar, Tuttlingen, 1962.

Staatsarchiv Koblenz, Abtlg. 442, Nr. 6126; 6127; 6128; 203 und 204.

St. Wendeler Kreisblatt vom 29. 10. 1963.

Saarbrücker Zeitung, vom 19. 7. 1961.

„St.-Michaels-Blatt“, Porto Alegre, Brasilien, vom 6. 9. 1956.

Lebendige Steinmetzkunst aus spätgotischer Zeit in der evangelischen Pfarrkirche zu Niederkirchen

Dreifaches Jubiläum im Jahre 1964

VON HERMANN BRILL

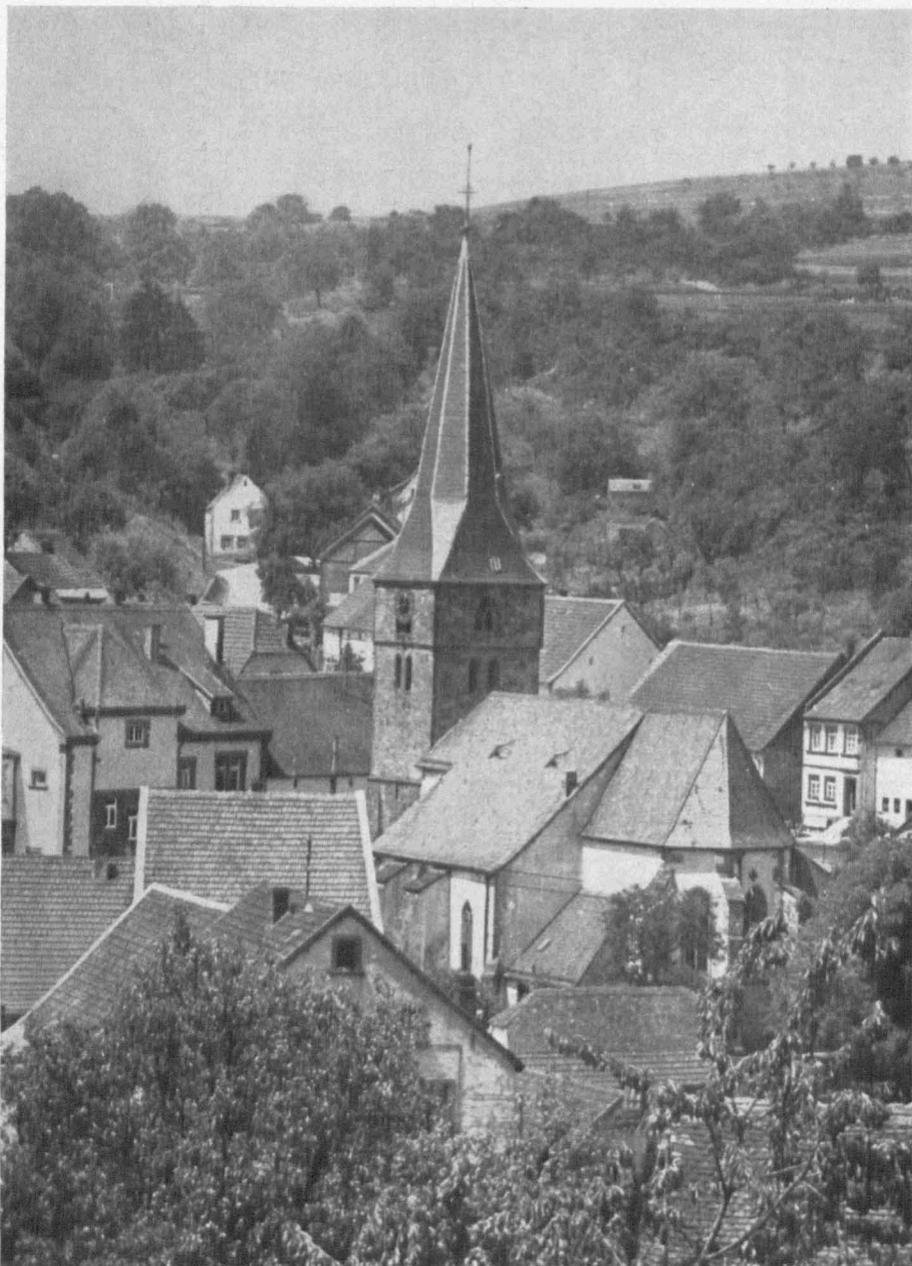
Kein Fremder, der durch die kleine Ostertalgemeinde kommt, ahnt angesichts des Kirchturmes und des zwischen den Häusern versteckten Gotteshauses, welch kostbares Kleinod das alte Dorf in seiner Mitte beherbergt. Die jetzige Kirche in Niederkirchen wurde im Jahre 1514 fertiggestellt und an die Stelle einer Kirche gebaut, die auf das zwölfte Jahrhundert zurückgeht. Zeugen dafür sind die ursprüngliche Taufkapelle, die als ältester Teil der Kirche gilt, und der untere Teil des Turmes. Die protestantische Gemeinde, unter ihrem Pfarrer Kurt Wienold, feierte im Jahre 1964 das 450jährige Bestehen der Kirche. Sie beging gleichzeitig aber auch zwei weitere Jubiläen: 550 Jahre besitzt sie ihre beiden Glocken, die 1414 gegossen wurden, und seit 425 Jahren ist Niederkirchen evangelische Pfarrei.

Niederkirchen im Ostertal wird erstmals im Jahre 870 erwähnt. Aus den spärlichen Nachrichten späterer Zeit ergibt sich, daß der Mainzer Erzbischof Adalbert im Jahre 1128 die Kirche in Niederkirchen der Abtei Disibodenberg schenkte. Aus jener Zeit (1130) stammt der Teil der heutigen Pfarrkirche, der 1963 in seiner ursprünglichen Form restauriert wurde: die Taufkapelle. Sie ist im romanischen Stil erbaut, 5,95 m auf 3,33 m groß und mit einem Tonnengewölbe überdeckt. Die Kirche kam 1264 durch den Erzbischof Werner von Mainz schenkungsweise an die Abtei Tholey. Mitte des 13. Jahrhunderts gehörte das Ostertal zur Herrschaft Veldenz und kam 1459 an das Herzogtum Zweibrücken. In diesem Zeitraum wurde wohl der heute vorhandene Kirchbau begonnen, das heißt, die Taufkapelle (nordöstlicher Seitenchor) wurde mit dem Turm, der wahrscheinlich schon zu einem früheren Kirchbau gehörte, verbunden. Der Kirchturm zeigt mehrere Bauperioden. Sein unterstes Geschoß ist rundbogenförmig überwölbt, die oberen Geschosse sind durch Balkendecken getrennt. Das Doppelfenster im dritten Geschoß zeigt den Übergang vom romanischen zum gotischen Baustil. Der Turm trägt heute noch zwei der ursprünglich drei Glocken. Die Inschriften lauten: „OREX GLORIAE CHRISTE VENI CUM PACE“, die andere trägt außer der gleichen Inschrift noch die Jahreszahl „MILLESIMO QUADRIGENTESIMO DECIMO QUARTO“. Beide Glocken dürften demnach im Jahre 1414 gegossen worden sein.

Der Chorraum, der genau nach Osten gerichtet ist, stammt — wie die übrigen Teile der Kirche — aus gotischer Zeit. An dem Triumphbogen haben sich noch spätromanische Bauelemente erhalten. Das heutige Chor stammt aus dem Jahre 1514. Diese Jahreszahl ist auf der Konsole eines Wappenträgers unter dem mittleren Chorfenster eingemeißelt.

Der Hauptkirchenraum ist ein fast quadratischer Hallenbau, der durch vier Rundsäulen aufgegliedert wird. Die Rippen des Kreuzgewölbes wachsen ohne Vermittlung aus den Rundsäulen heraus, doch ist der Versuch zu einer Kapitellgestaltung zu erkennen. Besonders schön und eindrucksvoll ist das gut erhaltene Kreuzgewölbe mit verschieden gestalteten Schlußsteinen.

Als Kleinod spätgotischer Baukunst besitzt die protestantische Kirche in Niederkirchen weit über die Ortsgrenzen hinaus besonderen Ruf. Das zeigte sich besonders bei der Jubiläumswochen im September 1964, als mit dem



Der 450 Jahre alte Kirchbau beherrscht das Dorfbild

Landeskonservator Dr. Klewitz zahlreiche Denkmalspflieger an den Feierlichkeiten teilnahmen. In dieser kleinen Kirche wird auf vielfältige Weise die phantasievolle Steinmetzkunst jener Zeit, die Verspieltheit qualifizierter Facharbeiter und ihr frommer Sinn lebendig. Da sind merkwürdige Gewölbe-



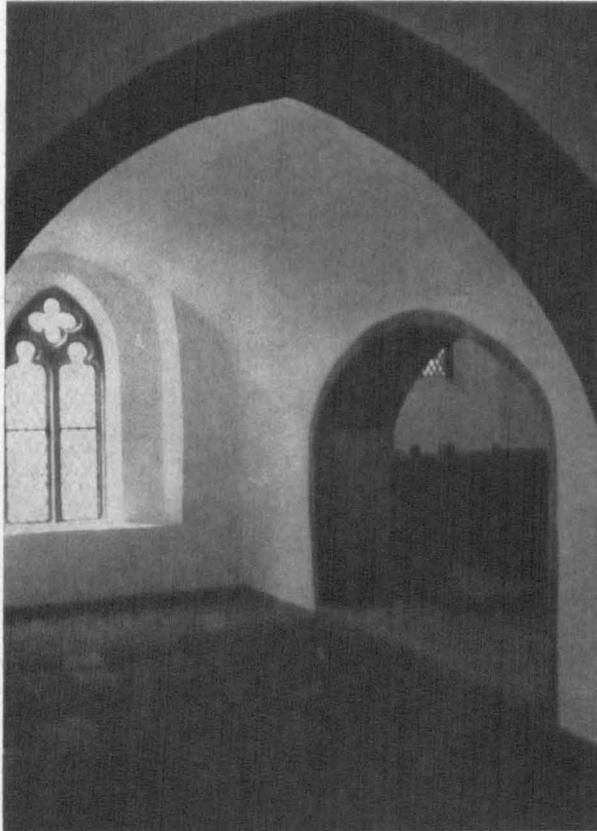
Inneres der evangelischen Kirche zu Niederkirchen

konsolen und Fenstersolbankverzierungen, da sind figürlich gebildete Kapitelle und überall in der Kirche finden sich die symbolhaften Schlußsteine.

Lebendig wird in dem renovierten Kircheninnern der Geist einer stilvollen Baukunst, die Schlichtheit und Einfachheit mit kunstvoller Arbeit verband.

Es ist ein würdiger Gottesraum, der zur inneren Sammlung zwingt, der die Gedanken hinführt zu Gott.

Bei der Renovierung im Jahre 1963 wurde Wert darauf gelegt, daß der älteste Teil, die Taufkapelle, wieder so hergerichtet wird, daß sie für Taufgottesdienste benutzt werden kann. Auch alle weiteren Arbeiten wurden dem spätgotischen Stil gemäß durchgeführt. Kreuzgewölbe und die Natursteine wurden gesäubert, die Schlußsteine überarbeitet und farbig gestaltet.



Taufkapelle

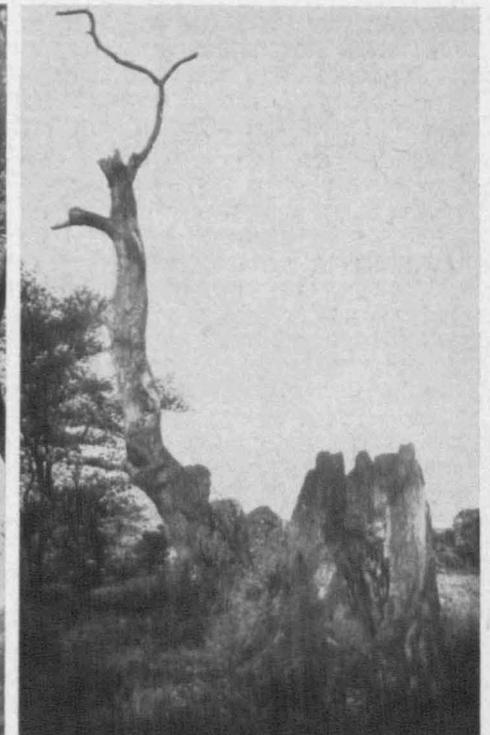
Die Schlußsteine besitzen — wie schon gesagt — wunderschöne Merkmale spätgotischer Baukunst. Im Mittelschiff finden sich drei Schlußsteine, die die Trinität symbolisieren. Zwei kleinere Steine im Kreuzgewölbe zeigen die Kreuznägeln als Leidenssymbol sowie einen Wappenschild mit dem Andreaskreuz. Der Schlußstein über der Empore stellt eine Dornenkrone dar; ihm entspricht im Chorraum ein Schlußstein mit dem Siegeskranz. Das Seitenschiff der Nordseite enthält zwei Schlußsteine, den Davidstern und einen Buntschuh, das bäuerliche Genossenschaftszeichen. Neben dem Kreuzgewölbe geben die verschieden gegliederten und gestalteten Fenster mit Fischblasenornamenten der Kirche ihr Gepräge. Besondere Beachtung verdient das große dreigeteilte Fenster der Südseite und das rundbogig überwölbte, von außen rechteckige Fenster der Nordseite.

Der Weg zum Menschentum führt nur über das Volkstum und das Heimatgefühl.
Eduard Spranger

Eine Schülerwanderung zu den Leitersweiler Buchen

VON HERMANN BRILL

Unvergessen bleibt all den Schülern, die von dem Heimatschriftsteller und Lehrer Klaus Schmauch unterrichtet wurden, jener neblige Herbstmorgen, da er sie in der Frühe mitnahm, um ihnen den heiligen Hain zu zeigen, einen Baumbestand, etwa 300 Jahre alt. Es war eine lebendige Geschichts- und Naturkundeaktion. Der Weg ging zu den dreihundertjährigen Buchen auf der Leitersweiler Höhe, die als imposantes Naturdenkmal seit 1913 unter Naturschutz stehen. Aus dem Nebel tauchte zunächst das knorrige Astwerk der Riesen auf. Bald hatten alle Kinder den Eindruck, in einer gespenstigen Welt zu wandern, in der die Natur vielartig ihr burleskes Spiel trieb. Da standen nicht nur die Baumriesen in urwüchsiger Nacktheit mit grotesken Verästelungen, die mehr einem unentwirrbaren Wurzelwerk glichen. Da war nicht nur das unheimliche Wispern und Flüstern, das Knacken und Krachen, die Zwiesprache der Bäume. Da waren vor allem die skurrilen Formen mancher Bäume, an denen Blitze und Stürme in den Jahrhunderten ihre Kraft erprobt hatten. Dort stand bizarr wie ein Riesenfinger der zerschmetterte Rumpf einstiger Baumgröße. An anderer Stelle schien König Laurin mit dem Riesenarm aufzutauchen. Wie ein modernes Kunstdenkmal sahen sich die Verwachsungen an. Zwillingsstämme verzweigten sich in abstrakten Formen. Baumkrüppel zeigten an, wie alles morsch wird und vergänglich ist. Die Fotos wollen von solchem Erleben an den Leitersweiler Buchen erzählen.



Die Bildungsstätte der ländlichen Jugend auf dem Schaumberg

VON P. AMBROSIIUS STOCK OSB

Seit dem 7. September 1962 steht am Nordwestabhang des Schaumbergs in Verbindung mit den Wirtschaftsgebäuden der Abtei St. Mauritius ein in modernem Stil errichtetes langgestrecktes Gebäude, das in Verbindung mit dem Bistum Trier und den Regierungen des Saarlandes, von Rheinland-Pfalz und des Bundes erbaut wurde mit der Bestimmung, eine „Bildungsstätte für die ländliche Jugend“ zu sein. Sie verleiht dem Schaumberg, der noch immer der „König der Berge des Saarlandes“ genannt wird, einen neuen charakteristischen Zug und auch eine bewußt neue Zielsetzung. Doch ehe wir darauf näher eingehen, möge ein kurzer Rückblick uns die Geschichte des Schaumbergs und seine Bedeutung für Tholey und das Saarland vor Augen führen.

Der Schaumberg im Dunkel und Licht der Geschichte

H. J. Becker hat 1929 uns eine Monographie geschenkt: „Der Schaumberg. Von denkwürdigen Begebenheiten auf Berg und Feste Schaumberg, von Burgvögten, Rittern und anderen Leuten“, die nicht nur sehr interessant zu lesen ist, sondern auch bis heute im wesentlichen ihren geschichtlichen Wert nicht verloren hat. Ihr schließen wir uns im folgenden in großen Zügen an. Der Schaumberg ist ein „Eruptivblock schwarz-grünlichen Melaphyrgesteins...“, das landläufig Tholeyit genannt wird.“ Bis 571 m Höhe steigt eine bewaldete Kuppe empor und ist ein natürlicher Schutz für den an seiner Südseite liegenden Ort. Sein steil abfallender Südhang legte den Kelten, als sie gegen 600 v. Chr. hier sich niederließen, den Gedanken nahe, durch einen befestigten Ringwall (wie ihn Kreisbaumeister Dr. Eberbach von Ottweiler im Juniheft 1914 der Zeitschrift „Südwestdeutschland“ rekonstruiert hat), hier eine Zufluchtsstätte bei feindlichen Einfällen zu schaffen. Noch heute steht der Keltenstein — wohl ein Thingmal — auf dem Schaumberg. Als um 50 v. Chr. die Römer das Land eroberten, war ihnen der Schaumberg ein wertvoller Bundesgenosse für ihre Sicherheit; bot er ihnen doch die Möglichkeit, wenn nicht durch ein regelrechtes Kastell, so doch zum wenigsten durch einen militärischen Beobachtungsposten nicht nur ihre Siedlung im sog. „Varuswald“ im Süden des heutigen Tholey, sondern auch die hier sich kreuzenden Römerstraßen von Metz nach Trier und nach Mainz, denen sich weitere anschlossen, zu sichern. Römische Münzenfunde, sowohl auf dem Schaumberg wie noch jüngst bei der Abteikirche, die bis ins 1. Jahrhundert (Vespasian) hinaufreichen und bis ins 4. Jahrhundert sich erstrecken, zahlreiche Götterstatuen, die in den, meist noch nicht ausgegrabenen, Villen des Varuswaldes und in der Umgegend ans Tageslicht gefördert wurden, und nicht zuletzt die römische mansio (= Poststation) aus dem 3. Jahrhundert mit der großen Badeanlage an der Stelle der heutigen Abtei zeugen von der Bedeutung dieser römischen Niederlassung am Fuße des Schaumbergs. Nach neuester Deutung von Prof. Dr. Selzer SVD in der 2. Auflage seines Buches „Der heilige Wendelin“ scheint der Name Tholey aus dem Romanischen zu stammen, wo „tôle“ Kanal und „ley“ staatlich heißt, so daß Tholey einfach „Staatsbad“ bedeuten würde — eine Deutung, die u. E. nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist. Auf jeden Fall hat zur Römerzeit der Schaumberg und seine Gemeinde eine nicht unwichtige Rolle gespielt, und römische Fundamente, die wiederholt auch auf dem Schaumberggelände ausgegraben wurden, beweisen, daß auch in der Nähe des heutigen klösterlichen Wirtschaftshofes sich einmal Römer niedergelassen hatten.

Als die Völkerwanderung die germanischen Stämme über den Rhein führte, dürfte der Rest der keltisch-römischen Bevölkerung auf dem Schaumberg und seinen Befestigungen Schutz gesucht haben. Zu Anfang des 7. Jahrhunderts finden wir den einstigen Römerbesitz in der Hand des fränkischen Diakons Adalgisel oder Grimo. In seinem Testament vom 30. Dezember 634 spricht er von loca sancta, die er in dem Ort domo errichtet habe — es ist die Kultstätte in den Resten des Römerbades, die er zu einer rechteckigen Eigenkirche ausbaute und vom hl. Bischof Madoald von Trier weihen, mit Klerikern versehen und mit Taufrechten ausstatten ließ, aber an diesem Tage dem Bischöflichen Stuhle von Verdun testamentarisch vermachte. Er spricht aber auch von einem Castrum Teulegium, das er gleichfalls Verdun übergibt; und das dürfte die befestigte Anlage auf dem Schaumberg gewesen sein, die damit Eigentum der Kirche von Verdun wurde und seit dieser Zeit eine Brücke zu unseren französischen Nachbarn bildete. In der Folgezeit entwickelte sich aus dieser Anlage eine Schirmburg für das am Fuße des Schaumbergs aus dem Kollegiatstift entstandene Benediktinerkloster des hl. Mauritius, das zum Sitz des Archidiaconates Tholey von Trier erhoben worden war. Schirmherren waren die Grafen des Bliessgaves, die aber ihre Schutzherrschaft durch Untervögte, im 13. Jahrhundert die Grafen von Veldenz, ausüben ließen. Diese nannten sich schon bald „Ritter von der Schauenburg“, und die mannigfachen Streitigkeiten um das Erbe und die Herrschaft, von denen H. J. Becker eingehend berichtet, bezeugen nur zu deutlich, welche Bedeutung man dieser „Schauenburg“ zugeschrieben hat. Bereits 1277 ging sie in den Besitz des Herzogs von Lothringen über, in dessen Händen sie mit kurzer Unterbrechung bis zur Übergabe an die Krone Frankreichs (1766) verblieb, um schließlich durch Tausch an den Herzog von Pfalz-Zweibrücken zu fallen (1787). Sie war Sitz des Oberamtes Schaumberg seit dem 13. Jahrhundert. Sie hatte nach Dr. W. Kirsch (Wie sah die Schaumberg aus? In „Aus verklungenen Tagen“. 1962) eine Art Vorburg auf „der ebenen Platte auf dem Berggipfel“, mit einer Ausdehnung von 120 Metern in Ost-West-Richtung mit Gebäuden für Truppenunterkünfte und Stallungen, während „der Zugang zum Hauptteil der Burg durch Graben, Zugbrücke und Wehrtürmen besonders geschützt war“. „Die kleine ebene Fläche, auf der heute die Kriegergedächtniskapelle steht, trug die eigentliche Ritterwohnung mit dem Hauptturm, dem Bergfried“. 1515 wurde sie durch Franz von Sickingen erobert und im Dreißigjährigen Krieg zerstört. Anscheinend waren die Schäden an der Burg so groß, daß man bereits unmittelbar nach Beendigung der Kriegswirren den Sitz des Oberamtes nach Tholey verlegte. Im Jahre 1723 erbaute dann der Amtmann Le Payen am Nordwesthang des Schaumberges ein Herrenhaus im Stil der Zeit, das uns noch allen in guter Erinnerung ist. Es stand in solchem Ansehen, daß nach H. J. Becker in den Apriltagen 1734 hier der französische Marschall Graf von Belleisle während seines Tholeyer Aufenthaltes Quartier genommen hat. Mit dem Untergang des Oberamtes und der Abtei in den Stürmen der Französischen Revolution ging das Herrenhaus und der Gesamtbesitz des Schaumbergs in das Eigentum der Familie Scheid über, deren Vorfahre 1758 aus Gronig als Schäfer in den Dienst des Oberamtes gekommen war. Im Jahre 1929/1930 wurde auf dem Platz der ehemaligen Schauenburg die Gedächtniskapelle der Toten des ersten Weltkrieges in Verbindung mit einem Aussichtsturm errichtet und als ein Friedensdenkmal am 1. August feierlich eingeweiht. Das Herrenhaus aber mit seinem Besitz ging 1949 zur Hälfte als Schenkung von Fr. Katharina Scheid an die wiedererrichtete Abtei über, während die andere Hälfte 1954 von Joh. Scheid der Abtei zum Kauf angeboten wurde, die nunmehr ihren Wirtschaftsbetrieb dorthin verlegte. Das Herrenhaus, das unter Denkmalschutz stand, wies aber derartige Schäden auf, daß selbst der staatliche Konservator dringend den Abbruch empfahl, nachdem zuvor in

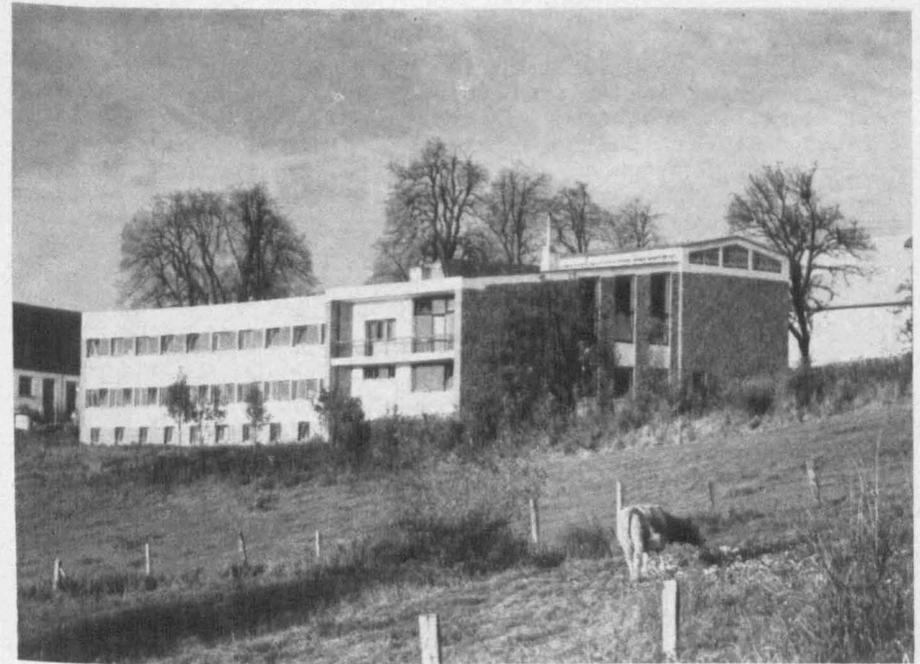
zahlreichen Aufnahmen der letzte Zustand des Gebäudes im Bilde festgehalten worden ist.

In neuer Sendung

Nach der Übernahme durch die Mönche war es — der Ordenstradition entsprechend — deren erste Aufgabe, durch Instandsetzung der Stallungen und Neuerrichtung einer Hühnerfarm, eines Geräteschuppens, mehrerer Silos und Speicher den Grund zu einem modernen Wirtschaftsbetrieb zu legen. Auf dringenden Wunsch der Regierung des Saarlandes und der Bischöflichen Behörde sowie mit finanzieller Unterstützung der staatlichen Stellen des Saarlandes, von Rheinland-Pfalz und des Bundes sowie des Bistums gab die Abtei ihre Einwilligung, an der Stelle des alten Herrenhauses einen Neubau zu errichten, der als „Bildungsstätte für die ländliche Jugend“ in erster Linie ihr ein Heim bieten soll zu fachlicher, religiöser und kultureller Weiterbildung. Am 28. Juni 1960 wurde in einer schlichten Feierstunde durch den HH. H. Abt Dr. Petrus Borne der erste Spatenstich getan. Die Planung lag in den Händen des Architekten Böhr aus Mayen/Trier, während die Firma Jos. Backes aus Hasborn die Bauarbeiten übernahm. 1961 konnte der Rohbau fertiggestellt werden, und am 7. September 1962 erfolgte in Gegenwart des Konventes und zahlreicher Gäste die Einweihung durch den HH. H. Abt. Der Bischof von Trier war durch Prälat Dr. Heintz vertreten, Ministerpräsident Dr. Röder durch Ministerialrat Arnold, Landrat Zeyer durch Handelsoberstudienrat Stock, der Landvolkseelsorger des Bistums durch Dechant Backes von Hermeskeil. Ferner hatten sich eingefunden der Präsident der Landwirtschaftskammer Schmitt-Ecker, Kammerdirektor Klein, Regierungsrat Nikolaus, die Abgeordneten Gottesleben MdB und Feller MdL, Amtsvorsteher Stoll und Bürgermeister Simon von Tholey, die am Bau beteiligten Architekten Böhr und Isstas/Trier, zahlreiche Freunde und die Firmen, die an der Errichtung des Baues beteiligt waren. Zahl und Art der Teilnehmer an der Feier bekunden zur Genüge, mit welchen Erwartungen man der neuen Bildungsstätte entgegenseht. Sie stellt ein repräsentatives Gebäude dar mit geräumiger Kapelle mit Krypta, einem hellen, luftigen Vortragsaal mit praktischen Stühlen, die zugleich eine Schreibmöglichkeit bieten, einen wohnlich ausgestatteten Tagesraum mit einer reichhaltigen Bibliothek und einem herrlichen Ausblick in das weite hügelige und bewaldete Land. Im ersten Untergeschoß liegt neben der Krypta der freundliche Speisesaal mit elektrischem Wärmeschrank, daneben die geräumige Küche mit elektrischen Koch- und Bratgeräten. Praktisch und zweckentsprechend eingerichtete Ein- und Zweibettzimmer bieten eine Unterkunft für 40 Teilnehmer, die durch zusätzliche Mehrbettzimmer bis auf 53 Aufnahme finden können. Jedes Geschoß hat eine Badeanlage. Im Untergeschoß befinden sich die Wohnräume für das Personal, Duschen und Vorratsräume und die Heizungsanlage, die auf Kohलगriegis eingestellt ist und automatisch arbeitet. Die Kapelle enthält einen wuchtigen Altar aus Sandstein, der am 25. Oktober 1962 vom HH. H. Abt zu Ehren des hl. Joseph konsekriert wurde. Entlang den Wänden angebrachte Knie- und Sitzbänke gestatten eine lebendige Opfergemeinschaft um den Altar.

Das Ganze trägt bewußt einen betont bäuerlich-einfachen Charakter, wird aber allgemein von den Teilnehmern als durchaus sachlich und praktisch empfunden.

Vom Tag der Einweihung, dem 7. September 1962, ab fanden nahezu laufend Kurse zur Schulung, Einkehr und Besinnung statt, an denen bis 31. Dezember 1963 1 881 Teilnehmer bzw. Teilnehmerinnen mit insgesamt 4 689 Übernachtungen sich einfanden. Unter diesen Teilnehmern waren 1 002 männliche und 879 weibliche Jugendliche. Für die rein bäuerliche Jugend wurden 14 Kurse von je 5 Tagen in den Wintermonaten abgehalten und von der Bildungsstätte ein-



Schulungsheim auf dem Schaumberg

berufen und geleitet, ebenso 8 Kurse für soziale Fragen und 3 Akademietagungen im Durchschnitt mit 2½ Tagen. 9 Kurse im gleichen Umfang galten der werktätigen Jugend, 11 der studierenden Jugend. 2 Freizeittagungen und 3 Filmtagungen für junge Teilnehmer wurden von verschiedenen Verbänden und Organisationen einberufen und geleitet. Die Errichtung der Prüf- und Maschinenräume für die bäuerliche Jugend hat sich als großer Vorteil und einmalige Gelegenheit für das Saarland erwiesen, was auch von der Landwirtschaftskammer Saarbrücken anerkannt wurde. Die Thematik der Kurse für die bäuerliche Jugend befaßte sich in der Hauptsache mit folgenden Gebieten: „Bauer und Sozialenzyklika Mater et Magistra“, „Bauer und Selbsthilfe“, „Bauer und Entwicklungshilfe“, „Die wirtschaftliche Entwicklung im Zeichen der EWG“, „Der Bauer als Persönlichkeit“. Für die Jungbäuerinnen wurden ähnliche Themen behandelt mit besonderer Anwendung auf die Frau. Die Akademietagungen behandelten die Themen: „Dein Weltbild“, „Die biologische Entwicklung“, „Deine Gewissensbildung“. Bei den Filmtagungen wurden Spitzenfilme vorgeführt, anschließend wurden diese besprochen, um die jungen Menschen zur Stellungnahme anzuregen. Der Bundesluftschutzverband hielt bisher hier drei Kurse zur Rednerausbildung und fachlichen Weiterbildung der Kursleiter. Tage der Besinnung und Einkehr sollten den Teilnehmern als „moralische Aufrüstung“ dienen, um ihren Aufgaben im Leben gewachsen zu sein. Überblicken wir den gesamten Bereich der auf der Bildungsstätte geleisteten Arbeit, so dürfen wir wohl mit aller Bescheidenheit feststellen, daß sie reichen Segen in der kurzen Zeit ihres Bestehens an erster Stelle der Bauernjugend, die heute in ihrem Bestand besonders gefährdet ist, spenden durfte. Die Tatsache, daß an diesen Kursen die Zahl der Teilnehmer eher zu- als abnahm und alle mit sichtlicher Begeisterung sich mit den Problemen befaßten und sie bis in die Nacht hinein diskutierten, zeigt, daß die Zielsetzung der Bildungsstätte der Abtei einen wirksamen Einfluß auf die Erhaltung eines

gesunden Bauerntums und überhaupt einer zeitaufgeschlossenen Jugend sichert. Und wenn man bedenkt, daß bei diesen Kursen 89 Jugendliche aus dem Trierer Raum, 123 aus dem Pfälzer Raum und 92 aus Westdeutschland kamen, so wird auch ersichtlich, daß die Bildungsstätte weit über den saarländischen Raum hinaus ihre Wirksamkeit ausstrahlen läßt. Nicht zu unterschätzen ist auch, daß die studentische und politische Jugend mehrfach sich auf der Bildungsstätte getroffen hat, um hier ihre Probleme zu besprechen. Allgemein wurde betont, daß die herrliche Lage inmitten der Schaumberglandschaft, die Ruhe und Einsamkeit, die gerade hier zu finden sind, und die gute Verpflegung die Gewähr dafür bieten, daß bei diesen Tagungen gediegene Arbeit geleistet wird, da anderweitige Ablenkung fehlt. Daß zuweilen auch Gäste aus Frankreich und Luxemburg sich hier einfinden, beweist, daß der Schaumberg auch heute wieder dazu berufen ist, eine Stätte der Begegnung und des Friedens unter den benachbarten Völkern zu werden, wie er es von Anfang an gewesen ist, eine Aufgabe, die auch der Abtei ihr besonderes Gepräge gibt.

Herbstlied

VON RUDOLF JUST

*Singt mir nicht immer doch von Schmerz und Tod,
Wenn Jägerruf und Herbstglanz heiß und rot
Aufjauchzen in Gestrüpp und Wald!
Singt lieber doch von heitren Wonnefesten,
Von Farbenorgien in Baumpalästen,
Von Dämmerungen blauumwallt!*

*Ahnt denn das Blatt des Winters Würge wut?
Gebührt von sonnenstarker Sommerglut
Löst es sich ab zu leichter Fahrt. —
Was liegt daran, wenn in gehöhlten Gossen
Bei Frühlingsturm und lenzestrunknem Sprossen
Zertretnes Laub dem Schlamm sich paart!*

*Bewahrt von unsichtbarem Tempelwächter,
Fühl ich den Drang aufsteigender Geschlechter
Schon im Portal des Lichtes stehen.
Siehst du die Herbstsonn' dort verblutend sinken?
Komm, laß des Lebens Lust uns hastig trinken,
Das Haupt umkränzet, in die Nacht dann gehn!*

„Fritze Michel“, der letzte Nachtwächter

Ein vergessenes Nonnweiler Original

VON FRANZ JOHANN

Die ältere Generation hat ihn noch gut gekannt, diese klobige, vierschrotige Gestalt mit dem breiten Rücken, mit den wuchtigen Fäusten, welche die Gewalt eines Schraubstockes hatten, dazu das gutmütige Gesicht, in dem ein Paar lebhaftes Äuglein pfiffig in die Welt hinaus lugten. Wenn die Alten sich vergangener Zeiten erinnern, oder man entsinnt sich der Jugendjahre, immer wieder kommt man auf ihn zu sprechen, denn in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war „Fritze Michel“ für Nonnweiler ein Begriff.

Sein richtiger Name lautete Michel Hohnecker. Sein Vater, Fritz Hohnecker, gebürtig aus Templin (Brandenburg), von welchem Michel seine Originalität geerbt hatte, war als junger Bursche in einem Heerestroß der Blücherarmee 1794 mit nach Frankreich gezogen. Nach dem Rückzug desselben über den Rhein blieb der junge Hohnecker in Nonnweiler hängen. Nach einer bestimmten Zeit, in welcher er sich als Tagelöhner recht und schlecht durchschlug, übertrugen ihm die Bauern das Hüten der Herden, so daß der Gründung einer Familie nichts mehr im Wege stand.

Auch Michel als der älteste Sproß dieser Ehe wurde Hirt. Er teilte sich mit seinem Vater in diesen Beruf und verlebte stille und geruhsame Stunden in der Einsamkeit des „Nonnweiler Wildlandes“ und auf dem „Hascheid“.

Doch auch ihn ergriff in der Not der damaligen Auswanderungsjahre das Reisefieber. Gleich vielen anderen betete er sein letztes Vaterunser auf dem Heimatboden vor dem alten Hubertuskreuz, um dann als junger Mann von einigen zwanzig Jahren den Fußmarsch nach dem Hafen Antwerpen und damit die Überfahrt nach Amerika anzutreten.

Doch die Anwesenheit in der „Neuen Welt“ sollte für Michel nicht von allzu langer Dauer sein; nach einem halben Jahre landete er wieder in der Heimat. Die Gründe zu dieser baldigen Rückkehr mögen verschiedener Art gewesen sein; jedenfalls hat das Heimweh eine wesentliche Rolle dabei gespielt. Über die Ursache seiner baldigen Rückkehr befragt, gab Michel die Antwort: „Jo, et war dort alles gut und schön, awer — et war kein Hoschelt (Hascheid) do!“ Er teilte sich wieder mit seinem Vater in den Hirtenberuf und wurde zudem am 1. April 1854 von der Gemeinde als Nachtwächter angestellt, worüber die Niederschrift der Gemeinderatssitzung des gleichen Tages Aufschluß gibt.

Der unter dem Vorsitz von Ortsvorsteher Junk versammelte Gemeinderat: „In Erwägung, daß der Nachtwächter Feit hierselbst seine Stelle gemäß Protokollerklärung vom 30. Februar dieses Jahres freiwillig niedergelegt hat, daher eine andersweite Besetzung dieser Stelle nötig ist, schlägt zu dieser Stelle den im Lesen und Schreiben hinreichend erfahrenen und auch energischen Michel Hohnecker, 37 Jahre alt, Tagelöhner zu Nonnweiler, vor, gegen ein jährliches Gehalt von 20 Thalern, unter der Bedingung, daß er auf dreimonatliche Kündigung angestellt werde. Das Gehalt soll er von heute an, von wo ab er dieses Amt provisorisch übernommen hat, beziehen.“

Michel war jetzt in seinem Hauptberuf Nachtwächter, nebenberuflich Hirt. Zu seinen Pflichten gehörten vor allem seine nächtlichen Rundgänge von nachts 11.00 Uhr bis morgens 4.00 Uhr. Da die Dörfer unserer Heimat damals durchweg nur das Strohdach kannten, hatte er vor allem auf Brand zu achten.

Auch für Ruhe und Ordnung in nachtschlafener Zeit war er mitverantwortlich. Dann hatte er auf seinem Rundgang die Stunden kundzutun mit einem Pfiff auf seiner Trillerpfeife. Die Stellen, an welchen dieser Pfiff zu erfolgen hatte, waren genau festgelegt. Der erste Pfiff erfolgte an der Kurve „Unter der Fels“, der zweite vor dem Pfarrhaus, der dritte im heutigen Mühlenweg beim Hause Frank, der vierte „Auf der Geig“ beim alten Gasthaus Hower, der fünfte in der Trierer Straße beim Kloster und der sechste und letzte in der Dorfmitte vor dem heutigen Gasthaus Lauer. Damit war der erste Rundgang beendet. Um 12.00 Uhr erfolgte die zweite Runde mit zwei Pfiffen an den vorgenannten Stellen und so fort jede Stunde bis 4.00 Uhr morgens mit dem Unterschied, daß um 1.00 Uhr wieder mit einem Pfiff begonnen wurde und dann nach den folgenden Stunden die betreffenden Pfiffe erfolgten. Michel erledigte gewissenhaft seine Aufgaben, am Tag bei seiner Schweineherde auf dem „Hascheid“ oder auf der Trift in der „Kellerbach“, nachts auf seinem dienstlichen Rundgang. Außerdem hatte man ihm das Amt eines Abdeckers übertragen und jeder Fuchs, den Förster Laudes im Winter erledigte, wurde von Michel seines Pelzes entkleidet. Für den sogenannten Fuchskern hatte er aber eine besondere Verwendung. Er hing diesen an einer Kette drei Tage und Nächte in die winterlich-kalten Fluten des Primsbaches. Durch diese Behandlung wurde dem Fuchs der Ranzgeruch vollständig entzogen. Er gab dann für Michel und seine Familie einen köstlich duftenden Braten ab.

Auch machte Michel manche dienstlichen Gänge nach auswärts. Über einen dieser Art ist nach einer mündlichen Überlieferung folgendes berichtet: „Michel war im Auftrag des damaligen Amtsbürgermeisters Junk nach Hermeskeil. Gleichzeitig sollte er dort mehrere private Kommissionen mit diesem Gang erledigen. So sollte er dem Gastwirt Dellwing zwei Krüge mit Branntwein aus der dortigen Brennerei Weber mitbringen. Die Frau des Amtsbürgermeisters hatte ihm den Auftrag gegeben, die gestärkten, weißen Hauben mitzubringen, welche für sie, für die Schwester Suse des Pfarrers Mergens und für verschiedene andere Bürgersfrauen bestimmt waren. Denn es war einige Tage vor dem 3. November, Hubertuskirmes, und nach der damaligen Tracht gehörte die gestärkte, weiße Haube zum Festkleid. Michel, immer zuverlässig, hatte alle Aufträge in Hermeskeil erledigt. Auf dem Heimwege wollte er dann die Branntweinkrüge in der Brennerei Weber, die am Ausgang des Ortes lag, mitnehmen. Gesagt, getan. Aber der Aufenthalt in der Brennerei blieb nicht ohne Folgen. Schwankend, mit schwerer „Schlagseite“, verließ Michel den gastlichen Ort. An einem Strick baumelten über die Schulter die beiden Krüge, einer vorn, einer hinten. In der Hand eine große Tüte mit einem Dutzend weißer, gestärkter Festtagshauben, so verließ Michel Hermeskeil.

Alles ging gut durch den Hermeskeiler Wald, bis die Höhe oberhalb von Nonnweiler erreicht war. Brausend warf sich hier der Nordweststurm Michel entgegen. Im Torkeln und Schwanken von einer Straßenseite zur anderen schlugen die am Strick baumelnden Branntweinkrüge mit einem lauten „Krach“ zusammen. Scherben splitterten auf der Straße, die beiden Krüge waren zerbrochen. Entsetzen sträubte Michels Haar, und gerade in diesem fürchterlichen Augenblick entführte der Sturm die Tüte mit den zwölf Hauben. Jetzt aber erwachte in Michel das Bewußtsein. In langen Sprüngen jagte er der Tüte nach, die inzwischen den größten Teil ihres Inhaltes dem Winde preisgegeben und über die Sturzäcker verstreut hatte. Aber Michel ruhte und rastete nicht eher, bis er auch die letzte der flüchtenden Hauben wieder eingefangen und mit seiner klobigen Faust an ihren ursprünglichen Platz in der Tüte zurückbefördert hatte. In welchem Zustand, das war eine andere Frage. Aber mit Seelenruhe lieferte er bei der Frau Bürgermeister die Tüte mit den Hauben

und die dazu gehörende Liste der Empfänger ab und nahm das Trinkgeld, einen Taler, in Empfang, den er aber sofort beim Gastwirt Dellwing in Zahlung gab für die verunglückten Branntweinkrüge. Jedenfalls ist eines fest verbürgt; an diesem fraglichen Hubertustage hat keine der auf diese Art mit weißen Hauben belieferten Bürgersfrauen die althergebrachte, festliche Kopfbedeckung getragen.

Und wieder einmal war Hubertustag. Am zweiten Feiertage, dem Kirmesmontag, saß Michel in der Gastwirtschaft Haubert, der heutigen Hubertuschenke, und trank Branntwein. Dabei sei ausdrücklich hier betont, daß Michel kein Gewohnheitstrinker war, nur ab und zu hatte er eben „seinen Tag“. Schon mehrere Male hatte der Wirt ihm das leere „Knuppenglas“ gefüllt, als in dem Trubel der allgemeinen Feststimmung ein spindeldürrer Männchen auftauchte, welches sich als Kartenschläger produzierte und, die Gelegenheit ausnutzend, sich einige Groschen zu verdienen gedachte. Nachdem der Kartenschläger unter vielem Hallo der anwesenden Burschen diesen die vermeintliche Wahrheit aus den aufgedeckten Karten gesagt hatte, machte einer aus der Runde den Vorschlag, auch einmal dem „Vetter Michel“ die Karte zu schlagen.

Gespannt verfolgten alle Anwesenden den nun kommenden Vorgang. Was würde wohl dabei herauskommen, und das war wohl die Hauptsache: Wie würde Michel auf die Weissagung des Kartenschlägers reagieren?

Beide saßen sich gegenüber. Nachdem die Karten zum ersten Male ausgebreitet waren, verkündete das Männchen: „Sie werden ein sehr hohes Alter erreichen!“

„Prost Compère“, sagte Michel, ein Ausdruck, der heute noch in Nonnweiler gebräuchlich ist und soviel bedeutet wie Gevatter, Bursche.

Das zweite Aufdecken ergab das Resultat: „Sie werden eine große Erbschaft machen und sehr reich werden!“ „Prost Compère“, war Michels Antwort, und „Geb meinem Compère einen Schnaps“, sich an den Wirt wendend.

„Aber“, sagte das Männchen, und deckte zum dritten Male die Karten auf, „aber Sie werden vor Ihrer Frau sterben!“ Das hätte nach der reichen Erbschaft nicht kommen dürfen. „Eweil kriescht dau mir de Mangel“, und mit seinen gefürchteten Schraubstockfäusten umgriff Michel den spindeldürren Hals seines Gegenübers, und wenn die Burschen nicht hinzugesprungen wären und hätten mit Gewalt diese Fäuste geöffnet, die Sache würde ein böses Ende genommen haben. Eilig raffte das Kartenmännchen seine Bilder zusammen und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Seinen urwüchsigsten Streich aber beging Michel, als er seinerzeit dem Amtsbürgermeister Britten das Hüten der Schweineherde übertrug, und das war so:

Silvesternacht. In jedem Winkel des Dorfes knallten die Pistolen, was den Polizeidiener Barth in begreifliche Aufregung versetzte. Denn dieser war für die Ruhe in dieser Nacht an erster Stelle verantwortlich, die zweite Verantwortung für das nächtliche Treiben fiel Michel als Nachtwächter zu.

Aber, wie sich der Polizist auch abmühte, der Ruhestörer habhaft zu werden, Michel saß seelenruhig im alten Gasthaus Hower und trank Branntwein, er hatte eben „seinen Tag“.

Auch Amtsbürgermeister Britten hatte im gleichen Lokal Platz genommen und beobachtete stirnrunzelnd seines Nachtwächters Tätigkeit, während draußen in dunkler Winternacht die Pistolen und Karabiner immer lauter knallten. Zudem erschien jetzt auch noch der Polizist und machte dem Bürgermeister Meldung über das Fehlen des Nachtwächters.

Jetzt mußte die Obrigkeit einschreiten. Herr Britten begab sich zum Tisch, wo Michel ganz allein vor sich hindöste: „Hohnecker, Sie gehen jetzt sofort ihrem Dienst nach und unterlassen das Trinken!“, war der Befehl des Bürgermeisters. Michel sah denselben mit seinen pfiffigen Schweinsäuglein an, blieb ruhig sitzen und — schwieg.

Der Bürgermeister nahm seinen Platz wieder ein in dem Glauben, Michel würde sich aufmachen. Aber keineswegs, er bestellte einen neuen Schnaps, während draußen im Dorf die Schüsse nicht schweigen wollten. Und wieder befahl der Bürgermeister: „Hohnecker, Sie verlassen aber jetzt sofort das Lokal und sehen draußen auf Ordnung!“

Auch hiervon nahm Michel keine weitere Notiz, sondern verabfolgte sich einen kräftigen Schluck. Alle Anwesenden, die Eigenart Michels zur Genüge kennend, erwarteten mit Spannung, wie diese Auseinandersetzung zwischen Polizeibehörde und Nachtwächter zu Ende gehen sollte, da ertönten draußen vor der Haustür zwei fürchterliche Donnerschläge, der „Buddinger“ hatte einen alten Reiterkarabiner abgefeuert, dessen einzelne Bestandteile dem Schrotthaufen der Mariahütte entnommen und für einen neuen Gebrauch zusammengesetzt waren. Schnell die abgeschossenen Läufe zwischen die Scheite des Klafferholzes geschoben, das vor dem Lokale stand, und grinsend betraten einige Burschen die Gaststube.

Das war Herrn Britten zuviel. „Hohnecker“, mit drei Sätzen stand er vor Michel. „Zum dritten und letzten Male sage ich Ihnen, verlassen Sie jetzt sofort das Lokal und machen Sie Ihren Dienst. Im nochmaligen Weigerungsfalle werden Sie als Nachtwächter abgesetzt und Sie dürfen auch die Schweine nicht mehr hüten!“ Jetzt erwachte Michel aus seiner Lethargie.

„Dann hütscht Dau se“, sagte er, und beschäftigte sich mit seinem Brantweinsglase, ohne die Androhung seines höchsten Vorgesetzten weiter zu beachten. Herr Britten stand sprachlos, schüttelte den Kopf und nahm seinen Platz beim alten Oberförster Theisen wieder ein, während die Burschen über die Abfuhr der Obrigkeit feixten und Michel für die nächsten Stunden so mit Schnaps traktierten, daß sie ihn dafür aber auch in den frühen Morgenstunden des heraufdämmernden Neujahrstages auf einer Bahre heimtragen mußten.

Michel blieb Nachtwächter und Schweinehirt. Es würde zu weit führen, alle Anekdoten, die um seine Person ranken, aufzuführen. Er starb am 28. Januar 1897. Mit ihm der letzte Nachtwächter des Dorfes, denn keines seiner Ämter wurde nach seinem Tode wieder besetzt. Die urwüchsige Originalität seiner Person sei durch diese Schilderung für kommende Geschlechter festgehalten.

*Daß ich wieder singen und jauchzen kann,
daß alle Lieder geraten,
verdank' ich nur dem Streifen Tann,
den silbernen Hochwaldpfaden.
Aus schwarzem Buch erlernst du's nicht,
auch nicht mit Kopfzerdrehen:
o Tannengrün, o Sonnenlicht,
o freie Luft der Höhen!*

Viktor von Scheffel

Hippelsepp

VON NIKOLAUS SCHÜTZ

Niemand wußte so recht, wie der alte Hippelsepp in die Dorfgemeinschaft geraten war. Wie ein Komet in der Erdnähe sichtbar wird, so war auch er plötzlich aufgetaucht und auch dageblieben, ohne lange zu fragen und zu bitten, mit der unbeschwerten Selbstverständlichkeit, wie sie fahrenden Leuten eigen ist, die wie die Spatzen in der Dachrinne überall zu Hause sind. Wie der Herbstwind ein vom Zweig gerissenes Blatt über das kahle Feld hetzt, ihm zuweilen eine Atempause gönnt, um es dann mit erhöhter Kraft vor sich herzutreiben, so war auch der alte Landstreicher im frühen Dämmern eines Oktobertages den steilen, holprigen Hohlweg hinabgestolpert, der zwischen den Hecken hindurch zum Dorfe hinablenkte.

Ein scharfer Ost fauchte über die Höhe, pfiff ihm feindselig um die Ohren und zwang ihn zu größerer Eile, daß sein lahmes Bein Mühe hatte, mitzukommen. Dazu behinderten ihn noch die Flügel seines viel zu langen Rockes, die mit den ausgestopften Taschen ihm um die ungleichen Beine baumelten... Donnerlitsche, so war auch der alte Landstreicher im frühen Dämmern eines bärtige Gesicht und ruckte am farblosen Halstuch. Vom Schaumberg her kam, wie die wilde Jagd, ein gewaltiges Brausen, indem der Sturm pfeifend durch die Tannen fegte, die Buchenstämme erzittern ließ und sich in den Eichenknorren verbiß. Wolkenbündel jagten an der Mondsichel vorbei wie fliehendes Wild vor den Hunden.

Vorbei waren mollige Sommernächte, zerstört die traute Gemeinschaft mit Vogelstimmen, Blumen und bunten Faltern. Alle waren sie vor der Gewalt des Herbststurmes gewichen, entweder gestorben oder in die Flucht getrieben. Er allein war von der fröhlichen Gesellschaft übrig geblieben. Da mußte man sich auch langsam umsehen...

Aus den Bauernhäusern fiel schon mattes Lampenlicht auf die Wagen vor der Tür, auf Pflug und Egge, die an die Hauswand gelehnt, auf die Winterruhe im trockenen Schuppen lauerten. Da schlich der Alte still und unauffällig an den Höfen vorbei, um sie mit Kennerblick auf ihren Gastwert zu schätzen. In den Ställen herrschte lebhaftes Treiben, wie es die Futterzeit mit sich bringt. Die Pferde stampften ungeduldig das Pflaster. Das hungrige Rindvieh schüttelte aufgeregt die Köpfe und klirrte mit den Bindeketten. In den Stuben trieben die Kinder, sich selbst überlassen, laute Kurzweil. Sogar die Dorfhunde hatten sich durch die Dunkelheit und das üble Sturmwetter in die Häuser und Scheunen treiben lassen, so daß der Bettler ungestört und ohne Hast seine Wahl für die Nacht treffen konnte.

Am alten Gasthof, der breit und behäbig an die Straße gedrängt lag, durch ein mächtiges Gehörn über der Haustür noch als Metzgerladen gekennzeichnet war, blieben die prüfenden Blicke gefangen. Hinein spähten sie in die alte, niedrige Küche hinter dem kurzen Hausgang, der den Verkaufsstand von der Wirtsstube schied. Waren es die riesigen Fleischstücke an den Eisenhaken, daß der Alte nicht wegkam oder die verschiedenfarbigen Wurstringel, die in den Stangen hinter dem Ladentisch schaukelten? Oder war es gar die Bas Lena, die greise Wirtin, die mit der Last ihres Alters und den Beschwerden der gichtigen Beine schwerfällig über die Steinplatten schlürfte. Wohl kaum, denn in ihrem faltigen Gesicht lag ein unwirscher Zug, der durch die hän-

genden Mundwinkel noch verschärft wurde. Und dennoch. Sepps menschenkundiges Auge ließ ihn bei der Alten um Unterkunft bitten für die Nacht. Nicht als willkommener Zahlgast; dazu hätten die mühsam erbettelten Kupfermünzen nicht gereicht. Diesem Zweck durfte kein Pfennig geopfert werden; seine Quartiere waren bescheidener und auch billiger. Sein Bettlerinstinkt hatte hinter der mürrischen Maske der alten Frau die warme Seele entdeckt, die manchem Menschen innewohnt, die mit Poltern Wohltaten spenden und lieblos scheinen.



Schon langte die Bas mit dem verzinnten Schöpfer in den Kessel, wo Blut- und Leberwürste im Siedewasser der Reife entgegenbrodelten und füllte einen Teller mit heißer Wurstbrühe, auf der große Fettinseln schaukelten. Aus der Tiefe einer verborgenen Tasche angelte der Alte ein Stück dunkles Bauernbrot, das in großen Bissen mit den Fettaugen im zahnarmen Munde verschwand. Die Bas hantierte am Geschirr, ohne sich viel um den sonderlichen Gast zu kümmern. Ihre kleinen Fragen wurden zwischen zwei Löffeln Suppe mit kindlicher Schüchternheit kurz beantwortet.

Ja, mit der Unterkunft war das so eine Sache. Wenn die Bas das mehr als bescheidene Äußere ihres Gastes überflog, den zusammengebettelten Anzug, der vielen Herren gehört haben mochte, das verwüstete Schuhwerk, dann stiegen in ihr Bedenken auf. Die Erfahrung drohte über die Neigung Herr werden zu wollen. Doch aus dem grauen Wirrwarr von Bart- und Haupthaar blickten treuherzige Kinderaugen, die nicht zu dem Bettler passen wollten. Gegen eine Übernachtung im Stall war nichts einzuwenden. Heu und Stroh versprachen ein molliges Nachtlager.

Im Bretterschlag drückte sich eine weiße Ziege vor dem ungewohnten Geruche des fremden Besuchers ängstlich an die Raufe. Erst als er später begann, mit Brotspenden freundschaftliche Beziehungen anzubahnen, verlor sich langsam die Scheu des Tieres.

Der Sepp war im Hause geblieben, hatte der alten Bas willig und dankbar die kleinen Handreichungen besorgt, die die Last ihres vielgestaltigen Tagewerks erleichtern halfen. Treu wie ein Hund und jeden Winkes gewärtig hatte es der

Alte durch seine nie versagende Bereitwilligkeit schließlich erreicht, sich bei der alten Frau unentbehrlich zu machen.

Nachdem sich erst das Haus an die Ungewöhnlichkeit seiner Erscheinung gewöhnt und ihn in seine Gemeinschaft aufgenommen hatte, wurde er auch langsam im Ortsbilde heimisch. Die Bauern kümmerten sich kaum um den Landstreicher, wunderten sich höchstens über den bescheidenen Logiergast der Bas, und damit war die Sache erledigt. Selbst die Buben des Dorfes, denen man sonst schon ruhig eine Ungezogenheit zutrauen durfte, ließen ihn in Ruhe, weil er sich durch seine Bindung an ein Haus des Dorfes eine Rückendeckung verschafft hatte. Lediglich ein Spitzfindiger unter ihnen, dem der Schalk aus den hellen Augen lachte, hatte die versteckte Ähnlichkeit zwischen des Alten unregelmäßigem Gang und den Hoppelschritten eines Hasen herausgefunden, was ihm den Beinamen „Hippelsepp“ eintrug. Sepp machte keine Einwände gegen diese kleine Bosheit, die ihn ohnedies nicht viel genützt hätten. Im Dorf hieß er fortan der Hippelsepp, sofern er einmal Erwähnung fand.

Wenn sich die Bas in der Folgezeit in einem Anflug weiblicher Neugier schon einmal so zwischendurch für Sepps Verhältnisse interessiert hatte, dann war er stets plötzlich still geworden, hatte sich in sich selbst verkrochen, wie sich eine Schnecke in ihr Haus flüchtet. Mit unbeholfenem Kinderblick im Gesicht wußte er über die unbequemen Fragen hinwegzugleiten, ohne sich offenbaren zu müssen. Das gelang in der Regel dadurch, daß er harmlos in ein neutrales Gespräch einzulenken verstand. Soviel hatte die Hartnäckigkeit der Bas doch tropfenweise herausgepreßt, daß der alte Sepp aus geregelten, bäuerlichen Verhältnissen stammte und irgendwo im weiten Saarlande Frau und Kinder habe. Mehr war nicht aus ihm herauszubringen.

Die leise Hoffnung der Wirtin, ihren Schützling durch die bescheidene Häuslichkeit, die er bei ihr genoß, doch noch in eine geregelte Bahn lenken zu können, blieb unerfüllt. Dafür war es schon zu spät. Wie ein abgrundtiefer Kratersee seine Opfer nicht mehr herausgibt, ebensowenig wird es gelingen, sich aus den Fängen der Landstraße zu winden. Die scheinbare Seßhaftigkeit des alten Mannes, die ihn doch der Sorge um Hunger und Kälte enthob, wurde immer wieder von kleinen Ausflügen in die Umgebung unterbrochen. Er, der keine Not mehr litt, focht entlegene Dörfer durch, von wo er abends mit vielfach geformten Brotstücken im Joppenfutter und gebettelten Pfennigen in der Weste seiner neuen Heimat zu humpelte. Die Geiß sog den wohlbekannten Brotgeruch, der den Kleidern ihres Freundes entströmte, gierig in die Nüstern, reckte den hageren Hals in der Kettenschlaufe weit nach vorn, indem sie im Vorgefühl bevorstehender Genüsse laut und glucksend leer schluckte.

Von einem Schuttplatze irgendwo, wo Hippelsepp die Abfälle eines Dorfes auf ihren Gebrauchswert hin untersuchte, brachte er eine verabschiedete Kleiderbürste mit nach Hause, mit deren spärlichen Resten von Borstenhaar er seiner Ziege allabendlich das weiße Fell bürstete und glättete. Zärtlichkeit lag in diesem Liebesdienst. So weich und vorsichtig hantierten Mutterhände, wenn sie ihrem Liebling putzige Zöpfchen flochten. Sie vergalt ihm ihrerseits die Sorge um ihr Wohlergehen durch eine rührende Anhänglichkeit, der sie dadurch Ausdruck gab, daß sie den hornlosen Kopf an seiner Schulter scheuerte und mit der rauhen Wiederkäuerzunge über seine welke Hand fegte. Dabei sah sie ihn mit ihren gelben Bernsteinaugen treuherzig und dankbar an, als äußerer Ausdruck einer innigen Freundschaft zwischen Mensch und Tier, die sich auch ohne Worte verstanden.

An Sonntagnachmittagen, wenn vorn nach der Straße zu die Gäste im niedrigen Schankraum laute Reden führten und dichter Qualm sich an der

tiefen Decke zusammenballte, dann verkroch sich Hippelsepp in die schützende Stille des Hinterhauses, weitab von Lärm und verdorbener Luft.

Ein mächtiger, runder Hartstein, wie sie am Berge aus dem Vulkansand hervorglugten, mit dem verrosteten Dengelstock lag noch von früher her unter dem alten Nußbaum am Holzplatz. Dort saß er geruhsam und wunschlos auf einem alten Sack, flocht das krumme Bein über das gesunde und blinzelte genießerisch in die Lichtflut der Sommersonne. Im Stall ringelte sich die Geiß auf dem reinlichen Heupolster und wiederkaute emsig an den saftigen Weißdornsprossen, die ihr Sepp zu Mittag gereicht hatte.

In diesen stillen Sonntagsfrieden flatterten auf einmal feine Pfeiftöne von Sepps Lippen, die hinter dem Wirrbarte des Alten verborgen lagen. Neckische Finkenschläge und lustiges Gezwitscher, daneben kunstvolle Triller und geschmeidige Tonwellen, wie sie der Künstler aus Saiten lockt. Das hatten ihn sommerzeits die Waldvögel gelehrt, wenn er sie am Wegrain heimlich beauschte.

Bald stellten sich auch die Gäste ein, Buben mit braunen Gesichtern und niedliche Mädchen mit Wuschelköpfen, mit Baumelzöpfchen, die den Alten im Kreise umlagerten und mit ihm plauderten wie mit ihresgleichen. Er konnte den Kindern die Namen der Blumen und seltenen Pflanzen nennen, sogar die lateinische Bezeichnung. Das hatte ihn sein Wanderkamerad, den man in Kundenkreisen den „Blumendoktor“ nannte, in zwei langen Sommern, die sie zusammen gereist waren, gelehrt. Tausend kleine Überraschungen und Handfertigkeiten, die er im langen Umgang mit vielen weitgereisten und nicht zeitgebundenen Menschen gelernt hatte, schufen ein nahezu herzliches Verhältnis zwischen den Kindern aus der Nachbarschaft und dem stillen Alten, der so unterhaltsam sein konnte.

„Sepp, geh, mach wie ä Bulldogg!“, begehrte Nachbars Peter. Der Chor der Mädchen jauchzte und schalt: „O, du mit deinem Bulldogg“. „Sepp, geh, pfeif wie die Vögel!“ Peters Antrag unterlag der Stimmenmehrheit der Gegenseite. Hippelsepp glitt mit der Zungenspitze zwischen den Lippen durch und begann sein Waldkonzert. So plauderte ein Amselpärchen, vielgestaltig in Rede und Gegenrede, in Frage und Antwort, wenn es in der Hainbuche in der Vorfrühlingssonne von seiner jungen Liebe und vom bevorstehenden Nestbau schwatzte. Hinüber glitt die Melodie in den Gesang der kleinen Nachtigall, die in weichen Sommernächten all ihren Jubel, ihre stille Freude, ihr Liebesglück, aber auch all ihre Sehnsucht mit der Vielstimmigkeit ihrer kleinen Kehle in den Nachtwind schluchzt. Hinüber hüpfen die Töne zu den übrigen Sängern, den Drosseln und Ammern, dem Hänfling und dem feinen Meisengezirr, um auszuklingen im Klageruf des Käuzchens, das in mond hellen Sturmnächten die Menschen ängstigt. ... Gefangen von soviel Schönheit, von soviel der Natur abgelassenen Tonkunst standen die Kinder mit großen Augen stumm, bis Peter mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit wieder „den Bulldogg“ in die Stille zerzte.

Hippelsepp mußte für die Nachahmung dieser großen Hunderasse die Hände zu Hilfe rufen, die er in der Mundgegend zu einer großen Muschel formte, um dem wütenden Bellen, Knurren und Röcheln die gebührende Resonanz bieten zu können. Aber auch kleinere Hunde wurden vorgeführt, wie sie sich in ihren verschiedenen Lebenslagen stimmlich benehmen.

Ja, ja, die Hunde... Wieviele hatten im Laufe der langen Jahre in sein armseliges, unstetes Wanderleben hineingebellt und ihm das Leben vergällt. Wie hatte er als junger Wanderer sich gegen die kläffenden Dorfköter aufgelehnt, mit dem gewundenen Eichenstock sich ihrer wütenden Angriffe erwehrt,

bis er zuletzt sämtliche Hunde des Dorfes auf seine Spur gesetzt hatte, die nach seinen Lumpen schnappten und ihn bis über die Dorfgrenze hinaus verfolgten. Erschöpft von dem Hader und der Dorfeinnahme verlustig, hatte er sich dann am Wegrande erholt und dabei die Unzulänglichkeit seiner Kampfweise erkannt. Der reife Mann, nunmehr vertraut mit den ungeschriebenen Gesetzen der Landstraße, hatte die Sache von der anderen Seite angefaßt. Wie der erste Köter vor der ungewohnten Gestalt und dem fremden Geruch die Rückenborsten zu sträuben begann, dann langte der Sepp in den Abgrund seiner Taschen und warf dem Tier mit beruhigenden Worten Brotstücke vor und erstickte dadurch den Aufruhr um seine Person im Keime. Philosophie der Landstraße!

Sepp fühlte plötzlich mit naturgebundener Witterung des Tieres irgend einen heimlichen Angriff auf seine Person. Die Kinder folgten seinem unruhig suchenden Blick die Giebelwand des Nachbarhauses hinauf, wo im Fenster das verhutzelte, alte Gesicht der alten Jungfer Käth zu sehen war, die seine Ruhe bedrohte und mit heißen Blicken der erloschenen Männlichkeit des Bettlers nachgierte. Sofort rutschte das übergeschlagene Bein auf die Erde zurück; der Alte stand unvermittelt auf und schritt durch die Reihe der verblüfften Kinder und verschwand im Halbdunkel des Stalles. Die obere Hälfte der Tür



flog zu; der Türriegel schnarrte in seinen rostigen Haltern wie eine schrofte, eindeutige Abkehr. Die Kinder witterten in der ohnedies unbeliebten, kinderfeindlichen Jungfer, ohne allerdings die Zusammenhänge zu ahnen, die Ursache der vorzeitig unterbrochenen Unterhaltung, zogen Mäuler zum Giebelfenster hinauf und verliefen sich grollend in den Gassen.

Wie im sinkenden Jahr der Nußbaum an der Aschengrube kahl stand und der warme Stalldunst sich an den kalten Scheiben zu Tropfen verdichtete, da begann es auf der Schütte unter der dünnen Pferdedecke unbehaglich zu werden,

daß man nachts die Beine an den Leib ziehen mußte und die Kühle den Schlaf verscheuchte. Da hatte Sepp eine Lagerstatt in kluger Auswertung jeder sich bietenden Gelegenheit kurzerhand in den Verschlag der Ziege verlegt. Die gedrückte Enge erwies sich als dem gedachten Zwecke äußerst dienlich, und beide begrüßten die wohlthuende Wärme, die aus den dicht aneinander geklebten Körpern gegenseitig überströmte. Ein Gefühl molliger Geborgenheit entzündete sich dann in Sepps liebeleerem Herzen, das sich zu Liebkosungen und Schmeichelnamen gegen das Tier verdichtete, das die Worte in der Weichheit des Tonfalls verstand. Dann aber wurden plötzlich Erinnerungen in ihm aufgescheucht, die wie erschreckte Vögel über seine Bewußtseinsschwelle flatterten. Rückwärts wand sich sein Erinnern auf der endlosen Straße, die nun schon seit Jahrzehnten seine Heimat bedeutete. Was hatte sie ihm neben einer Fülle verborgener Reize und Schönheiten, aber auch an Lastern und Bitterkeiten auferlegt. Armut und Hunger, Mißtrauen und Geringschätzung waren seine steten Weggefährten. Wie hatten die Winterkälte und die taureichen Nächte dem obdachlosen Schläfer das Lebensmark zerfressen. Was gab es ungezogene Kinder und bissige Dorfhunde in der Welt. Männer in Uniformen und Dienstmützen hatten ihm stets Unbehagen verursacht, weil sie ihm sein abgegriffenes Reisebuch mißtrauisch durchstöberten. Nicht, als ob er dadurch in engste Konflikte geraten wäre. Immerhin birgt aber die oft erschwerte Lebenshaltung eines Landstreichers gewisse Klippen in sich, die sich nicht immer reibungslos umsegeln ließen.

Im Wohlgefühl der molligen Lagerstatt war es auch nur ein kleiner Gedankensprung zurück in den geregelten, bürgerlichen Teil seines Lebens. In ein kleines Bauerndorf im Gebirge schlichen seine Gedanken, huschten heimlich durch die Dorfgasse an ein Kleinbauernhaus, hinter dessen Fensterscheiben eine herbe Frau ernst und entschlossen mit den nun schon erwachsenen Kindern die Wirtschaft besorgte. Wie war er dazu gekommen, das schützende Dach, den geregelten Hausstand leichtfertig zu verlassen, die Wärme, die das Familienleben spendet, gering zu achten? Er wußte es selbst kaum noch. Ihm schwebte ein alter Groll vor, den er in solchen Stunden der Trostlosigkeit vor sich ausbreitete und heftige Reden dazu ersann. Dieser Pfeil war gegen eine Frau gerichtet, seine Frau, die, mit ihm gleichgeartet, in den ersten Jahren ihrer Ehe im ungleichen Kampfe um die Vorherrschaft im Hause seinen Willen überlagert hatte. In der Schroffheit seines starren Wesens hatte er Haus und Heimat verlassen und sich auf der Landstraße in die Reihe der Namenlosen geschlichen. Nachdem die Blutgebundenheit mit der Frau langsam verebte war, mied er ihre Nähe.

Auf seinen Irrfahrten hatte er sich nicht immer der Gedanken um seine Kinder erwehren können, die ihn wie krächzende, schwarze Vögel in seine trostlosen Nächte verfolgten, anklagend und voller Vorwürfe ob seiner Feigheit und Verantwortungslosigkeit. Als er aber dann erleben mußte, wie sie sich kalt von ihm abwandten, als er sich schuldbewußt, heimlich an sie herangeschlichen, um einen freundlichen Blick, ein liebes Wort von ihnen zu erhaschen, wie sie den verwahrlosten Landstreicher nicht als den Vater erkannten und unter dem zwingenden Einfluß der grollenden Mutter auch nicht erkennen wollten, da war die letzte Saite in ihm mit einem wehen Aufschrei zerrissen, da war er ganz ferngeblieben. Die düstere Parze hatte den hauchdünnen Faden, der ihn noch an die Familie band, vollends zerschnitten. Die Landstraße drückte ihm ihren Stempel auf und zwang ihn in die Gemeinschaft der Heimatlosen, die die Tücke des Schicksals aus teuflischer Lust am Zerstören durch die falsche Lebensweiche ins tote Geleise gelenkt hatte. Mit einer kurzen Abwehrbewegung der Hand schien er sich der lästigen Gedanken erwehren zu wollen, die ihn wie lauernde Wölfe umspürten. Im Vergleich zu früheren Jahren gelang

es ihnen heute nur noch selten, sich in seine Erinnerung zu drängen. Die Zeit war ihm ein mitleidiger Helfer geworden, die sich um jedes Geschehene bemüht, es zu mildern, zu verwischen und zu verwehen. Im Herzen des alten Hippelsepp war es leer und öde geworden wie in einem ausgebrannten Vulkan, aus dem nur noch selten ein dünnes Rauchzeichen aufsteigt. Seine letzte und einzige Sorge galt der Erhaltung seines unnützen und armseligen Lebens, des rein Körperlichen, dem die Zeit und der Sausewind auf der Landstraße die Seele leergefegt hatten.

Monate waren ins Land gegangen. Des Alten ziellose Wanderfahrt hatte durch die Notlandung im alten Gasthause ein vorläufiges Ende erfahren. Die alte Wirtin hatte eine unentbehrliche Stütze an ihm gefunden, die sich der freiwillig übernommenen Pflichten stets bescheiden und mit aller Sorgfalt entledigte. Auch die Dorfgemeinschaft erhob keine Einwände, zumal sich herausgestellt hatte, daß der Sepp eine durchaus harmlose Natur war, daß die Landstraße ihm lediglich eine andere Prägung verliehen hatte in Form einer gutmütigen Verkommenheit.

Selbst der Pfarrer war dem Alten nicht unhold gesinnt, seit er beobachtet hatte, wie der fremde Dorfgast sich heimlich in die Kirche geschlichen und wie der Zöllner in der Parabel demütig von ferne gestanden hatte. Da war doch in den Schränken und Truhen noch allerlei Brauchbares an Kleidern, Schuhe und Wäsche, das man weggeben konnte. Der Einladung in den Pfarrhof, die der Küster im Vorbeigehen übermittelte, folgte die dringende Vorstellung der alten Bas, sich durch eine ausgiebige Waschung am Laufbrunnen vor der Tür gebührend auf den bedeutsamen Gang vorzubereiten. Hippelsepp bekundete sein Verständnis für die ungewohnte Ehrung durch den aufrichtigen Versuch, sein Äußeres mit der Wichtigkeit der Stunde in eine leidliche Übereinstimmung zu bringen.

Wie erschrak aber die Bas, als sie hinterher den Alten in der Küche auf den Steinplatten liegend fand, das geliehene Handtuch in den verkrampften Händen, mit dem der triefende Bart getrocknet werden sollte. Um ihn stauten sich die Hausbewohner und Wirtshausgäste, die die Reglosigkeit des Körpers für eine vorübergehende Ohnmacht hielten und sich um ihn bemühten. Aber soviel man auch hin und her redete und dies und das versuchte, der Sepp regte sich nicht mehr; dem Pfarrhaus war die Gelegenheit genommen, Almosen spenden zu können. Da lag er steif und tot, und die Behörde, die sich um das armselige Leben des Bettlers nicht gekümmert hatte, bemühte sich von amtswegen um den einsamen Toten und sein bescheidenes Begräbnis.

Der Lenker des Totenwagens zerrte unwirsch, ob der mageren Pflichtfahrt, an den Lenkriemen der Pferde. Die schwarzen Trauerdecken hatte er ihnen auch nicht aufgelegt. Wozu denn, wenn nirgends Trauer ist. Hinter den schwankenden Vorhängen des Wagens stand der schlichte Armensarg, nur seinem traurigen Zwecke dienend, ohne jeden Schmuck. Der Pfarrer begleitete den toten Sepp auf seinem letzten Weg. Der Begräbnisritus macht keine Unterschiede zwischen arm und reich, er hat für alle dieselbe Form; das Gebet am Grabe gilt für den einen wie für den andern. Hinter dem Leichenwagen humpelte die Bas Lena, zu der sich noch die Großmutter aus dem Nachbarhause gesellt hatte, aber mehr der Gesellschaft halber; sonst niemand. Ein armes, unauffälliges Begräbnis hatte der Hippelsepp, nur der dringendsten Notwendigkeit dienend. Das war auch gut so, wie hätte auch ein prunkvolles Leichenbegräbnis zur Dürftigkeit des Toten gepaßt? Einer der Buben trug ein kleines Holzkreuz vor dem Wagen her, das den Grabhügel kennzeichnen sollte. Hippelsepp wollte man nun doch nicht auf das schwarzgestrichene Holzkreuz schreiben, aber da man den richtigen Namen nicht wußte, unterblieb die

Aufschrift. Mit eiserner Zwangsfolge bedeckte das Schicksal auch den Grabhügel des Namenlosen von der Landstraße mit einem undurchdringlichen Schleier. Im Hause bei der Bas Lena fielen Worte der Anerkennung und des Bedauerns um den treuen Helfer im Haushalte. Vor ihrem tadelnden Blick verstummte auch die lose Rede des verlumpten Schusters, der die Ursache von Hippelsepps plötzlichem Tode dem ungewohnten Gebrauch des Wassers zuschreiben wollte. Das Dorf blieb ohne Regung; Sepp gehörte nicht zu ihnen.

Am Sonntag, als die Frauen des Dorfes nach alter Gewohnheit zum Friedhof am Dorfrand wandelten zu frommem Gebet und heimlicher Zwiesprache mit ihren Toten, da kamen sie auch an Hippelsepps frischem Erdhügel vorbei. Beim Nachbarn lagen noch verwelkte Blumen und Kränze mit verwaschenen Bandschleifen. Wer hätte Sepp einen Kranz stiften oder Blumen spenden sollen? So ganz ohne Schmuck war jedoch sein Grab auch nicht.

Auf dem grauen Lehmhügel lag ein Strauß Feldblumen, langstielige Margeriten, Wucherblumen und Irrwisch, säuberlich mit einem Grashalm zusammengehalten. Kinderhände hatten sie gepfückt und zusammengelegt, ohne Wahl und Regel, wie der Wegrain sie darbietet. Die Linden hauchten ihre Honigdüfte in die heranschwebende Dämmerung; von irgendwoher tönnten Amsellaute in die Stille.

Im Wirtshause scholl seit Tagen schon aus dem Stall das jammervolle Klagen der Geiß, die den Hals nach der Stalltür reckte, die Nahrung verweigerte und die Milch nicht hergeben wollte im Warten auf ihren treuen Freund, den toten Hippelsepp.

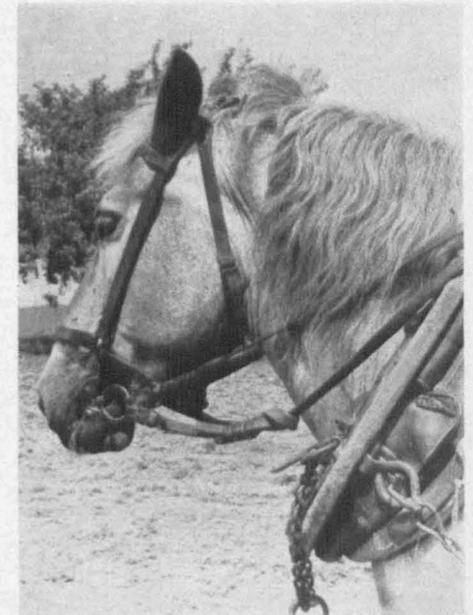


*Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht.*

Goethe

*He, alter guter Plumpian,
kennst du mich noch?
Fast scheint mir doch,
du lachst mich aus den großen
Augen an,
du Wegtrabant, du guter Tropf.
Komm her und reib den alten Kopf,
wie du's gewohnt, an meiner Schulter,
du stiller Schaffer, Freund
und Dulder!*

Jakob Kneip



Wie es damals war

VON ELSE ANNEMARIE KNEBEL

Bei jeder Grummeternte auf der Wiese hinter dem Garten kommen mir die Erinnerungen. Sie sind schon sehr alt, sie stammen aus der Zeit des letzten Jahrzehnts vor der Jahrhundertwende. So lag ich auch in diesem Jahr auf dem Balkon und blinzelte in die Sonne, als es draußen „losging“. Tuck — tuck — tuck — ganz nahe ein Motor. Der befand sich in einem Traktor, und der wieder zog einen ganz gewöhnlichen Heuwagen. Also „beinahe“ wie früher. Nun wird auf der Wiese hinter dem Garten der Grummet aufgeladen, der dort trocknet. Ganz genau wie früher war es zwar nicht; denn damals waren anstelle des Traktors, den es ja noch nicht gab, zwei kräftige braune Ackerpferde vorgepannt. Die gehörten meinem Großvater, und just die gleiche Wiese hatte er damals gepachtet. Sie existiert wahrhaftig noch heute, obgleich es wohl zum letzten Mal sein wird, daß dort Grummeternte sein kann, denn auch sie wird der Bauwut zum Opfer fallen. Diese Wiese liegt also am „Wassersack“, und der hieß damals schon genau so, nur war er ein Hohlweg, rechts mit Gärten bepflanzt, und links zogen sich die grünsaftigen Wiesen hin.

Die Leute beim Wagen begannen also sofort zu arbeiten, es waren zwei Männer und zwei Frauen. In glücklich müdem Sinnen verwischte sich mir das Bild: da stand oben auf dem Wagen der kräftige Großvater; die Magd Kordula rechte indessen auf der Wiese den Grummet zusammen, und der Ackerknecht Wendelin lud unwahrscheinlich riesige Gabeln des duftenden trockenen Grases immerzu, ohne aufzuhören, auf den Wagen. Eines war zwar anders: die zweite

Magd setzte sich von Zeit zu Zeit auf den Traktor, um den ein Stück weiter zu fahren, bis zum nächsten Grashaufen. Das störte mich. Ich vermifste das laute „Hüh-hott“, das einst die Gäule Hans und Liese angetrieben hatte, dieser „tote“ Motor parierte ohne jeden ermunternden Zuruf.

Aber wo war denn ich, das freche fünfjährige Ding, das stets mit der Nase dabei war? Schau, da kam ich ja gelaufen, gerannt, mit zwei Flaschen Sprudel für die Durstigen. „Es“ war aber kein Mädchen, nein, dieses „es“ war ein kleiner Bub (na, das „andere“ war dazumal auch mehr ein Bub als ein Mädchen gewesen!). Aber sonst war alles genauso: das Kind betätigte sich eifrig mit, es half sogar, als der Wagen ganz voll geladen war, ihn „abzukämmen“, damit er schön glatt ausgerichtet war, und „es“ setzte sich verbotenerweise auf den Wiesbaum, als der nun aufgerichtet werden sollte und wollte partout nicht herunter. Nur das Versprechen, daß es hoch oben mitfahren dürfe, bewog es schließlich, den Wiesbaum loszulassen.

Da, hoppla, ergriff es der Wendelin und warf es dem Großvater, der breitbeinig oben auf dem Grummet stand, unter Gejauchze hinauf. — Und ganz genau so war es gewesen, einst vor 67 Jahren. Ich war restlos glücklich, und es störte mich auch nicht mehr, daß keine Pferde wieherten, sondern daß der Traktor leise lostuckerte und durch die leere Wiese langsam davonfuhr. Ja — damals! —



Der Sommer.
Kupferstich nach einer Zeichnung
von Pieter Brueghel d. A.
(um 1520—1569)
von Pieter van der Heyden
(um 1530 bis um 1572).

Nun störet die Ähren im Felde
Ein leiser Hauch;
Wenn eine sich beugt, so bebet
Die andere auch.
Es ist, als ahnten sie alle
Der Sichel Schnitt —
Die Blumen und fremden Halme
Erzittern mit.

Martin Greif

Das unæelige Erbe

Eine seltsame Geschichte

VON RUDOLF JUST

Die Feuersirene heulte durchs Dorf, und die Sturmglocken wimmerten über die Dächer: auf Gut Imsbach brennt's! Über den großen Wald hin, der sich zwischen Theley und dem Hofgut ausdehnte, wälzten sich die Rauchmassen in schwarzen und giftig-gelbgrauen Schwaden dem Schaumberg zu. Von den umliegenden Dörfern rasten die Feuerwehren heran, aber sie konnten wenig mehr ausrichten, denn die aus Fachwerk bestehende Scheune, bis unter die Sparren gefüllt, gab dem gefräßigen Maule der Flammen eine willkommene Nahrung. In kurzer Zeit war das Gebäude vom Feuer aufgezehrt, und der Wind wirbelte die glimmenden Reste der Strohschütten als ein schauerlich schönes Funkengestöber durch die Luft.

Der alte Gutsbesitzer, ein gebürtiger Bretone mit Namen Raymond Chérhac, stand unbeweglich wie eine Bildsäule vor dem schwelenden Haufen und starrte geistesabwesend vor sich hin. Ein großer Teil seiner Ernte war vernichtet, dazu hatte der brave Knecht in den Flammen den Tod gefunden.

Der grausige Unglücksfall ließ die Gemüter der Theleyer tagelang nicht zur Ruhe kommen. Was aber wie ein unheimliches Gespenst von Haus zu Haus lief, über Hecken und Gartenzäune hinweg einander zugeraunt wurde, war das Gerücht, der alte Chérhac habe das ganze Unheil vorausgesehen. Anna, das Zimmermädchen, hatte nämlich ihrer Freundin aus dem Dorfe erzählt, schon mehrere Wochen vorher habe der Herr Andeutungen gemacht, ein großes Brandunglück werde über den Hof kommen. Auch einen Leichenzug, der aus dem Hoflore herausgekommen sei, habe er gesehen. Frau Chérhac, die um zwölf Jahre jünger und sehr resolut war und von der seltsamen Gabe ihres Mannes zu Vorahnungen wußte, habe ihm die Sache auszureden versucht, es sei dummes Zeug, was er da sage, er aber habe die Schultern gezogen und immer wieder zur Vorsicht gemahnt, wenn jemand vom Gesinde eines der offenen Zinnlichter oder eine Stallaterne habe benutzen müssen. Damals, es war im Jahre 1900, kannte man auf dem Lande zur Beleuchtung nur Petroleum, Kerzen oder Rüböl. Besonders die Frauen waren für solche mystischen Berichte sehr zugänglich. Die Bergmannsfrauen hatten auch gute Zeit, sich über den Fall zu unterhalten, da ihre Männer die ganze Woche über im Grubenort blieben. Als man diesen dann samstags die Sache erzählte, schüttelten sie in ihrer nüchternen Denkweise die Köpfe und meinten, für derartige romantische Dinge sei in der aufgeklärten Zeit kein Platz mehr. Die Bauern waren in ihrem Urteil viel vorsichtiger und meinten, so etwas gäbe es, und mancher wollte selbst schon sogenannte „Anmeldungen“ gehabt haben. Der Förster erzählte dem Lehrer Wagner aus Theley, Chérhac sei ihm in der vorhergehenden Woche im Walde begegnet. Während er sonst stets ein kurzes Wort mit ihm gewechselt habe, sei er in tiefem Sinnen und ohne Gruß an ihm vorbeigegangen. Die großen wasserblauen Augen seien so merkwürdig und starr gewesen, völlig abwesend, daß ihm der Mann unheimlich vorgekommen sei. Der Lehrer meinte daraufhin, es sei überhaupt etwas Sonderbares um den Alten, dessen Gesicht ihn an das eines Asketen erinnere.

Mit einer solchen Charakterisierung des Imsbachers hatten die beiden recht. Schon in seinem Äußern war er ein sonderbarer Mensch: Groß und hager von Gestalt, die langen Beine in alten Wickelgamaschen, ging er schweren Schrittes

die Feldwege und Raine seiner ausgedehnten Ländereien. Niemand hätte in dem wie ein Landarbeiter derb und schlicht gekleideten Manne den reichen Gutsbesitzer vermutet und noch viel weniger den Enkel eines napoleonischen Generals, von dem ein Gedenkstein in der Gutskapelle berichtete, wie unrastvoll sein Leben zwischen Schlachten und Feldlagern zerronnen war.

Raymond Cherhac hatte als junger Bauer das Familienstammgut auf der Hochfläche von Morbihan in der Bretagne übernommen, hatte aber zu Beginn der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, nachdem er eine Tochter aus einer saarländischen Industriellenfamilie geheiratet, das umfangreiche Gut Imsbach gekauft, dessen einsame Abgelegenheit der Volksmund mit der Bemerkung bezeichnete, dort spielten Fuchs und Hase miteinander Karten.

Die Ehe war kinderlos geblieben, was beide Gatten sehr bekümmerte. Als nun nach dem großen Brande die Wirtschaftsgebäude wieder aufgerichtet waren, kamen sie überein, einen Verwandten an Kindes Statt anzunehmen. So zog eines Tages ein elfjähriger Bretoner, ein Bruderssohn von Raymond Cherhac, im Herrschaftshaus des Hofgutes Imsbach ein. Claude, so hieß der Junge, war schlank gewachsen, hatte wundervolle meerblaue Augen und Haare, so blond wie Haferrispen vor der Ernte.

Der Gutsbesitzer brachte seinen Neffen, den jeder der starken Ähnlichkeit wegen für seinen Sohn gehalten hätte, zum Lehrer Wagner in die Schule und äußerte dabei den Wunsch, Karl, der Sohn des Lehrers, möge dem gleichaltrigen Claude bei der Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse zur Seite stehen. Claudis, wie die Buben den etwas scheuen Jungen nannten, und Karl wurden sehr schnell gute Freunde. Auch die übrigen Schulbuben konnten den neuen Kameraden, der mit staunenswerter Schnelligkeit die deutsche Sprache lernte, gut leiden. Bald beherrschte er auch Mundart und Sprechton der Dörfler, als wäre er nie anderswo gewesen als in Theley.

Im Umgange mit den Pflegeeltern trat sehr bald die besondere Neigung des Knaben zu Onkel Raymond hervor, obschon ihn auch Tante Lilo mit aller Sorglichkeit und Liebe umgab. Der wortkarge und innerlich abgeriegelte Gutsherr verstand den stillen, in sich gekehrten Neffen besser als die vor geistreicher Lebhaftigkeit und blitzender Daseinsfreude sprühende Saarländerin.

Der Entlassungstag aus der Volksschule trennte die beiden Schulfreunde voneinander. Karl kam in eine Lehrerbildungsanstalt und Claude auf die Tertia des Gymnasiums zu Saarlouis, wo er bei Verwandten von seiner Tante Lilo wohnte. Nach Absolvierung des Lehrerseminars wurde Karl in einem Wald-dörflein am Rande des Hochwaldes zur Saar hin angestellt. Um dieselbe Zeit bezog Claude als Student die Landwirtschaftliche Hochschule zu Poppelsdorf bei Bonn. Auch die räumliche Entfernung lockerte das Freundschaftsverhältnis der beiden nicht, vielmehr verlebten sie manche Ferien zusammen in der Bretagne auf dem Stammsitz der Cherhacs oder auf der sagenumwobenen, großen Insel Quessant bei Brest, wo eine Seitenlinie der Cherhacs einen großen Fischereibetrieb hatte.

Um sich praktisch weiter auszubilden, nahm Claude als junger Diplomlandwirt eine Stelle auf dem Elsterhofe an, einem stattlichen Gute, das in der Nähe von Karls Dienstadt lag. Nun waren die beiden Freunde wieder öfter beisammen. Claude war während der letzten Jahre noch stiller geworden. Wenn er den Freund besuchte, setzte er sich gern ans Fenster und schaute über die weiten Felder und Wiesenspreiten hin, die sich in sanfter Steigung bis zum fernen Walde dehnten. Karl betrachtete ihn dann zuweilen mit großer Aufmerksamkeit: welch fein gezeichnetes Gesicht, das aber überschattet lag von einem

leisen Weh und das seinen Ausdruck empfing von einem stillen, manchmal so seltsam weltverlorenen Blick. Wie oft hatte der Lehrer den alten Cherhac in derselben Haltung und mit demselben Gesichtsausdruck sitzen sehen; Claude war sein Ebenbild. Die alte Hauswirtin des Lehrers meinte einmal: „Ihr Freund ist ganz anders als die jungen Leute hier im Saarland. Er spricht so wenig. Augen hat er so blau und schön, wie ich sie noch nie gesehen habe, aber manchmal schaut er so sonderbar drein wie ein Nachtwandler.“

Johann Hauptenthal, der Besitzer des Elsterhofes, hatte außer zweier noch schulpflichtiger Söhne auch eine Tochter, Elisabeth. Sie stand im 19. Lebensjahre und war ein hübsches, schlankes Mädchen. Trotz ihrer Jugend mußte sie in Hauswirtschaft und Betrieb tüchtig zupacken, da die Mutter kränklich und oft tagelang ans Bett gefesselt war. So besaß Elisabeth eine Selbständigkeit und charakterliche Reife, wie man sie bei Mädchen ihres Alters nur selten findet. Bei allem Ernst ihrer Lebensauffassung war sie von heiterem Wesen und sang, wo es die Art ihrer Tätigkeit nur erlaubte.

Claude zählte in bezug auf seine Gefühlslage Frauen gegenüber nicht zu den leicht entzündbaren Männern, jedoch ergriff ihn schon nach kurzer Zeit eine tiefe Neigung zu Elisabeth. In ihrer Unerfahrenheit übersah diese die schüchternen Liebesbezeugungen des jungen Mannes. Als das Hausmädchen sie darauf aufmerksam machte, zeigte sie anfänglich Zurückhaltung, da sie sich für ein ernsthaftes Liebesverhältnis noch zu jung hielt. Zudem war Claude ihr in seiner ganzen Art zu ruhig, wo sie selbst doch sprühte vor Lebhaftigkeit und Jugendlust. Auch in ihrem Äußern bildete sie einen ausgeprägten Gegensatz zu ihm. Ihre großen braunen Augen blitzten selbstbewußt und übermütig auf. Trotzig konnte sie die Lippen aufwerfen, und das dunkle, widerspenstige Haar wollte sich in feuchten Tagen keinem Zwange fügen und umflatterte, wie vom Winde zerblasen, in Kringeln und Locken das offene, kecke Gesicht. Sie war dann entzückend anzuschauen. Wenn sie abends beim Flicken oder Stricken saß, konnte Claude kein Auge von ihr lassen. Die vielen Volkslieder und vielstrophigen Volksballaden von Hochwald und Saar, die Räuberlieder vom Schinderhannes und dem Schwarzen Peter, die Elisabeth von einer alten Magd gelernt hatte und abends bei ihrer Handarbeit sang, summt Claude bald mit.

Nach einiger Zeit sprangen von der mühsam eingedämmten Glut im Herzen des Bretonen doch heiße Funken in die Seele des Mädchens über, und als er sie an einem traumhaft schönen Sommerabend, da die Linden schwer und berückend dufteten und Sternschnuppen durch die samtne Bläue des Himmels schossen, auf dem Heimwege vom Dorfe her, wo sie bei der Näherin zu tun gehabt und von wo er sie hinbegleitet hatte, in trunkenem Ungestüm in seine Arme zog, da überrieselte sie ein Gefühl so heiß und wonnig, wie sie es noch nie erlebt hatte.

Das Liebesglück rief eine auffallende Veränderung bei Claude hervor. Seine hohe Gestalt straffte sich, seine Augen schienen ein dunkleres Blau angenommen zu haben und leuchteten aus der Tiefe seiner Seele heraus wie ein Transparent, sein ganzes Wesen atmete sonnige Heiterkeit und Güte gegen jegliches Geschöpf. Er spielte mit den Hunden, ruderte die beiden Brüder von Elisabeth auf dem Weiher und tändelte mit den Fohlen auf der Koppel. Es war, als habe er all die Jahre hindurch die sonnigen Empfindungen nur deshalb zurückgehalten, um sie in seinem Herzen für diese Zeit der Liebe aufzuspeichern und nun den reichen Schatz mit vollen Händen zu verschwenden.

Niemand freute sich über die Wandlung Claudes mehr als Karl. Nun war es eine Lust, mit ihm einen Gang über die Felder zu machen und seinen Darlegungen über landwirtschaftliche Dinge zu lauschen. Einmal aber überfiel ihn eine schwermütige Anwandlung: „Ich bin geradezu maßlos glücklich, Karl,

aber das beängstigt mich. In meiner Heimat sagt man nämlich, ein zu großes Glück dauere nicht lange und ende stets in Leid.“ Der andere lachte: „Seit wann bist du denn abergläubisch?“ Claude zuckte die Achseln und sagte, es gäbe so manches in der stillen, einsamen Bretagne, was unerklärlich sei. Seine Stimme klang resigniert, als er hinzufügte: „Ja, ja, am schönsten war es, als Lisette noch errötete unter meinem Blick und ihre Hand zitterte, wenn sie die Wolle knäuelte, die ich ihr hielt.“

Spätherbstliche Ruhe war auf dem Elsterhof eingekehrt. Der große Bogen von der Saat zur Ernte, von der Ernte zur Saat, unter dem der Bauer aller Himmelsstriche seit undenklichen Zeiten schreitet, neigte sich zur Erde herab. Zwar klapperte tagsüber noch die Wannmühle, und dazwischen erklang aus der großen Guttscheune der Dreschfliegelschag in gleichmäßigem Viertakt: Bar - tho - lo - me, Bar - tho - lo - me, Bar - tho - lo - me ..., abends aber saß die Familie im gemütlichen Wohnzimmer beisammen.

Claude machte einen müden Eindruck wie nach durchwachten Nächten. Elisabeth hielt dem Vater vor, der junge Mann werde zu hart herangeholt, das Schleppen der schweren Fruchtsäcke und stundenlanges Gabeln sei zu viel für ihn. Er sei zwar stark, aber solch grobe Arbeiten doch nicht gewöhnt, zudem stünden doch Tagelöhner zur Verfügung. Nach einigen Tagen aber merkte das Mädchen, daß nicht körperliche Anstrengung den Geliebten belastete, sondern etwas sein Gemüt bedrückte. Auch in seinen Liebkosungen war er verhaltener geworden. Hatte sie bisher geglaubt, sein Wesen und Charakter böten ihr keine Geheimnisse mehr und lägen aufgeschlagen vor ihr, so erkannte sie nun die tiefen Falten seiner Seele, in die er niemanden schauen ließ. „Lisette, du fragst mich zuviel“, gab er ihr auf Blick und Frage Antwort. „Ich kann es dir nicht sagen, was es ist. Ich weiß es selbst nicht, doch ich fühle ein Unheil auf mich zukommen.“

Von Gut Imsbach traf ein Brief ein, der Claude bat, für einige Tage heimzukommen, denn der Onkel sei krank und habe Sehnsucht nach ihm. Der hohle Husten des äußerlich stark angegriffenen siebzigjährigen Mannes erschreckte den Neffen. Tante Lilo meinte zwar, es sei nicht schlimm, es sei nur eine „übergangene Erkältung vom Sommer her.“ Raymond Chérhac war glücklich, daß die Stimme des Neffen wieder durchs Haus klang und er nicht nur den schweren Schlag der alten Standuhr hörte. Er fühlte sich wie neu belebt.

Um den Gutsbetrieb hatte er sich seit seiner Krankheit nur mehr wenig gekümmert, der lief unter der sichern und energischen Leitung des gewissenhaften Inspektors wie auch von Frau Lilo in geordneten Bahnen. Umso mehr hatte er gelesen und sich dabei mit der deutschen Literatur beschäftigt, wobei er sich besonders zu den Dichtern des norddeutschen Tieflandes hingezogen fühlte, am meisten zu Theodor Storm und Annette von Droste-Hülshoff. Er sprach darüber mit Claude: „Vieles erinnert mich bei ihnen an unsere Heimat, an unsere Landschaft, mit ihren kleinen Dörflein, den Gutshöfen und Weidekämpfen, an unsere Gebräuche und Sitten und Sagen. Die Menschen dort in abgelegenen Gehöften sind ähnlicher Art, wie auch wir sie in uns tragen: verhaftet der schweren Erde und gebunden an altes Herkommen und ...“ Er brach ab und machte eine Handbewegung, als wollte er etwas Unangenehmes abweisen. „Und?“, fragte Claude mit gespanntem Interesse und hob die Brauen, „was wolltest du noch sagen, Onkel?“ „Und“, fuhr der Alte langsam und gewichtig fort, „geplagt von einem unseligen Erbe wie mancher von uns, wie ich und auch — — — du!“ Claude schaute den Onkel betroffen an: „Onkel, ich verstehe nicht, was du damit meinst.“ „Laß nur“, sagte dieser und brach das Thema ab.

In der Mittagsstunde, als die Septembersonne sich breit auf die Fensterbänke setzte und das Zimmer mit hellem Licht füllte, nahm er seine Rötelfarbe aus der Malkiste, bat Claude mit knapper Handbewegung, sich in eine Fensterbank zu setzen, befestigte ein großes Blatt Papier auf seiner Staffelei und begann zu zeichnen. Der alte Chérhac war malerisch sehr begabt, und manches seiner Aquarelle oder seiner graphischen Blätter besaß künstlerischen Wert. Es schien ihm heute aber nicht recht zu gelingen, weshalb er, kaum daß die Umrisse seines Modells auf dem Blatt waren, wieder aufhörte.

Da der Arzt auf eine nur langsame Besserung hoffte, reiste Claude nach ein paar Tagen wieder ab. Die Hoffnung des Arztes schien sich zu erfüllen, so berichtete Tante Lilo Chérhac gegen Ende Oktober. In der zweiten Hälfte des November schrieb sie, Onkel sei zwar noch stärker abgemagert, da er zu wenig esse, aber er sei die letzten Tage über immer so heiter, was der Arzt als gutes Zeichen dafür deute, daß es nun mit ihm aufwärts gehen werde. Auch habe er das Porträt, das er im September begonnen habe, jetzt fertiggestellt. Es sei ein ausdrucksvolles Bild geworden. In bezug auf die Ähnlichkeit sei es gewiß hervorragend, und jeder sage sofort: „Das ist Claude“, doch in die Augen habe er etwas hineingeheimnist, was sie nicht recht deuten könne und auch bis jetzt noch nicht an ihm wahrgenommen habe. Es wäre der weltabgewandte Blick, wie ihn der Onkel besitze, wenn er „in die andere Woche“ schaue. Im übrigen werde er an Weihnachten den Onkel wieder in besserer Gesundheit vorfinden als im September.

Über das Wort von dem „weltabgewandten Blick“ kam Claude nicht hinweg. Der Brief sank auf seine Knie. „Ich und auch ... du“, klang es ihm wieder in den Ohren. Mit einem Male wurde ihm klar, was der Alte damals damit meinte, als er von dem „unseligen Erbe ihres Blutes“ redete. „Ich und auch du!“ Das Wort stand überall geschrieben, wohin er auch schaute, starrte ihn an aus jeder Zimmerecke. Gott, ach Gott, sollte auch in ihm jene unglückliche Gabe trüber Ahnungen und Gesichte schlummern, die als eine Geißel durch das einsame Land seiner Heimat schlich und Unruhe und Not über alle brachte, die von ihr gezeichnet waren? Er suchte den Gedanken zu verscheuchen, doch immer wieder kroch er heran, hämisch und hinterhältig, ein düsterer, langfingeriger Schatten, der nach seinem Herzen griff.

Er sprang auf, der Brief fiel zu Boden. Als er ihn aufhob, fielen ihm die Schriftzüge seines Onkels in die Augen. Wirklich, er hatte auf der letzten Seite einige Zeilen hinzugefügt. „... sei sparsam, Claude, und werte jeden Pfennig“, stand da. Nie zuvor hatte er diese Mahnung an ihn gerichtet. „Fleiß überzieht jedes Stück Geld; harte Arbeit und Selbstbescheidung ist jeder Grotschen eines Bauern, aber das glaube nicht, daß die Goldstücke in der Truhe metallgewordene sittliche Kraft seien. Es gibt höhere Werte als Geld und Äcker. Du hast meine Natur, bleibe in Deinem eigenen Wesen beharrlich und treu!“ Klang das nicht wie ein Testament, wie letzte Erkenntnis und Weisung eines verglimmenden Lebens? Es ist nicht richtig, was Tante geschrieben hat, daß es mit dem guten Onkel wieder aufwärts gehe. Nein, es ist zu Ende mit ihm! Das war plötzlich schmerzliche Gewißheit für ihn.

„Ich muß noch zum Bahnhof“, sagte er im Vorbeigehen zur Küchentür hinein. Seine Stimme klang trocken. „Herr Chérhac, holen Sie sich doch eine Laterne mit, es ist dunkel wie in einer Kuh!“ Er hörte die Worte der Küchenmagd nicht mehr. Es war in der Tat stockfinster, doch die regennasse Straße schimmerte wie ein Leuchtband. Zur Bahnstation ging sein eiliger Schritt. Was er dort wollte, war ihm selbst nicht klar. Mit dem nächsten Zuge nach Mettnich fahren oder St. Wendel und von da den Weg zum Gute Imsbach zu Fuß machen? Den Onkel, den er wie einen Vater liebte, noch einmal sehen, ehe

er die Augen für immer schloß. „Es geht ihm doch besser“, stieg es in ihm auf, „wer sagt dir denn, daß er im Sterben liegt? Deine Ahnung? Ach was, Einbildung!“

Der Bahnbeamte schüttelte den Kopf: „Nein, Sie können heute abend nicht mehr fahren. Es fährt hier nur noch ein Zug ab, und mit dem kommen Sie nicht weit.“

Etwas beruhigter trat er den Rückweg an. Die böigen Wellen eines scharfen Windes jagten das Fallaub im Straßengraben auf und fegten es in tollen Wirbeln über den Weg. Im nahen Fichtenwalde murrte die Nacht auf tondunklen Instrumenten, und in den Telefondrähten weinte und stöhnte es wie die Klage von tausend Schmerzen. Als er auf dem Gutshofe ankam, war alles schon zu Bett, nur Elisabeth hatte noch auf ihn gewartet und das Abendessen für ihn warm gehalten. Sie sah sein leidvolles Gesicht und streichelte zärtlich seine Hände. „Hast du schlechte Nachrichten über deinen Onkel erhalten?“ Er hob die Schultern: „„Ich weiß es nicht. Tante schrieb, es ginge ihm besser, aber ... es ist nicht so, ich fühle es.“

Das Mädchen scherzte: „Auf deine Voraussagen gebe ich nichts, sie trügen wie das Wetter. Dann höre ich lieber von den reizvollen Sirenen, die am Strande bei euch die Männer locken, die mit den blauen Augen und den hellen Haaren, wie du sie hast. Weißt du, Claude, „lächelte sie ihn an, ich lasse dich nicht allein nach der Insel Quessant fahren, sie ist für junge Männer gefährlich.“ Sie stand vor ihm in köstlicher Jugendfrische. Da heiterten sich seine Züge auf. Er zog sie sanft auf seinen Schoß, und sie warf ihm die Arme um den Hals.

Beim Schlafengehen schalt er sich ein aufgeregtes Kind, einen Narren, der Strohhalme für Bäume ansehe. Ein Gottesglück hatte ihm dieses tapfere und erdenfrohe Mädchen zugeführt. In der Nacht jedoch hetzten schwere Träume ihn in Schweiß, bis er plötzlich aus dem Schlafe emporfuhr. Der Onkel hatte vor ihm gestanden und ihn angeschaut voller Liebe und Leid. Die große Standuhr auf der Diele unten schlug die zweite Tagesstunde aus. Welches Zeug ich da nur geträumt habe! Doch an allem war nur der Brief schuld, redete er sich vor und schlief dann fest bis in den tiefen Morgen hinein. Elisabeth wachte darüber, daß er nicht zum Füttern geweckt wurde.

Man saß gerade beim Kaffeetisch, als der Depeschbote mit seiner roten Umhängetasche ins Zimmer trat. Claude starrte ihn an, als ob es der Scharfrichter wäre, der ihn zum letzten Gange abholen wollte. „Ein Telegramm für Herrn Cherhac.“ Mit Gewalt riß dieser sich in die Macht seines Willens, öffnete gelassen und las sachlich: „Onkel letzte Nacht zwei Uhr gestorben.“ Er ging die Treppe hinauf in sein Zimmer. Dort setzte er sich auf den Bett- rand und vergrub seinen Kopf in die Hände. Ein Wort nur wirbelte ihm durch den Sinn, grinste ihn an, wohin er auch blickte: „Ich und auch ... du!“

Nach der Beerdigung erzählten sich die Theleyer, Raymond Cherhac habe tags vor seinem Tode den ganzen Vormittag am Schreibtisch gesessen und seinen Nachlaß bis ins kleinste hinein geordnet, den Brief versiegelt und dem Gutsinspektor übergeben für seinen Neffen. Bei dem Leichenbier im Dorf wurden all die seltsamen Dinge von dem Verstorbenen wieder ausgekramt. Kein Mensch habe gedacht, daß er sterben werde, nur er habe es gewußt. Seine Heimat in Nordfrankreich sei auch ein merkwürdiges Land, wo die Irrlichter des Nachts den einsamen Wanderer in die Sümpfe lockten und der Heidewind um uralte Steingräber und hohe Menhire sein eintöniges Lied singe.

Das Testament setzte Frau Lilo Cherhac zum Erben des Gutes ein mit der Bestimmung, daß Claude der einzige Nacherbe sein sollte. Dieser wollte nun

nicht länger mehr auf dem Elsterhofe bleiben, sondern sofort die Leitung des Gutes Imsbach übernehmen. Frau Cherhac aber, da sie die seelische Depression ihres Neffen erkannte, riet ihm, den Winter über noch auf dem alten Platze zu bleiben. Hier auf dem abgelegenen Gute sei der Winter von einer bedrückenden Eintönigkeit. Sie sei daran gewöhnt, er aber habe seit zehn Jahren keinen Imsbachwinter mehr erlebt. Um den Gang der Wirtschaft brauche er sich nicht zu sorgen. Der Inspektor sei da, und sie selbst gehe, wie er ja wisse, den Dingen tüchtig nach.

So reiste Claude nach einigen Tagen wieder zur Familie Haupenthal zurück. Das Porträt, das der Onkel während der letzten Stunden stets sehnsuchtsvoll angeschaut und an dem auch der letzte Blick des Sterbenden geblieben hatte, packte er wie eine kostbare Reliquie ein und nahm es mit. Über dem altertümlichen Schreibpult in seinem Zimmer fand es seinen neuen Platz.

Es war ein herrlicher Winter, der dem Elsterhofe die mollige Schlafmütze tief in den Nacken drückte, mit feinem Pulverschnee jeden Strohalm auf dem Hofe zu einer kleinen Schneewehe aufblähte und das malerische Nebeneinander von Schuppen und Unterstellräumen, Pumpenhüllen und Hundehütten, Hofschmiede und Kelterhäuschen zu einem Bilde von behaglicher Winterseligkeit machte. Wald und Hänge waren von singendem bläulichem Lichte übersponnen, in dem der Bussard seine stolzen Kreise zog. Die Tage waren meist hell. Groß und purpurn sank die Sonne hinter dem Schaumberg. Wenn Elisabeth nach dem Abendessen ihre Stricksachen nahm und dann und wann zu einem Maiabend einer ihrer Freundinnen im nahen Dorfe ging, so schwammen die Sterne, in doppelter Größe und Pracht als sonstwo, in der tiefen Flut des schwarzblauen Himmels.

So schien es wenigstens den beiden Liebenden, wenn sie gen Mitternacht, eng aneinander geschmiegt, nach Hause gingen. Claude war von Kind an ein Freund der Gestirne gewesen. War es, weil der Himmel seiner Heimat nicht häufig wolkenlos im Glanze der Sterne stand, dann aber so hoch und feierlich wie nirgendwo auf der weiten Gotteserde, oder war seine Sternenliebe ein altes Erbteil aus jenen Tagen, da seine Vorfahren noch als Fischer und Lotsen auf der Insel Quessant, dem von wilden Springfluten umpeitschten Vorposten der Bretagne, saßen und von der Höhe zernagter Steilküsten nach dem Himmel lugten, nach Nordstern und Orion, nach dem Löwen und dem Großen Wagen. Gerne erklärte er dem aufgeschlossenen Mädchen auf diesen Heimwegen die Sternbilder, eine Lektion, die kurz vor dem Hoftore damit schloß, daß er ihr Gesicht zwischen seine Hände nahm und, nachdem er sie geküßt, seinen Blick mit solcher Eindringlichkeit und Liebe in ihre Augen senkte, als wollte er ihre Seele in sich hinein trinken. „Lisette, Elisabeth, du mein alles! Wenn deine Augen nicht wären und die da aber im Schweigen der Nacht ...“

Ja, diese Augen des Mädchens, diese umsichtigen und wachsamen Augen! Trotz ihrer Jugend überschauten sie das ganze Hauswesen, hielten Knechte und Mägde in Zucht, daß alles ehrbar blieb im alten Hause der Haupenthals, mahnten die kleinen Brüder, umsorgten die kranke Mutter und merkten auch, wenn dunkle Falten den Sinn des Geliebten zu kräuseln begannen. Bei aller Fülle ihrer Arbeit fand sie doch noch Zeit, an sonnigen Nachmittagen mit Claude den nahen Hasenberg hinunter zu rodeln, einen Schneeballweikampf mit ihm auszufechten oder auf dem großen Weiher Bogen zu laufen und Pirouetten zu wirbeln, daß ihr faltiges Wintersportröcklein wie der weiße Schirm einer Ackerwinde um ihre kräftigen Schenkel stand. Claude klatschte vor Entzücken in die Hände, und sie lachte und schüttelte sich die dunklen Haarkringel aus der Stirn.

„Gelt, du mein verträumter Junge“, sagte sie scherzhaft zu ihm, als er ihr half die Eislaufschuhe auszuziehen, „Wir bringen dir hier doch Leben in die Glieder! Was werden die Leute bei deinem Frühlingsbesuch in Morbihan sagen, wenn sie merken, daß dir der schwere bretonische Tonboden nicht mehr an den Schuhen klebt.“ Hand in Hand wie frohe Kinder schritten sie dem Hofe zu.

Als sie nach einer Weile sein Zimmer betrat, um auf das Feuer zu legen, was er meist vergaß und den Ofen ausgehen ließ, stand er sinnend vor dem Porträt und merkte Elisabeth nicht. „Claude“, störte sie ihn auf, „du hättest das Bild auf Gut Imsbach lassen sollen.“ „Warum?“ fragte er erstaunt. Da sie mit der Antwort zögerte, setzte er wehmütig hinzu: „Es ist doch das letzte Gemälde meines guten Onkels.“

„Ich weiß nicht recht, wie ich es sagen soll“, begann sie zögernd, aber ich glaube, es ist nicht gut, wenn ihr beide, das Bild und du, euch oft anschaut. Auf dem Bild hast du so merkwürdige Augen. Es ist wohl dein Blick und ist es doch nicht. Manchmal überläuft es mich vor diesen Augen. Weiß Gott, wohin du eigentlich schaust.“

Er drehte sich zu ihr um. „Schaue ich denn nicht so, wie es gemalt ist?“ Sie stutzte, denn etwas wie Angst zitterte in seiner Stimme. „Nein, Claude! Glaub' es mir, nein!“ gab sie hastig zurück, „doch wenn du an Weihnachten nach Imsbach fährst, so nimm das Bild bitte mit.“

Elisabeth verließ das Zimmer, aber immer noch standen ihre Worte im Raum. Ihr hastiges „Nein“ begann den jungen Mann aufzuregen. Lange und intensiv betrachtete er das Porträt. Es war ihm merkwürdigerweise auf einmal, als bewegten sich die Augenlider. Das Antlitz zerfloß ihm, und nur die Augen blieben nahe, rätseltief und verschleiert, wie die des Onkels gewesen waren. Hatte das Bild, das Papier, die Farbe sich satt getrunken an dem langen Blick des Sterbenden? Oder hatte der Onkel im letzten Herbst, als er das Porträt begann, an ihm die ersten Zeichen jener schmerzhaften Seelengabe entdeckt, die dem einsamen Alten zur Qual geworden war? Menschen, die Tod und Ewigkeit schon umkreisen, haben doch bereits einen Teil ihrer Erdschwere abgestreift, und ihre Sinne sind geweitet zu wesenhafter Schau der Dinge und Zusammenhänge. Ja, so mußte es doch sein. „Ich... und auch... du...“ Wieder hörte er die Worte. Er drehte dem Bilde entschlossen den Rücken. „Nein!“ klang es in ihm auf, „es kann nicht sein! Elisabeth hat recht, nicht der Onkel: es ist nicht mein Blick!“

Claude trat ans Fenster. Dort, wo die Felder sich zur Straße hinabsenkten, herrschte lautes Treiben. Die Dorfbuben in ihrer Wintertracht, das heißt, mit einem dicken Strickschal um den Hals und einer Strumpfmütze auf dem Kopfe, daß sie wie Kobolde und Wurzelmännlein aussahen, rodelten auf ihren primitiven Kistenschlitten, balgten sich, schrien und zankten. Geschickt sausten sie zwischen den Gruppen der Nachtschichtler hindurch, die zur Bahn gingen, denn es war Montagnachmittag. Claude betrachtete das Bild jugendlicher Ausgelassenheit mit Freude und gewann seine Gelassenheit wieder zurück. Im Wohnzimmer unter sich hörte er Elisabeth ein altes Lied singen, das in allen Strickstuben daheim war:

*„Sie war so schön, so schön wie Milch und Blut,
Im Herzen war sie einem Räuber gut.“*

Er ging hinunter. Elisabeth sortierte die Wäsche. Als er eintrat, wiederholte sie die letzte Zeile und zeigte dabei schelmisch auf ihn. „Weißt du“, sagte er am Abend zu seinem Freund Karl, „ich begreife, warum die Menschen eures Saarlandes vor Lebenslust sprühen, so rückhaltlos offen sind und zu Ausge-

lassenheit und Leichtlebigkeit neigen: euer Boden ist leicht, eure Landschaft ist voller Bewegung, ist stets anmutvoll, durchsichtig und eng. Wir haben doch den ganzen Winter hindurch nicht ein einziges Mal so richtiges Nebelwetter gehabt. Wie ist meine Heimat dagegen so weit und einförmig und stets überwölkt von einem wolkigen Himmel, der nur im Sommer mit heiteren Augen den blühenden Ginsterflächen zulächelt. Monatelang ziehen Nebel über das Land, und wenn ich im Herbst oder Winter zu einem benachbarten Hofe ging, so geisterten Krähenschwärme wie irrende Seelen vor mir her, und überall war Geheimnis. Sind aber die Tage klar, so fängt der Blick sich nirgends an einem Berge wie hier bei euch, sondern schweift in die Ferne, die immer weiter rückt, immer weiter, bis Himmel und Erde ineinander verschwimmen. So mußten unsere Menschen zu stillen Grüblern werden wie ich.“ Er machte eine Pause, und Karl, der die herrliche Gabe besaß, andern wortlos zuhören zu können, störte ihn nicht. Wie im Selbstgespräch fuhr er nach einer Weile fort: „Ja, zu Träumern, die ihren Blick tief in ihr Inneres kehren und denen gegeben ist, mit den Augen der Seele mehr zu schauen als die Kinder der Erde unter stets lachender Sonne und klarem Himmel. Und so lauschen wir gerne den alten schwermütigen Liedern und Geschichten unserer Heimat und dem, (er dämpfte seine Stimme bis zum Flüstertone), dem bösen Ahnen in unserer Brust.“

Zu Ostern sollte es auf dem Elsterhofe ein großes Familienfest geben, die Verlobung Elisabeths mit Claude. Die Eltern des Bretonen hatten ihre Teilnahme an der Feier zugesagt, und Claude wollte sie, da es ihnen vor einer solch weiten Reise bangte, selbst holen fahren. Auf dem Elsterhof traf man die Vorbereitungen zu seiner Reise. Der Gutsherr Johann Hauptenthal hatte bei den Hausschlachtungen im Winter einige besonders große Schwartemagen nach altem Hausrezept herstellen und unter Benutzung von Wacholderbeergezweig räuchern lassen. Diese wurden nun neben ein paar Flaschen Canzemer als Geschenk für die Eltern Claudes eingepackt. Elisabeth fügte als Beweis ihrer Handfertigkeit Schal und Weste für den Schwiegervater und für die Schwiegermutter eine handgeknüpfte Tasche hinzu. Alle im Hause hatte ein freudiger Eifer erfaßt, und Elisabeth stellte mit der alten Magd und ein paar Tagelöhnerinnen schier das ganze Haus vom Dachboden bis zum Keller auf den Kopf. Einen solch gründlichen Hausputz hatte der Elsterhof seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen. Die junge Braut wollte doch vor den Augen der Gäste, vor allem der Schwiegereltern und der vornehmen Tante Lilo, in Ehren bestehen. Vater Hauptenthal sah nicht nur die Wirtschaft, sondern auch seinen Gewehrschrank, die Jagdtrophäen und seine Waffensammlung durch.

Einer im ganzen Hause ging bedrückt und einsilbig umher: Claude! Dieser merkwürdige Zustand entging Elisabeth auch bei der Fülle ihrer Arbeit nicht. „Claudi, Liebling, was hast du denn? Freust du dich denn nicht, daß ich bald deine Braut werde?“ fragte sie ihn mit leisem Vorwurf in der Stimme. Er lächelte, doch es war ein gequältes Lächeln. Sie suchte ihn aufzuheitern: „Hör, Claudi, Ostermontag gehen wir zusammen ins Dorf, da ist Theater, da wird das Stück von Genoveva, die von ihrem Manne verstoßen wurde, gespielt. Oh, das ist schön, da kommen einem die Tränen.“ Er sah an ihr vorbei, als schaue er in eine lange, lange Gasse. „Aber Claudi, du machst ja ein Gesicht, als ob...“ Die Worte erstarben ihr im Munde. „Mein Gott“, schoß es ihr in tiefem Erschrecken durch den Sinn, „das ist ja der Blick — — — des Bildes.“

Um die Mittagsstunde ging ein Bote vom Elsterhofe ins Dorf und bat den Lehrer Karl Wagner herüberzukommen, da der junge Herr einen Spaziergang mit ihm machen wolle. Auf seinem hellen Gesicht, das sich auch bei der

Feldarbeit im Sonnenbrande des Sommers nur wenig bräunte, lag heute eine Blässe, als stünde er in den Lichtgarben des Vollmondes.

Karl mußte sich unmittelbar neben ihn aufs Sofa setzen. „Du bist mein einziger Freund, Karl“, begann er mit weicher Stimme. Trotzdem sträubte ich mich bisher innerlich, vor dir den letzten Schleier meiner Seele zu heben und dich einzubeziehen in das Wissen um mein Geschick, das ich tragen wollte wie eine Last, die unsichtbar eingewoben ist in meinen Rock.

Er stütze den Kopf in die Hand und redete zögernd weiter. „Nun wird mir das Gewicht schwer. Vielleicht hast du schon einmal gehört von jenen Menschen abgelegener Höfe in dem großen Flachland des Nordens bei uns sowohl wie bei euch, die unter einer sonderbaren Plage düsterer Vorgesichte leiden.“ Karl nickte, er hatte schon manches über diese unselige Gabe gelesen. „Es sind unglückliche Menschen“, fuhr der andere fort, „vor deren Augen die Zukunft zuweilen in undeutlichen Bildern auftaucht. Mein Urgroßvater, der napoleonische General von 1812, hat die Katastrophenbilder des Rückzugs aus Rußland schon am Vorabend des blutigen Tages von Borodino geschaut. Er sah Borodino in Flammen und in unanschätzbare Ferne den Brand einer Riesenstadt. Er sah sich selbst mit lumpenumwickelten Füßen durch die Schneewüste wanken. Von den beiden folgenden Generationen wurde niemand mehr von dieser Plage heimgesucht außer meinem Oheim Raymond auf Gut Imsbach. Was in Theley erzählt wird, daß er sein eigenes Sterben genau vorausgesehen habe, ist Tatsache. In seinem letzten Brief an mich, den er nachmittags vor seinem Tode dem Inspektor übergeben hat, spricht er es mit klaren Worten aus.

Wieder schwieg er eine Weile. „Ich war noch im Burschenalter, als mein Vater an einem stürmischen Novemberabend — der Holzbrand im Kamin knisterte und an der niedrigen Decke spielte der Flammenschein in närrischen Gestalten — uns erzählte von der „Clairvoyance“, dem hellen Blick, wie man bei uns sagt. Er berichtete solch seltsame Dinge darüber, daß wir Kinder uns fürchteten, zu Bett zu gehen. Da meinte er, und ich erinnere mich dessen noch genau, wir brauchten uns nicht zu fürchten, mit Onkel Raymond erlöse die Clairvoyance in unserer Familie.

Claude atmete schwer: „Ich glaubte dem Worte meines Vaters, bis ich auf Gut Imsbach merkte, wie mein Onkel mich in den Ferien meiner Studienjahre manchmal mit einer fast leidvollen Zärtlichkeit betrachtete. Heute erst verstehe ich diesen bedauernden Blick. Ich selbst spürte, wie mein Wesen empfindsamer wurde und jedes dunkle Beben im Leben derer, die mir teuer waren, schon witterte, wenn seine Bogen sich erst zum Losfahren spannten. Und wenn ich dieses Porträt von mir anschau, diese Augen...!“ Er ging hastig an seinen Schreibtisch, suchte aufgeregt und hielt dem Freund ein Blättchen Papier hin. „Es war auf die Rückwand des Bildes geklebt“, bemerkte er mit trockener Stimme, „ich habe es abgelöst, damit niemand es lese.“ Deutsche Verse standen darauf:

*„Kennst du die Blassen im Heidefeld,
Mit blonden flächsernen Haaren?
Mit Augen so klar, wie an Weiher's Rand
Die Blitze der Welle fahren?
Oh, sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht“*
Annette von Droste-Hüshoff.

Karl las und war erschüttert. Er wußte nun genug. Zwischen den beiden Freunden war ein tiefes Schweigen. Der Lehrer überlegte, was er sagen sollte, um die lastende Stille zu beenden, irgendein Wort sollte den Bann brechen.

Doch er fand keines. Da begann der andere wieder: „Von der Zeit an, da ich Elisabeth zu lieben anfang, schwieg die Stimme in mir. Seit gestern durchläuft es mich wie der Stoß unterirdischer Gewalten, und das Bild, das Bild, ich mag's nicht mehr anschauen!“ Dann notvoll, beschwörend: „Karl, sag, daß es Unsinn ist von mir, Verrücktheit, Idiotie, was ich ahne! Sag, daß es nicht mir gilt, nicht mir, nicht mir!“

Er starrte das Bild an, und im Flüstertone, als fürchte er den lauten Klang seiner Worte, kam es abgehakt von seinen Lippen: „Aus den Augen höhnt mich der Tod an, den der letzte Blick meines Onkels hinein gebannt hat.“

Auf diesen Ausbruch war Karl bei dem sonst stets beherrschten Freunde nicht gefaßt. Eiskalt lief ihm das Erschrecken über den Rücken, denn in unfaßbarer Angst umklammerte Claude seinen Arm. Da aber raffte sich der Lehrer zusammen, drückte den Freund mit sanfter Gewalt in seinen Sessel nieder, setzte sich zu ihm auf die Seitenlehne und streichelte ihm wie einem aufgeregten Kinde das Haar. „Nun aber ist's genug mit diesem Aberwitz, Claude! Jawohl es ist Verrücktheit von dir!“ In bestimmtem Tone fuhr er fort: „Nun aber spreche ich ein Machtwort: Auf Lisette hast du nicht gehört, als sie dich bat, das unselige Bild, das an allem schuld ist, an Weihnachten deiner Tante Lilo zu übergeben, nun aber hole ich es mit in meine Wohnung, und zwar heute noch.“

Die entschlossene Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht, Claude beruhigte sich wieder. „Hier, brenne dir eine Zigarre an, es ist deine Lieblingsmarke ‚Hiron-delle blanche‘. Zigarrenrauch ist immer besser als der Nebel, in den du deinen Verstand einspinnst. Und nun hinaus in den März!“

Die Spätsonne des Nachmittags floß in weichen Wellen über das Feld, in dem schon ab und zu ein Pfluggespann ging. Wohl stand die Lindenallee noch in toter Nacktheit, aber die Knospen waren schon prall angefüllt mit pochendem Leben, bereit, den Schritt kraftvoll und jubelnd ins Portal des Lichtes zu setzen. „Spitz die Schar, spitz die Schar“, lockten die Meisen, und die Spatzen zankten sich wie Gassenbuben. Sie gingen eine Anhöhe hinauf. Die Luft war gläsern klar. Würdevoll und ernst wie ein Wächter über die ganze Landschaft grüßte der Schaumberg herüber, und mit Wonne genossen sie die weite Fernsicht. Nach dem Spaziergang ging Claude sogleich in den Stall, es war Zeit zur Abendfütterung, und die Pferde, besonders Lisettes Reitschimmel, besorgte er am liebsten selbst. Karl verabschiedete sich wie immer. Das Bild nahm er mit.

In der Nacht schlug das Wetter um. Starke Regengüsse gingen während der nächsten Tage übers Land. Frühlingsgewitter entluden sich mit ungewohnter Heftigkeit und hüllten den Gipfel des Schaumberges in dunkle Wolkenfetzen ein. Die alte Magd auf dem Elsterhofe bekreuzigte sich, wenn grell die Blitze aufzuckten, und verbrannte Zweige aus dem Krautwisch, der an Mariä Himmelfahrt im Gotteshause vom Pastor gesegnet worden war, im Küchenherde. Zu Claude, der dem Getue aufmerksam zuschaute, sagte sie: „Wo dieser Rauch hinzieht, schlägt's nicht ein. Ja, ja, Herr Cherrhac, Frühlingsgewitter können schädlich werden; meine Mutter sagte immer: ‚Wenn's blitzt und donnert über kahlen Wald, dann sollen sich fürchten jung und alt!‘ Es ist schon etwas an den alten Sprüchen.“ Claude sah nachdenklich vor sich hin.

In der Tat berichteten in den nächsten Tagen die Zeitungen von zahlreichen Überschwemmungen und schweren Schäden an Häusern und Bahnkörpern durch Unterspülungen. Auf dem Elsterhofe war weiter nichts geschehen, als daß in seinen Waldungen einige Windbrüche Lücken gerissen hatten, weswegen Claude seine Abreise bis nach der Beseitigung der Hauptschäden, was einige Tage in Anspruch nahm, verschieben mußte. Dann aber war er nicht mehr zu

halten, und so fuhr er, von Elisabeth und Karl im Jagdwagen begleitet, zum Bahnhof. Es war ein lichttrunkener Nachmittag zu Anfang April. Claude war erfüllt von Glück und Freude, während das Mädchen sich still und ernst an ihn schmiegte.

Des herrlichen Wetters wegen, machten Karl und Elisabeth den Heimweg zu Fuß. Sie, die sonst immer so forsch und heiter war, ging schweigsam und bedrückt neben ihrem Begleiter her, dem es schien, als grübele sie über etwas nach. Auf einmal sagte sie unvermittelt: „Wenn ich an seine alten bretonischen Sprüche glaubte, so würde ich mich nun ängstigen, er war ja übermütig vor Glück.“ Karl lachte: „Aber Lisette, Sie sind doch wohl zu nüchtern, um solche Dinge ernst zu nehmen. Für düstren Spuk ist unsere Gegend zu heiter und der ewig wache Schaumbergwind zu frisch, da halten sich weder Nixen noch Nachtgespenster.“ Elisabeth sagte nichts darauf, aber ihre heute so versonnenen Augen schimmerten noch in feuchtem Glanze, als sie schon die Hopferte erreicht hatten.

Den Abend verbrachte der Lehrer bei Familie Hauptenthal. Als er gegen zehn Uhr nach Hause ging, stand der Sternenhimmel in wundervoller Klarheit und Tiefe. „Claudes Sterne“ sagte er und dachte an den Freund, der wohl ein dutzendmal betrachtend auf dem kurzen Wege stehen geblieben wäre.

Zu Hause griff er zu einer kleinen Lektüre, da er noch keinen Schlaf spürte. Bald jedoch legte er das Buch beiseite, da er sich nicht recht sammeln konnte. Claude! Jetzt war er auf dem Bahnhof Saarbrücken und wartete auf den Nachtschnellzug Frankfurt — Paris. Das wird ihm langweilig sein. Da wandelte ihn plötzlich die Lust an, das Porträt einmal genauer zu betrachten. Er verspürte seit dem Ausbruch jener wahnwitzigen Angst bei dem Freunde etwas wie Scheu vor dem Bilde und hatte es deshalb hinter den Schrank gestellt.

Nun hielt er es auf den Knien. „Ein seltsames Porträt“, gestand er sich: Der Kopf war in eine fast kindliche Weichheit eingebettet, aber diese eigenartigen Augen! Sie waren so klar und der Blick doch so schwer. Bald glaubte er ihn nahe, bald in die Ferne gerichtet. Lange lag sein Blick auf dem Bildnis. Er suchte das Rätselhafte in ihm zu ergründen und stellte es schließlich auf den Waschtisch seinem Bette gegenüber. Bei der Betrachtung durch die hohle Hand, wie man es bei Gemälden tut, schien ihm der Blick sanft und verträumt, wie er ihn bei Claude stets beobachtet hatte.

Bis gegen Mitternacht lag Karl wach im Bett. Das Bekenntnis von Claude, die Berichte über den napoleonischen General, der unerklärliche Zusammenhang zwischen der Plage trüber Ahnungen bei dem Freunde und dem Bilde, das alles beschäftigte sein Sinnen. Nachdem er eingeschlafen war, kam er selbst im Traume nicht davon ab: Der General, hager und bleich, den Dreispitz auf dem Kopf, einen zerschissenen Köhlermantel um die Schultern, stand wie ein Denkmal des Jammers im Schnee auf dem zugefrorenen Weiher des Gutes Insbach. Auf einmal gab er Zeichen des Lebens von sich. Karl hatte Angst vor ihm, denn er drohte mit der abgezehrten Hand. Dann kam Claude ins Zimmer hereingestürzt und verlangte sein Bild zurück, er wolle es befragen, ob ihm keine Gefahr drohe.

Da erwachte er jäh und fand sich nicht gleich zurecht. Er zündete die Kerze an und setzte sich auf die Bettkante. Unbeabsichtigt fiel sein Blick auf das Porträt. Lag es nun an der spärlichen Beleuchtung oder an seiner Aufregtheit, daß er nichts Weiches mehr an dem Blick fand wie vor ein paar Stunden. Die Augen schienen ihm vielmehr kalt, ja fast feindselig zugewandt, so daß ihm unheimlich zumute wurde und die schlimmen Ahnungen des Freundes ihm wieder ins Bewußtsein traten.

Da schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf und erschreckte ihn: Hatte die Zeitung vor acht Tagen nicht einen schweren Dammrutsch bei Bar-le-duc infolge des Unwetters gemeldet? Herrgott, ist das nicht seine Strecke? Hastig holte er den Atlas. Ja, es ist sie! Doch halt, vielleicht hat er auch die nördliche Linie genommen über Metz, Verdun, Chalons sur Marne. Es ist der kürzere Weg. Doch warum solch dumme Sorgen? Der Dammrutsch war ja schon vor mehr als einer Woche. Hat das merkwürdige Bild dich auch überfallen und dir wirre Gedanken in den Kopf gezaubert? Abergläubisches Zeug! Er mußte innerlich über sich selbst lachen und blickte Claude gelassen in die Augen. Aber feindseliger noch als vorhin schaute dieser ihn an. Da nahm er das Bild ärgerlich vom Waschtisch herunter und stellte es wieder hinter den Schrank. „So Claude“, sagte er halblaut, „bis du wieder artiger gegen deinen Freund geworden bist.“ Dann legte er sich wieder nieder, fing an, in Gedanken ein Gedicht zu deklamieren und schlief bald ein. Doch unruhig war sein Schlaf.

Der neue Tag war voller Sonne und Lerchensang. Karl konnte kaum den Schluß des Nachmittagsunterrichts abwarten, zumal ein paar Stare von dem hohen Birnbaume vor der Schule aus ohne Unterlaß ihre langgezogenen Liebesrufe in die Runde sandten. Heitern Sinnes durchstreifte er nach Schulschluß den Wald. Über seine Aufregung in der vergangenen Nacht lächelte er, und das sonderbare Erlebnis mit dem Bild wie auch die merkwürdigen Träume deutete er psychologisch als Folge seiner grübelnden Beschäftigung mit Claude kurz vor dem Schlafengehen. Trotzdem konnte er dem Gedanken nicht widerstehen, nach dem Bahnhofs zu gehen, um dort die verschiedenen Linien nach Paris durchzusehen.

Der Bahnhofsvorsteher war ihm ein guter Bekannter und öffnete ihm sogleich die Türe seines Büros. Er reichte ihm das Kursbuch und fragte leichthin: „Welche Strecke suchen Sie denn?“

„Saarbrücken — Paris.“

„Wollen Sie Ihre Osterferien in Paris verbringen, oder interessieren Sie sich für das schwere Eisenbahnglück in der letzten Nacht?“ fragte der Vorsteher und hantierte dabei gelassen am Fahrkartengestell.

„Was für ein Unglück?“ Die Frage klang hastig und erschrocken, so daß der Beamte sich betroffen umdrehte.

„Ei, Herr Wagner, haben Sie denn noch nicht gehört, daß der Nacht-D-Zug nach Paris kurz vor Bar-le-duc entgleist und eine Böschung hinuntergestürzt ist? Bei dem furchtbaren Regenwetter vor zehn Tagen war dort ein Dammrutsch eingetreten, der wahrscheinlich nur mangelhaft ausgebessert worden war.“ Er schob dem Lehrer das Saarbrücker Abendblatt hin. Die Schlagzeilen sprangen ihm in dicken Lettern ins Gesicht: Nachtschnellzug Saarbrücken — Paris entgleist. Über sechzig Tote. An der Stätte des Grauens...

Weiter kam er nicht. Die Buchstaben begannen zu hüpfen, alles um ihn drehte sich, und das Entsetzen kroch an seinem Körper empor. „Karl, sag, daß es nicht mir gilt, nicht mir!“ Er sah den verzerrten Mund des Freundes wieder vor sich, seinen beschwörenden Blick. Leichenblaß und schwankend wie ein Trunkener verließ er den Bahnhof.

An der Wegegabelung bog er zum Elsterhofe ab. Ob Familie Hauptenthal schon etwas von dem Unglück wußte? Vielleicht ist Claude auch nichts geschehen oder er ist unter den Verletzten? Nein! Nein! Er war ohne Hoffnung. Als er ins Wohnzimmer trat, kam Elisabeth müden Schritts auf ihn zu. Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen. Wortlos reichte sie ihm die Hand. Auf dem Tische sah er ein Telegramm liegen. Der Vater startete vor sich hin, die Mutter saß im Lehnstuhl und hielt den Rosenkranz in den welken Händen.

„Das Bild hat nicht gelogen“, sagte das Mädchen mit zuckendem Munde. Dann begann sie zu schluchzen: „Wir waren auch zu glücklich.“ Sie ging ins Nebenzimmer und weinte zum Erbarmen.

Zu Hause saß Karl lange vor dem Bilde: „Claude, guter armer Claude.“ Das Porträt schaute ihn mit träumerischen, stillen Augen an. Der Schmerz um den furchtbaren Tod des Freundes schnürte ihm das Herz ab. Ein unheimliches Grauen vor etwas Unfaßbarem, vor einer abgründigen Rätseltiefe schütterte in kalten Schauern durch seine Seele. Da tönte die ländliche Abendglocke über das Dorf hin, und auf ihren Flügeln trug sie die Hoffnung und den Trost einer andern Welt. Karl klammerte sich an die weichschwingenden Töne an, die wie zarte Hände über seine aufgeregte Seele strichen.

Dreißig Jahre später, während des zweiten Weltkrieges, lag Hauptmann Karl Wagner mit seiner Kompanie eine Zeitlang in der Normandie. An einem lichten Sommertage, da in der Bretagne der Ginster aufflammte und seine goldenen Opferschalen millionenfach zur Sonne emporhob, trug ihn sein Wagen über die Hochfläche von Morbihan. Er fand den kleinen Dorffriedhof mit seiner alten buckeligen Umfriedungsmauer gleich wieder. Lange verweilte er am Grabe des Jugendfreundes, hielt leise Zwiesprache mit ihm und legte einen Kranz aus blauen Lobelien und weißen Rosen auf den Hügel. Lange auch stand er vor dem Porträt, tief versenkt in den träumerischen Blick, der auch diesmal nah war und fern zugleich wie das stille Auge der greisen Mutter, die seine Wege beim Abschied liebevoll und in dankbarer Wehmut segnete, während von der Küste her das dumpfe Grollen schwerer Batterien herüberrollte.

Dünne Nebel verschleierten schon die flachen Senken, und der Abendwind, gesättigt von einem herben Duft, strich kühl und feucht über das schweigsame Land. In seltener Klarheit stand der Himmel. Claudes Sterne, dachte Karl, Gottes Sterne, Augen eines gütigen Vaters über einer leiderfüllten Welt.

Heimat

VON FRIEDRICH HÖLDERLIN (1770—1843)

— — und Rosendornen

Und süße Linden duften neben

Den Buchen, des Mittags, wenn im falben Kornfeld

Das Wachstum rauscht, an geradem Halm,

Und den Nacken die Ähre seitwärts beugt

Dem Herbste gleich, jetzt aber unter hohem

Gewölbe der Eichen, da ich sinn

Und aufwärts frage, der Glockenschlag

Mir wohlbekannt

Fernher tönt, goldenklingend, um die Stunde, wenn

Der Vogel wieder wacht. So geht es wohl...



Wandern heißt leben! Wer wandert, den hat Gott lieb!
Denn er ist nahe gekommen dem Hehrsten und Schönsten dieser Erde.

August Trinius

Diese beiden Buben wandern im Innern des „Hunnenrings“

Bildhafte Mundart rund um den Schaumberg

VON NIKOLAUS SCHÜTZ

Im Gegensatz zum sogenannten „Hochdeutschen“ sind die zahlreichen Mundarten, gleich welcher Art, aus dem Volkstum herausgewachsen, dessen Wesen und Urtümlichkeit sie plastisch widerspiegeln. Dabei ist die Volkssprache auffallend lebendig und wandlungsfähig, erlebt die Entwicklung ihrer Landschaft und deren Menschen, die sie prägt und kennzeichnet. Diese beinahe sklavische Angleichung führt dahin, daß sie sich oftmals vom raumnahen Nachbarort merklich unterscheidet und nicht selten sich von den Menschen benachbarter Straßenzüge sinnfällig abhebt. Das ist in den großen, schnell gewachsenen Industrie-Orten nicht verwunderlich, wo sich farbenreiche Konglomerate weltweiter Dialekte im engen Raum häufen. Trotz alledem bleibt auch in ihnen, die Städte nicht ausgeschlossen, getragen von der angestammten Bevölkerung, das Sprachgut ihrer bäuerlichen Vorfahren lebendig und tonangebend.

Die moselfränkische, auch „Hunsrücker Mundart“ genannt, zieht sich neben dem Rheinfränkischen mit sehr eigenwilliger Grenzföhrung über den ganzen Hunsrück hin, ohne an den westlichen Landesgrenzen haltzumachen. Abgesehen von Klangfarbe und Tonfall ist das typische Merkmal des Moselfränkischen das bekannte „eich on dau — dat on wat“. Sie ist hart und markig wie ihre heimische Landschaft, und die bedächtige Dehnung mancher Selbstlaute bringt sie in den Ruf ungelener Schwerfälligkeit. Auf der anderen Seite aber überrascht sie durch eine farbenfreudige Bildhaftigkeit, an der die treffsichere Art auffällt. Scharf beobachtet, knapp und schlagfertig geprägt, wird in ihnen eine allgemeine Lebenserfahrung auf einen minimalen Nenner gebracht. Wehleidigkeiten und Zimperlichkeiten waren unserem Vorfahren unbekannt, ebenso nannte er auch die Dinge ohne Umschweife mit dem treffendsten und vielsagendsten Namen. Vergleichsobjekte boten ihm seine bäuerliche Umwelt, sein Vieh, der Acker und nicht zuletzt der Mensch seiner Umgebung. Erstaunlich, wie allein die menschlichen Glieder in überraschender Vielheit lebensnahe Vergleichsmöglichkeiten boten. Diese bildhaften Ausdrücke sind nur in ihrer urtümlichen Ganzheit verständlich und wirksam. Nur in der Mundart und ihrer ungeteilten Ganzheit sind sie wirkungsvoll.

Mittelalterliche Gerichtsakte zeichnen den Vorfahren als einen unnachgiebigen, prozeßwütigen Krakeeler, der mit seinem „stracke Kopp“ durch die Wand ging. Sein überspitztes Ehrgefühl ließ ihn den Nachbarn vor die Schranken des Gerichts zerren, weil dieser sich vermeßlich erkühnt hatte, vom Großvater zu behaupten, er sei „kein braver Mann“ oder ihn gar einen „Schelm“ geheißten. Der „Dickkopp“ gab das Rennen nicht auf, hing Jahre hindurch am Gericht, bis alles „zum Deiwel ging“ und der „ganze Beddel“ restlos „verprozeßt“ wurde. Da war der feindliche Nachbar, der „Klugschesser“, den er schon immer „off der Latt“ hatte. Die ganze Zeit hat er ihm schon „ä Kopp gemacht“ und ihn „links leie geloß“. Da muß er „dehenner komme“, und dann wird er ihm gründlich „die Gärscht schneire“. Man ist doch nicht „dem Hond vom Henner gefall“, und der kann ihm doch nicht einmal „das (Weih)-Wasser reiche“. Was tut aber sein gleichgearteter Partner? Er hat ihm „ä frech Maul aangehängt“, sich „off em Absatz eremgedräht“ und hat sich „et Maul net verbrannt“ und „kä Muks gemacht“ und ist gegangen. Rückschauend bemerkte er allerdings noch: „Dau kannscht ma die Huwwel ausblosee“. Dem wird er es aber einstreichen und die „Hoor aus de Aaue mache“. „Däne bringe ich

noch offt Galee“ (Galeere). „Ich hann en em Schlopp, wenn ich zuziehe, bambelt er“ (am Galgen). — Erfreulicherweise erschien die Großmutter in einem weit besseren Licht als ihr „rappelköppischer“ Ehepartner. Sie hat nicht immer gleich mit der „Sauboll“ dreingeschlagen, oder der lästigen Besucherin gern „die Dier hennewirrer geschlah“. Sie hatte oft „ä wiedig Maul“, das pausenlos klapperte „wie ä (Flachs)-Brech“. Die böse Gevatterin aber hatte „Hoor off der Zong“ und stand im Ruf einer „Hechel“ oder Beißzang, der man die üble Nachrede schon zutraute. Das waren in der Hauptsache auch die Anlässe, weshalb sich die Bäuerinnen in den Maschen des Gesetzparagraphen verfangen. Das heiratsfähige Mädchen mußte gut „unnergeschafft“ werden. Wenn es mit „Sach“ gesegnet war, bestand Aussicht, bei einem reichen Bauer „ent Haus se heirade“ und hat sich dann „gudd gehuckt“. Immerhin bestand die Möglichkeit, daß einem der Brautleute im letzten Augenblick noch „Kaljes“ gemacht und die Heirat vereitelt wurde. Das arme oder unscheinbare Mädchen hatte kaum „das Gereß“, wie das mit Vorzügen ausgestattet. Der Kranke und Müde „eß kä Minsch meh“, hat den „Wägsteier nemme“, „leit do on streckt se alle vier weg“ oder „wie geschoß“ und ist „rax ferdig“. Wem die Zeit knapp bemessen ist, muß „sich veräbere“ und „verdommele“, „kritt die Kehr net“ und ist „stännig em Duschur“. Der „Neineckig“ kommt schnell „en die Woll“, ist stets „am roschte, knawere on grommele“. Mit ihm ist „kä grad Fuhr se fahre“.

Der Geizige ist „net giwelgäwig“, aber „gnaschdig, karig, frißt sei eigene Dreck“, „ä hongriger Hond“. „Ich ben sesamme gefahr“, erzählt der Schreckhafte, „ich han die Färw gewechselt“, es war mir „net änduhn“. Ich war „ganz vergälschdert“ und es war mir „net geheier“. Eine Sippe wird abfällig beurteilt: „Do eß Maus wie Muurer“. Tiere bieten zahlreiche Vergleichsmöglichkeiten: „Der wehrt sich wie die Katz em Sack“, man ist „naß wie ä Katz“, wer seine Absicht letztlich bekanntgibt, „lißt die Katz aus em Sack“. Der schlechte Wirtschaftler kommt „off de Hond“. Die Frucht steht so „steif“, wie die „Hoor offm Hond“. Wer im engen Winkel sitzt, „huckt wie die Maus an der Brotkurscht“, wenn etwas unumstößlich ist, „beißt kä Maus meh ä Faarem ab“. Wem es gut geht, „huckt wie de Vool em Hanfsoome“. Wer etwas auf dem „Kerbholz“ hat, der „riecht de Zonner“, macht sich beizeiten „aus dem Staab“ und „botzt die Platt“. Wer „Jagd“ macht und laut redet, dem bedeutet man „mach net eso Gescheß“ (mittelalterlich die Schießerei, zuletzt auch die Katzenköpfe). — Der Mißgünstige wirft seinem Vordermann „ä Knewwel zwesche die Bän“ oder „trä em die Schlabbe aus“. — Der Schalk will seinem „Noober“ äne benne“, der hat es ihm aber „net abgehollt“.

Der menschliche Körper und seine Glieder boten den Vorfahren aus naheliegenden Gründen die meisten Vorlagen für ihre bildhaften Ausdrücke: Das stets hungrige Vieh fraß dem Bauer „die Hoor vom Kopp“, die Haare stehen einem „zu Berg“, er hat „Hoor geloß“. Seinem streitenden Gegner hat er „die Hoor aus de Aaue gemacht“. Manche Frau ist gefürchtet, weil sie „Hoor off der Zong“ hat und „kä gudd Hoor“ an dem andern läßt. Wer einen überwachen will, muß ihn „em Aau behalle“ oder „net aus de Aaue losse“. Man kann „ä Aau zudrecke“ und einem „die Aaue zuschmeere“. Der hat „Aaue gemacht“. Mir „senn die Aaue zugefall“, dem andern „senn die Aaue offgang“. Es ist etwas „gesiehner Aaue“ besser geworden, einem andern sind „die Aue Wasser wor“. — In unserer Mundart spielt „et Maul“ eine besondere Rolle. „Hei werre kä Rere gehall — hei wird et Maul gehall“ witzelt man. Wer ein Wort zuviel gesagt, hat sich „et Maul verbrannt“ und läuft zudem Gefahr, daß man ihm „ä frech Maul aanhängt“ und dabei „kä Blaait vort Maul“ nimmt. „Reiß et Maul net so weit off“, ruft man dem Angeber zu, und wer im rechten Augenblick versagt, dem wirft man vor, daß er „do et Maul net offbraacht hat“. Wer „maulfertig“ ist, riskiert, daß man ihm „et Maul abbotzt“. Wer

gleicher Meinung ist, versichert dem Partner: „Dau hascht ma et Wort aus em Maul herausgehollt.“

Man hat die „Nas voll“ von irgend etwas. Wer heimliche Pläne schmiedet, „der hat ebbes en der Nas“. Man wird schon einmal „an der Nas eromgefiert“. Dem Nörgler gibt man den Rat: „Greif dich an deiner Nas“, sonst bekommt er „ebbes unner die Nas geriew“. Wer den andern aushorcht, „zieht em die Würm aus der Nas“.

Der Überkluge hört die Flöh huschte“, man kann ihm „kä Flöh ent Ohr setze“, bis er doch einmal „am Ohr gehollt“ wird. Bei einer lückenhaften Neuigkeit hat man „ebbes laure gehoort“. Wer sich nicht zu einer Sache bekennen will, hat „kä Ohr devor“. — Das „Hals-Gneck“, „die Leiskaul“, dient dazu, dem „Lausbuw“ hineinzuschlagen. Eine unbequeme Sache schafft man sich „vom Hals“. Der unbarmherzige Gläubiger hält seinen Schuldner „de Hals zu“ oder ist ein rücksichtsloser „Halsabschneider“. Eine leidige Sache hängt einem zum Hals heraus“. Wer nicht zu seinem Wort stehen will, zieht „die Schellere enn“ oder macht plötzlich „ä Bockel“.

Was kann nicht alles durch „de Kopp“ bildhaft ausgedrückt werden? Es geht einem schon „ebbes em Kopp erem“, ein anderer verspricht, sich die Sach „durch de Kopp“ gehen zu lassen. Die „Hänn werre iwerm Kopp sesammegeschlah“. Er wird geschiddelt, verloor — ä Kopp gemacht — sei Kopp off-gesetzt — der eß seines Kopps — off de Kopp gestellt — der eß net off de Kopp gefall — einem ist der Reichtum „en de Kopp gestieh“. Der Mann bekommt schon einmal „de Kopp gewäscht“. Der Großvater hatte in seinem Wortschatz eine Reihe treffender Kosenamen: „Schoofskopp — Dommkopp — Dickkopp — Querkopp — Hetzkopp — Klotzkopp — Schneidbankskopp — Quatschkopp — Kendskopp“.

Der Jammer unserer ratlosen Zeit: „Ich hann kä Kopp meh!“

Wie sah die Liebenburg bei Hofeld aus?

VON HANS KLAUS SCHMITT

Über die Geschichte der Liebenburg bei Hofeld ist schon ausreichend geschrieben worden. Die bemerkenswerteste Abhandlung darüber ist 1922 in Zweibrücken von Karl Pöhlmann unter dem Titel „Ruine Liebenburg bei St. Wendel“ in einer 26 Seiten umfassenden Broschüre erschienen. Schon Julius Bettingen hatte 1888 im „St. Wendeler Volksblatt“ über die „Geschichte des Schlosses Löwenburg bei Hofeld“ berichtet; leider ist diese Veröffentlichung nicht mehr greifbar. Die landeskundlich-wissenschaftliche Abteilung der Stadtbücherei verwahrt allerdings noch ein Manuskript Bettingens, welches Pöhlmann bei der Abfassung seiner Arbeit bekannt gewesen ist. Aus neuerer Zeit kennen wir noch eine Arbeit von Hauptlehrer Johann Maurer, Eisweiler, über den „Schloßberg bei Hofeld“ (Heimatbuch des Kreises St. Wendel, 1949), welcher die Schriftleitung des Heimatbuches u. a. noch volkskundlich interessante Aufzeichnungen angefügt hat. Die Abhandlung von Maurer enthält die Abbildung eines Grundrisses der Burganlage, die wahrscheinlich nach den auf dem Schloßberg ehemals noch wahrgenommenen Spuren angefertigt worden ist.

Eine Arbeit über „Burg und Amt Liebenberg“ ist von Kurt Hoppstädter in unserem Heimatbuch 1961/62 veröffentlicht, die jedoch keine Ausführungen über die Burgbauten enthält, sondern lediglich darauf hinweist, daß noch der Grundriß des Bergfrieds und der Verlauf des Burggrabens zu erkennen sind.

Auch Pöhlmann erwähnt noch Spuren von einem „großen runden Turme und daneben ein niedriges, 81 cm starkes Mäuerchen als einziger Rest des ehemals so stolzen Schlosses. Sonst nur Schutt, der den Boden bedeckt und die jedenfalls früher fast senkrechten Felshänge des Melaphyrkopfes in eine natürliche Böschung umgewandelt hat. Man kann aus ihm nur den Schluß ziehen, daß das Mauerwerk der Burg aus ziemlich unregelmäßigen Hartsteinbrocken bestand und daß von den Gebäuden die meisten mit Schiefer, einige wenige dagegen mit Ziegeln gedeckt waren. Über den Grundriß der Burg würden wohl auch Nachgrabungen keine Klarheit verschaffen, weil die Mauern alle auf dem zu Tage tretenden Fels aufsaßen und daher nicht in die Tiefe gingen.“ Soweit Pöhlmann, und so können wir uns von dem, was noch vorhanden ist, kein richtiges Bild von der Burganlage machen.

Nun ist der Verfasser bei Durchsicht des Aktenbandes aus dem Staatsarchiv Koblenz Abt. I C Nr. 449 betr. „Grenzstreitigkeiten des Hochgerichts Theley, 1498—1778“ die Niederschrift eines Grenzstreites am Momerich bei Gronig vom Jahre 1613 zu Gesicht gekommen, die auch eine Lageskizze enthält. In dieser Lageskizze sind auch die Himmelsrichtungen (Oriens, Meridies, Occidens, Septentrio) vermerkt, und am Papierrand hat der Amtsschreiber zudem noch kleine Zeichnungen von Örtlichkeiten, u. a. auch von der Liebenburg (Lewenburg) zur Orientierung angebracht. Was die Zeichnung der Liebenburg angeht, so kann es sich nicht um die naturgetreue Wiedergabe dieser Burganlage handeln. Wir wollen diese von unbeholfener Hand angefertigte Zeichnung mit Vorsicht betrachten und dabei bedenken, daß dem Zeichner das tatsächliche Aussehen der Burganlage doch bekannt gewesen ist. Und es hat den Anschein, daß der Zeichner die wesentlichen Bauteile der Burganlage darstellen wollte.



Skizze eines Amtsschreibers (1613)
von der Liebenburg (Lewenburg)

Im Verwittern der Zeit verschwanden die Ruinen der 1677 zerstörten Burg, das übrige taten die Bewohner der nahegelegenen Ortschaften, die die Steine zum Häuserbau ausbrachen, zuletzt sogar im vorigen Jahrhundert die Treppentufen des Burgbrunnens, wie Nikolaus Obertreis in seiner Burgbeschreibung berichtet.

An Hand des kleinen Bildes wird das Auge, das noch zu ahnen vermag, das vergangene Baudenkmal ritterlicher Kultur geheimnisvoll auf die Höhe des Schloßberges versetzen, wo heute Schlehdornen und wilde Rosen den Wanderer grüßen, der hier geschichtlichen Spuren nachgehen will. Die kleine

Zeichnung eines Amtsschreibers aus dem Jahre 1613 wird ihm aber bewußt werden lassen, wie hier und überall in der Umgegend das Feuer, der unheimlichste Feind der menschlichen Kultur, im holländischen Krieg 1677 gewütet hat. Er mag sich auch in jene Zeit zurückversetzt fühlen, die von Romantik und Größe umwoben ist.

Was mei Jüngerchder alles im Buxesack hat

Letscht hann ich mol in stiller Stunn
Mei'm Bub sei Texasbux befunn;
In seine Tasche, ganz verdreckscht,
Hann so manches ich entdeckscht:

Im „Rückwärtssack“ e Fahrtemesser,
E Angelschnur for's Bliesgewässer,
E Blechsachtel voll Rejewärm,
De Uwerzug von meinem Scherm.

Im rechte Sack e Kaugummi,
Verlutscht unn babbisch, froo net wie,
E Teil von seiner Armbanduhr,
E überdimensionale Schnur.

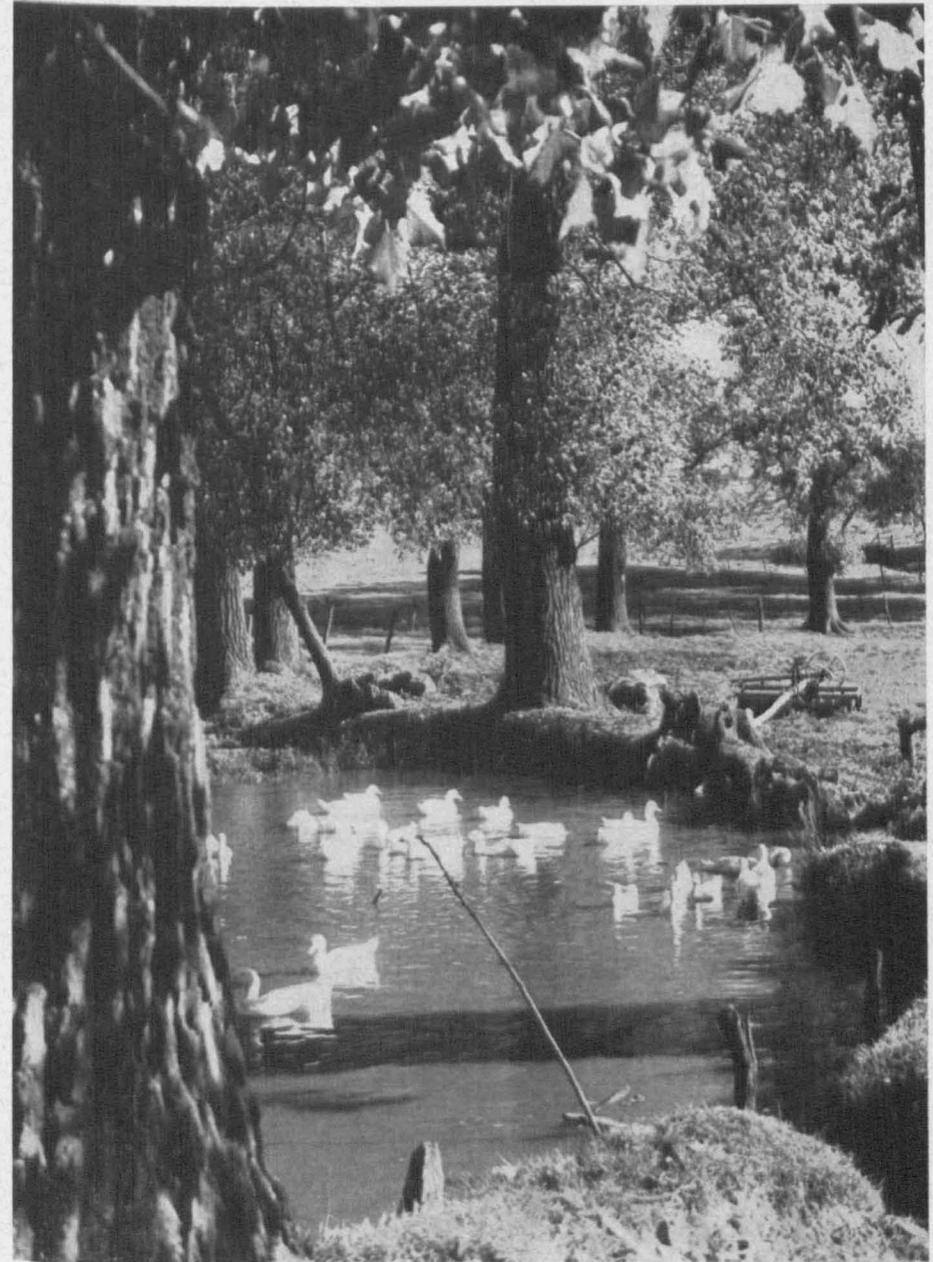
E Schmuggelzettel for Latein,
Drei rote Penning for sei Schwein,
E Schleider aus em Gummiring,
E Schundroman, was mit „Sing-Sing“.

Links hat er seltna Marke stecke,
E Neschtel for sei Drilles-Stecke,
S' Feierzeich von seinem Bappe,
Die Schnall von meine Winterschlappe.

E rotes Band unn unnedran
Sei letschtgezohner Backezahn,
Unn dann erkenn ich grad mit Mieh
E präpariertes Käfervieh.

Fein inngepackt in e Papier
Finn ich dann noch e Bild von mir;
Do hat er kraggelich droff geschrieb:
„Mei Mutter, die is äärisch lieb!“

Liesel Marx



Kleiner Weiher bei der Gökelmühle. Ein liebliches Idyll

„Tausend Jahre Hasborn-Dautweiler – Ein Heimatbuch“

bearbeitet im Auftrag der Gemeinde von Schulrat Joh. Engel

BUCHBESPRECHUNG VON WILHELM HARD

Man kann in unserer fortschrittbesessenen — aber traditionsarmen — ja traditionsverachtenden Zeit einer Gemeinde nichts Schöneres und Wertvolleres schenken, der Gemeinde und ihrer Jugend vor allem, als eine farbig-bunte Darstellung ihres Wesens und Werdens, wie sie in diesem Hasborner Heimatbuch vor uns ausgebreitet wird. Und die Gemeindeväter Hasborns ehrten sich und ihr Dorf, als sie dieses Buch in Auftrag gaben und einen kundigen und bewährten Heimatforscher mit der Bearbeitung betrauten. Dabei hat sich Herr Schulrat Engel als wirklicher „Schatzgräber“ erwiesen, der in sicherlich mühevoller Kleinarbeit in Archiven und Bibliotheken die Zeugnisse der Vergangenheit fand, die er nun kritisch deutend vor uns ausbreitet.

Dieses stille Dorf hinter dem Schaumberg, dessen Charakterbild hier in sorgfältigen Strichen nachgezeichnet wird, ist wie jeder recht gewachsene Ort ein durchaus originelles, lebendiges Einzelwesen, ein eigenständiger Organismus, der auf eigenem Grund einen besonderen Menschentyp in Arbeit, Sitte und seelischer Haltung formt — und ist darüber nach Riehls schönem Wort doch wieder auch „ein Fingerabdruck des deutschen Volkes und seiner Geschichte“. Ein einziges Beispiel dazu aus Hasborns jüngster Vergangenheit, das aber typisch ist für fast alle deutschen Landschaften: aus dem reinen Bauerndorf vor 100 Jahren ist ein Arbeiter-Bauerndorf geworden, in dem aber 50% aller Haushaltungen keinerlei Bindung an die Scholle mehr haben, in dem es nur mehr einen einzigen hauptberuflichen Bauern gibt, in dem die ungenutzte „Sozialbrache“ sich ständig vergrößert und nicht viel kleiner ist als die landwirtschaftliche Nutzfläche. Diese Entsprechung zwischen allgemein deutscher und unserer besonderen dörflichen Entwicklung wird in diesem Buche dem aufmerksamen Leser an noch vielen Stellen auffallen.

Das erste der vier großen Buchkapitel (S. 14—63) stellt den Raum und Boden der Gemeinde dar, die Landschaft als Grundlage ihres bis vor hundert Jahren rein bäuerlichen Daseins, einer eben nicht sehr lukrativen Landwirtschaft, die 1721 nur 9 „Gemeinsgenossen“ und 4 „Beysassen“ ernährte — mit ihren Familien. Aus den vom Verfasser ausgegrabenen Flurbüchern und Zehntlisten ersteht ein anschauliches Bild des alten Bauerndorfes, seiner Nutzfläche und seiner Nutzpflanzen, des Viehbestandes, des Dorfhirten und seiner Herde. Ungemein interessant und lehrreich ist die auf sieben Seiten vorgetragene Deutung der Hasborner Flurnamen von „Acht“ bis „Zöppelborn“, die sich auf die besten Sachkenner auf dem schwierigen Felde der Flurnamenforschung stützen kann. Karten, Schaubilder und Fotos illustrieren und verdeutlichen den Text. Die grundherrliche Zeit (von 900 etwa bis zur Franz. Revolution) ist das Thema des 2. Buchkapitels (S. 63—138). Es geht den Spuren keltischer und römischer Besiedlung des Dorfbannes nach und zeichnet sie in eine Karte ein. Die eigentliche Geschichte des Ortes beginnt erst nach 900 in der karolingischen Ausbauperiode, als auf unserem Bann drei gutsherrliche Höfe gegründet wurden, die allmählich zur Gemeinde Hasborn-Dautweiler zusammenwachsen. Kuriose Rechtsverhältnisse: Hasborn kurfürstlich-trierisch, Dautweiler vielherrlich, nacheinander und miteinander im Besitz von 12 Adelsgeschlechtern der näheren und weiteren Umgebung. Und ebenso verwickelt die Verwaltung eines solchen gutsherrlichen Dorfes, die an Hand der alten Jahrgedinge vom Verfasser einleuchtend rekonstruiert wird. In dieser „Guten, alten Zeit“ trägt der „Unter-

tan“ alle Lasten: Grundzins, Zehnten, Frondienst, Besthaupt; der Streit darum hört niemals auf. Gerade dieses Kapitel ist für den heutigen Staatsbürger höchst lehrreich zu lesen.

Das mit der französischen Revolution anbrechende demokratische Zeitalter läßt nun endlich alle bis dahin gebundenen Lebenskräfte zu freier Entfaltung kommen: ein erstaunlicher Aufstieg des Dorfes auf allen Gebieten setzt sprunghaft ein, der bis heute andauert und der es innerlich und äußerlich völlig umformt. (Kapitel III, S. 139—210). Hasborn wächst in die „Weite und Breite“, wächst von 325 Menschen (1800) auf 2 430 im Jahre 1963. Das war nur dadurch möglich geworden, daß die Männer neue Erwerbsmöglichkeiten in den Kohlen- und Eisentälern des Landes fanden (heute 90 Hüttenleute und 140 Bergleute); kleinere Industriebetriebe im Ort selbst entstanden und dazu 57 kleinere selbständige Betriebe gehalten werden konnten. Dabei wird der Ort in keiner Weise „proletarisert“: der Drang zum Eigenheim setzt sich siegreich durch. Die Zahl der Wohnhäuser im Jahre 1802: 40 für 325 Menschen, 1963 aber 474 bei 2 450 Einwohnern, seit 1949 allein sind 230 neue Wohnungen gebaut worden. In diesem so erfreulichen Bild fehlen aber die Schatten nicht. Die Notjahre nach 1848 zwangen 25 Familien zur Auswanderung nach Übersee, die beiden Weltkriege legten Hasborn ein schweres Blutopfer auf: 250 Männer gefallen! Dazu das politische Hin und Her seit 1918, wahrlich die Jahre seit 1800 waren auch eine „Zeit der Drangsal und Bewährung“. Charakter und geistige Haltung des Dorfes sind in stärkstem Maße von der Kirche (seit 970 Pfarrei) und der Schule geformt worden, und die Hasborner wissen, was sie beiden zu danken haben.

Dies ist nur ein kurzer Streifzug durch ein ungemein verdienstvolles Heimatbuch, das mit soviel Kenntnis und Liebe geschrieben und gestaltet wurde, das eine wichtige volkserzieherische Aufgabe erfüllt. Möge es zahlreiche Leser finden — nicht nur in Hasborn. Sie alle werden es reich beschenkt und nachdenklich aus der Hand legen.

Das Auge will auch etwas haben

Im Jahre 1892 hat der Schreinermeister Matthias Weiler von Braunshausen ein kleines Bändchen seiner „Gedichte in Hochwälder Mundart“ bei J. Lohmer-Philippi in Hermeskeil im Druck erscheinen lassen. Der Verfasser war um 1840 in Kastel geboren, besuchte die Volksschule und erlernte das Schreinerhandwerk. Er diente bei den Gardejägern in Berlin, verheiratete dann nach Braunshausen und betrieb neben seinem Handwerk eine kleine Landwirtschaft. Sicherlich haben seine Mundartgedichte bei den Dorfgenossen Beifall gefunden. Frä. Irene Lauer aus Kastel hat die Schriftleitung des Heimatbuches freundlicherweise auf das Gedichtbändchen aufmerksam gemacht. Es wurde das nachstehende Gedicht ausgewählt und damit dem Verfasser eine Erinnerungsseite des Heimatbuches gewidmet.

*De Dräherkläs, de luschtig Jong
Es jere Owend bei et Anneliß komm.
Et Anneliß hott 'ne güer gesiehn,
Et wenscht 'ne sich vor Mann se krie'n,
Denn er konnt senge on danze,
Dat woar e Pracht,*

Dat hott'm käner nohgemacht.
 Aach konnt sich käner met'm streide,
 Denn'r dut jere enn de Dreck erenn reite,
 Me'm Moulfeschte onn met'm Schlae
 Konnt'm käner wirrastehe.
 Die Bekanntschaft kemmt aach vor de Häer,^{a)}
 Der hott die jo geweß net gäer.
 Et Anneliß woar recht brav on gutt,
 Drum faßt er sich aach gurte Mut,
 Voar et Anneliß se bekehre,
 Daß et de Kläs net wellt begehre.
 Nou biet em sich Geläenhät,
 Er woar jo schon do droff berot.
 Wie er't ihm säht, dat kinnt'r ouch denke,
 Denn er wollt geweß net met'm zänke:
 „Anneliß hiar dou maich mol an,
 Watt äich dir jetzt em gurte sah'n:
 Loß doch de Kläs, der Näischnotz, gehn,
 Dou wiascht mäich jo ganz gutt vastehn.
 Dat eß kü Mann vor en auer Hous,
 Der schleht ouch all metnanner rous.
 Et senn jo sonscht noch Buwe do,
 Die jo aach no dir duhn froe.“
 „Geweß, Häer, do hat dir recht,
 Die gefälle mir nur zu schlecht.
 Äich well ouch mäi Ansicht sa'n:
 Dat Au muß jo aach ebbes hann!“
 Nou gutt, wenn dou der Ansicht bescht,
 Dann soll et mir aach senn recht.“
 Wai kemmt die dorisch Fasentzeit,
 Et Anneliß werd em Kläs säi Frau.
 Doch arig lang hat's net gedauert,
 Do hat's et Anneliß schon bedauert,
 Denn met'm Stecke onn de Hänn
 Hot er'm ortlich Bommes genn,
 Off de Kopp onn off die Aue
 Dut er ihm gar mächtig haue,
 Dat alles woar dann bloh on grien,
 Ma konnt et Anneliß nemmi siehn. —
 Wai begänt et aach em Häer,
 Et dut et geweß net gäer.
 Der sitt aach gläich wie schwarz on bloh
 Dem Anneliß säi Gesicht es woar.
 „Nou Anneliß, wie kemmt dann dat elo?
 Dir senn jo die zwai Aue bloh?“ —
 „O Häer, dat muß äich ouch jo sa'e,
 Dat loh, dat hall äich nemmi ous,
 So hat der mäich scho geschlah,
 Weira brouch äich näischt se sahn.“ — —
 „Nou haschte jo däi flotter Mann, —
 Däi Au muscht jo aach ebbes hann!“

*) Der Herr Pastor.

Die St. Wendeler Amtsschützen im Jahre 1658

VON HANS KLAUS SCHMITT



Im Archiv der Stadt St. Wendel befindet sich unter dem Signum A 1 das „Protocollum Nicolai Tholey, Stadtschreibers zu St. Wendel, anfehant 1658 den 11. Februar, endet den 5. Marty 1661“. Dieses Protokoll umfaßt 101 Seiten im Folioformat und enthält notizweise Aufzeichnungen ganz verschiedener Art, u. a. auf den Seiten 10 — 13 die Listen der Amtsschützen aus den Jahren 1658 bis 1660, welche für die Familienkunde von besonderem Werte sind.

Die Amtsschützen stellten die Miliz des kurtrierischen Amtes St. Wendel dar. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war sie vom Amte aufgestellt worden. Zuerst waren es nur 16, später erhöhte sich das Kontingent auf 25 Schützen. Im Jahre 1658 waren es in der Stadt 68 Mann, in 8 Rotten eingeteilt. An der Spitze jeder Rotte stand der Rottmeister. Weitere Rotten bestanden in den Amtsorten Urweiler, Roschberg, Reitscheid. Die Vororte Alsfassen, Breiten und Niederweiler stellten gemeinsam eine Rotte. Die ganze Miliz wurde von einem Oberrottmeister befehligt.

Die Schützen trugen eine Uniform, bestehend aus einem einheitlichen Hut und einem grünen Rock. Sie waren mit Bandelier und Gewehr ausgerüstet sowie mit Lot und Kraut versehen. Ihre Hauptaufgabe war der Polizeidienst im Amtsbezirk, u. a. hatten sie die großen Märkte zu hüten. Da die Jahrmärkte zwei Tage dauerten, waren sie zwei Tage und drei Nächte im Wachdienst und erhielten nach altem Brauch ein Wachgeld. Am Vortage des Fronleichnamfestes brachten sie den Prozessionsweg, soweit dieser außerhalb der Stadtmauer führte, in Ordnung. Die ganze Truppe beteiligte sich an den Prozessionen. Die Stadtrechnungen tragen verschiedentlich Vermerke: „Item der Bürgerschaft wan sie mit der gewehr nach Tholey mit dem Heiligen gehen jährlich an Pfingstfreitag 1 fl. 12 alb.“ Auch die Kirchenkasse steuerte für die Teilnahme an der jährl. Reliquienprozession nach Tholey jeweils 1 Gulden und 12 alb. bei. Alljährlich am Bartholomäustag und am Wendelstag versammelten sich die Schützen zum Büchschießen in der Stadt. Im Jahre 1625 schenkte ihnen der St. Wendeler Amtmann Konrad von Sötern einen auf der Steinkaul vor der oberen Stadtpforte gekauften Garten, der seinen Namen „Schießgarten“ bis in unsere Zeit hinein bewahrt hat. Der Schießgarten lag dort, wo heute das Marienkrankenhaus und der Saalbau stehen. Er war die Übungsstätte für die Schützen. Dort waren Schießhäuschen aufgestellt, aus denen sie auf weiß gestrichene und mit schwarzen Ringen bemalte Scheiben schossen. Aus Ungeldrechnungen des 17. Jahrhunderts geht hervor, daß zum Preisschießen Barchentstücke angekauft und ausgesetzt wurden. Nach diesen Preisen nannte man die Schützen „Barchetter“ und das Preisschießen selbst „das Barchett“. Während des 17. und 18. Jahrhunderts wurde am Annenmarkt bei der St.-Annen-Kapelle

und am Wendelstag u. a. auch ein Hut als Preis ausgesetzt. Auch darüber finden sich Ausgaben in den Ungeldrechnungen: „Ein Hutt geben vff St. Annendag zum Schießen so gekostet 1 fl. 6 ab“ oder „Markhut wie vor alters . . .“

Der Schützenkönig wurde mit einem Kranz und Bändern geschmückt. Zur Anfeinerung der Schützen ließ die Behörde sie an auswärtigen großen Freischießen teilnehmen. In den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts zogen sie „vffs freyschießen gen Sarbrückhen“. Nicht zuletzt waren die Amtsschützen auch zur Verteidigung der Burg und der Stadt verpflichtet, und sie stellten auch bei Ankunft hoher Herrschaften die Paradesoldaten.

Nun sollen die Namen der Rottenführer und ihrer Schützen folgen. Damit sei auch ein Beitrag zur Familienkunde geleistet. Der Leser wird sich in der früheren Schreibweise der Namen rasch zurechtfinden, und mancher wird Träger seines Familiennamens und Vorfahren entdecken.

Simon Tholey, Rottmeister

Wendel Back
Adam Weirich
Johanneß Schwan
Peter Angel
Johanneß Laux
Joh. Schmit
Sein Sohn Hanß
Wilhelm Küffer (Kiefer)

Barthel Kreutler, Rottmeister

Jost Burckart
Der Welschschmid *)
Peter Schloßer
Johanneß Weirich
Nickel Weirich
Schlick
Paschasius Becker
Peter Lesch

Joh. Krug Rottmeister

Nickel Nuß (Noß)
Reinhart taglöner
Hautz
Friedrich Wüllenweber
Joh. Mäulgen
Peter Knap
Peter Balteß
Angl Zimmerman

Hanß Jacob Gerhard, Rottmeister

Bast (Sebastian) Wilhelm
Joh. Reckwalt
Stoffel Thomaß
Joh. Pfeiffer
Jacob Laux
Hanß Schwan
Thönges (Anton) Linxweiler
Niclauß Sper

Schütz Bartel, Rottmeister

Joh. Thomaß
Adam Nuß
Joh. Weirich Junior
Wilhelm Balteß
Wendel Diehl
Adam Schmit
Niclauß Vogel
Balteß Petgen (Peter)

Peter Altzfaßer, Rottmeister

Frantz Graß
Bours Michel
Nickel Henrich
Metzel Petgen
Mertzgen
Simon Schmit
Joh. Graß

Jacob Kallenborn, Rottmeister

Christoff Blondin
Pauluß Hanß
Schneider Jacob
Peter Kirn
Thomaß Johanneß
Philipp der Schuster

Bast Münster, Rottmeister

Jacob Löw
Matt. Debalts (Theobalds) Hanß
Thomaß Bast
Johanneß Heinen
Jacob Reiser
Hanß Kirn
Peter Schumacher

*Debalt Lang von Reitscheit,
Rottmeister*

Matt. Becker
Matt. Schad

Joh. Saur
Mertin Schneider

Haß den Deuffel von Roßbergh
Hanß Endreß
Jacob Schwan
Johannes Barth
Webers Henßgen (Hans)
Stoffel Ursell

*Hanß Jacob Born,
Rottmeister zu Urweiler*

Hanß Weißgerber
Schwanen Thöngesß
Hafen Peter (Haab)
Wolff Leinenweber
Friedrich Vogel
Steffen Malter
Johannes Angel
Nickel Wagner
Der Müller zu Urweiler

Brantbeck, Rottmeister zu Altzfaßen und Breithen

Hanß Ruffer (Riefer)
Felsen Müller (Besitzer der Felsenmühle)
Braun Peter
Peter Balteß
Clas Ruffer
Bernhart Wagner
Heintzenbauer
Balteß Johannes
Müller zu Niederweiler

Diese Namen sind uns Sinnbilder der Verbundenheit des Gewesenen mit dem Gegenwärtigen, wie wenn wir auf einem uralten Friedhof auf zerbröckelnden Grabsteinen den eigenen Namen lesen und uns des weiten Weges bewußt werden, den wir herkommen.

*) Hier handelt es sich um einen zugewanderten Franzosen namens Philipp Noaire, der als Bürger aufgenommen wurde. 1660 gehört er auch einer Rotte an und heißt dort nicht der Welschschmid, sondern „der Welschphilipp“. Es ist anzunehmen, daß er von Beruf Schmied gewesen ist.

Benutzte Quellen und Literatur:

Stadtarchiv St. Wendel, Abt. A Nr. 1.
Stadtarchiv St. Wendel, Abt. B Nr. 94.
Stadtarchiv St. Wendel, Abt. B Nr. 97.
Max Müller: Geschichte der Stadt St. Wendel (St. Wendel 1927).
Jul. Bettingen: Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel (St. Wendel 1865).

Rühmlich, christlich, auch tröstlich ist, daß man zu keiner Zeit vergißt der lieben alten Vorfahren, die vor uns in dem Leben waren.



Weit, hoch, herrlich der Blick
 Rings ins Leben hinein,
 Vom Gebirg zum Gebirg
 Schwebet der ewige Geist
 Ewigen Lebens ahndevoll

Goethe

Lernen wir, die Heimat mit der verstehenden Liebe zu sehen, die uns erst zu uns selbst führt, weil sie im tiefsten Sinne ein Stück von uns selbst ist.

Eduard Spranger

Aus dem Verwaltungsbericht des Landkreises St. Wendel 1963

A. Bevölkerungsbewegung

(Nach den Veröffentlichungen des Statistischen Amtes des Saarlandes)

Wohnbevölkerung am 1. 1. 1963	89 999	
Zunahme insgesamt	1 324	
und zwar:		
Geburtenüberschuß	1 100	
Wanderung:		
Zuzüge	3 896	
Fortzüge	3 672	
Wanderungsgewinn	224	
Wohnbevölkerung am 31. 12. 1963	91 323	
davon männlich	44 489	
davon weiblich	46 834	
Eheschließungen		
	681	
Lebendgeborene	2 009	
Gestorbene	909	
davon im 1. Lebensjahr	53	
unter 28 Tagen	39	
Auf 1000 Einwohner		
Eheschließungen	7,9	7,5
Lebendgeborene	19,5	22,0
Gestorbene	10,7	10,0
Säuglingssterbefälle		
auf 100 Lebendgeborene	2,3	1,9

Die Zunahme der Wohnbevölkerung durch Geburtenüberschuß und Zuwanderung hat angehalten. Während der Geburtenüberschuß leicht über der Zahl des Vorjahres (1 075) liegt, ist der Wanderungsgewinn (1962 = 476) geringer geworden. Im Vergleich mit dem Landesdurchschnitt liegen die Ergebnisse für den Kreis St. Wendel günstig.

B. Landrätliche Verwaltung

I. Staatshoheitsangelegenheiten

Durch Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande wurden geehrt:
 Ehrwürdige Schwester Chrysantha, Marienkrankenhaus St. Wendel
 Ehrwürdige Schwester Oberin Felicitas, Schwesternhaus Theley
 Justizrat Heinrich Strauß, St. Wendel
 Volksschuldirektor a. D. Johann Wilhelm Maurer, Namborn
 Bezirksschornsteinfegermeister a. D. Ludwig Reis, St. Wendel
 Rektor a. D. Wilhelm Schmidt, St. Wendel.

Weitere Ehrungen erfolgten für 45 Altersjubilare, zu 54 goldenen Hochzeiten und zu 4 diamantenen Hochzeiten.

Für zwei Adoptivkinder wurde ein anderer Vorname genehmigt und für eine Familie der richtige Familienname festgestellt.

Der Herr Minister des Innern genehmigte 3 Einbürgerungsanträge. Es wurden ausgestellt bzw. verlängert: 66 Staatsangehörigkeitsausweise bzw. Heimatscheine, 566 Reisepässe, 13 Fremdenpässe, 9 internationale Reiseausweise und 736 Kinderausweise.

Der Herr Minister des Innern genehmigte die Übernahme von vier deutschen Familien aus dem polnisch besetzten Gebiet und zwei Familien aus Jugoslawien. Die Paßbehörde hat in 30 Fällen die Unbedenklichkeitsbescheinigung zur Einreise aus den Ostblockstaaten ausgestellt.

Im Kreisgebiet waren am 31.12.1963 698 Ausländer über 15 Jahre mit Aufenthaltsgenehmigung wohnhaft. Die Ausländer stammen aus 24 Ländern. 412 Ausländer — fast $\frac{2}{3}$ — sind Italiener; es folgen 138 Franzosen, 39 Österreicher, 15 Jugoslawen usw. Staatenlos und mit noch ungeklärter Staatszugehörigkeit sind 28 Ausländer. Die Mehrzahl der Ausländer, insgesamt 342, arbeitet im Bau- und im Baunebengewerbe, aber auch viele andere Berufe wie Handwerker, Büroberufe und Berufe in gehobener Tätigkeit sind vertreten. An zweiter Stelle stehen 135 Studenten.

II. Kreisrechtsausschuß

Beim Kreisrechtsausschuß sind 79 Widersprüche gegen Entscheidungen der Verwaltungsbehörden eingelegt worden. Einschließlich 36 schwebender Widersprüche aus dem Vorjahre waren 115 Verfahren anhängig. Davon betrafen 66 Entscheidungen baurechtliche Angelegenheiten. An zweiter Stelle standen 17 Widersprüche gegen Entscheidungen kommunalrechtlicher Art (Anschlußzwang bei der Müllabfuhr und Kanalisation). Der Kreisrechtsausschuß tagte in 19 Sitzungen und erledigte 80 Fälle, und zwar 42 durch Zurücknahme oder Vergleich, 30 durch Ablehnung und 8 durch zustimmende Entscheidung. In 5 Fällen wurde gegen die Entscheidung des Kreisrechtsausschusses Klage beim Verwaltungsgericht erhoben.

III. Polizeiangelegenheiten

Bei Verkehrsunfällen wurden 15 Personen — davon 1 Kind — getötet, 188 — davon 25 Kinder — schwer verletzt und 299 — davon 40 Kinder — leicht verletzt. Insgesamt wurden 1 023 Verkehrsunfälle gezählt. In 678 Fällen entstand nur Sachschaden.

Wegen Zuwiderhandlung gegen die Verkehrsvorschriften gingen 1 343 Anzeigen ein. 67 Personen mußten zum Verkehrsunterricht erscheinen, den ein Gendarmerie-Beamter abgehalten hat.

Im Benehmen mit der Gendarmerie und den Trägern der Straßenbaulast (Staatliches Straßenbauamt, Gemeinden) ergingen 71 verkehrspolizeiliche Anordnungen verschiedener Art: Verkehrsbeschränkungen, Straßensperrungen, Geschwindigkeitsbegrenzungen, Anbringung von Verkehrszeichen und Verkehrseinrichtungen, Festlegung von Kinderspielstraßen. Darüber hinaus wurden Ausnahmegenehmigungen erteilt für den Verkehr mit ungewöhnlich großen Fahrzeugen, für Lautsprecherwerbung auf der Straße und Befreiung vom Verkehrsverbot an Sonn- und gesetzlichen Feiertagen.

Wegen Bauens ohne Genehmigung, anderer Verstöße gegen die Bauvorschriften oder zur Sicherung von Leben und Gesundheit und zur Vermeidung anderer Schäden mußten 275 polizeiliche Verfügungen erlassen und Zwangsgeld im Einzelfall zwischen 50,— DM und 126,— DM festgesetzt werden. Um wirksamer als bisher gegen den nicht genehmigten Bau von Wochenendhäusern im

Außenbereich vorgehen zu können, wurde in der Verfügung die kostenpflichtige Ausführung durch Dritte angedroht.

An einigen Wasserläufen II. und III. Ordnung fand die Wasserschau statt. 8 Genehmigungen nach dem Saarländischen Wassergesetz wurden erteilt.

Ein Kindergarten mußte wegen Erkrankung der Kinder an Masern und Mumps für 12 Tage geschlossen werden.

Am 1.7.1963 ist das neue saarländische Jagdgesetz vom 8.5.1963 in Kraft getreten. Nach diesem Gesetz bilden die Eigentümer der zu einem gemeinschaftlichen Jagdbezirk gehörenden Grundstücke eine Jagdgenossenschaft, der die Jagdverpachtung und die Verwendung des Jagdpachterlöses obliegt. Jagdbeiräte stehen der Jagdbehörde zur Beratung zur Seite. In jagdfachlichen und jagdwirtschaftlichen Fragen wirkt ein Jagdberater mit. Im Landkreis wurden in 82 Jagdbezirken erlegt: 24 Stück Rotwild, 1285 Stück Rehwild, 80 Stück Schwarzwild. Als Fallwild wurden 158 Stück Rehwild und 3 Stück Schwarzwild gemeldet. Darüber hinaus meldeten die Jagdbezirke insgesamt 7 019 weitere Abschüsse an sonstigem Haarwild, Freiwild und Raubzeug, u. a.: 1284 Hasen, 1058 Rebhühner, 560 Wildtauben, 1036 Füchse, 1579 Krähen und Elstern, 809 wildernde Katzen. Es wurden 23 Jahresjagdscheine und 12 Tagesjagdscheine ausgestellt sowie 405 Jahresjagdscheine verlängert; ferner 34 Jahresfischereischeine ausgestellt und 174 verlängert.

Wegen Verstoß gegen die Handwerksordnung, das Güterkraftverkehrsgesetz und das Gesetz über die Berufsausübung im Einzelhandel ergingen in 20 Fällen Bußbescheide und in 6 Fällen Verwarnungen.

An Führerscheinen für Kraftfahrzeuge wurden neu ausgestellt 2 308, ergänzt 788 und umgeschrieben 745. Die Fahrerlaubnis für 127 Kraftfahrer, denen die Fahrerlaubnis zeitweilig entzogen war, ist neu erteilt worden. Die ordentlichen Gerichte entzogen die Fahrerlaubnis für die Dauer von 6 Monaten bis zu 3 Jahren in 146 Fällen, davon in 131 Fällen wegen Trunkenheit am Steuer. 5 weitere Fahrerlaubnisse wurden durch die Verwaltungsbehörde in eigener Zuständigkeit entzogen. In weiteren 52 Fällen ist die Fahrerlaubnis vorläufig entzogen worden.

IV. Konzessions- und Gewerbewesen

Auf Grund des Gaststättengesetzes wurden 106 Konzessionsanträge genehmigt und 3 abgelehnt. Von den genehmigten Anträgen entfielen 13 auf Gastwirtschaften, 64 auf Schankwirtschaften und 29 auf den Kleinhandel mit Branntwein und Spirituosen. Hiervon waren 53 auf Übernahme, 44 auf Neuerrichtung und 9 auf räumliche Erweiterung gerichtet. Im Landkreis werden zur Zeit insgesamt 391 Gast- und Schankwirtschaften betrieben.

Nach den Bestimmungen des Gesetzes über die Berufsausübung im Einzelhandel erhielten 32 Antragsteller die Erlaubnis zum Einzelhandel mit Lebensmitteln und 41 die Erlaubnis zum Einzelhandel mit Waren aller Art. Es wurden ausgestellt: 71 Reisegewerbekarten für Inländer, 2 Erlaubnisse zur Führung eines Einzelhandelsgeschäfts mit Milch, 23 Erlaubnisse zum Handel mit Flaschenfrischmilch, 4 Erlaubnisse zum Handel mit Giften, 7 Genehmigungen für Kraftdroschenunternehmen (Verlängerung), 9 Genehmigungen für Mietwagenunternehmen und 6 Zulassungen für den allgemeinen Güterverkehr.

V. Baugenehmigungen

Von 2 473 Bauanträgen einschließlich Überhängen aus dem Vorjahre wurden 1 975 genehmigt und 44 abgelehnt. Im Außendienst erfolgten 1 443 Baukon-

trollen und Einweisungen sowie 1 238 Roh- und Gebrauchsabnahmen, Eisenabnahmen und Schlußabnahmen. In 145 Fällen wurden Dispense, Ausnahmen und Vorbescheide erteilt; ferner wurden 309 Fälle baupolizeiwidriger Zustände und Beschwerden bearbeitet. Darüber hinaus war die Baugenehmigungsbehörde sehr stark mit Bauanfragen und der Ausstellung von Bescheinigungen und Abschriften beschäftigt.

Im Boden- und Grundstücksverkehr wurden 3 093 Genehmigungen erteilt und 331 Anträge und Zeugnisse bearbeitet.

VI. Straßenverkehrszulassungen

Die Zahl der Kraftfahrzeuge ist weiter angestiegen. Am 31. 12. 1963 waren registriert:

		neu	gebraucht
Krafträder	2 637	(67)	197)
Personenwagen	7 337	(1 364)	924)
Kraftomnibusse	49	(7)	2)
Lastkraftwagen	1 384	(206)	90)
Zugmaschinen	1 216	(68)	61)
Sonderkraftfahrzeuge	89	(7)	5)
Anhänger	330	(32)	20)
zusammen:	13 042	(1 751)	1 317)

Die in Klammern gesetzten Zahlen sind Zugänge im Laufe des Jahres, getrennt für neue und gebrauchte Kraftfahrzeuge.

VII. Flüchtlingswesen

Es wurden 47 neue Anträge auf Ausstellung von Flüchtlingsausweisen gestellt. Einschließlich noch unerledigter Anträge aus dem Vorjahre konnten 70 Anträge endgültig erledigt werden, und zwar 58 durch Genehmigung und 12 durch Rücknahme des Antrages, Verzug, Tod usw.

8 Antragsteller beantragten Einrichtungsbeihilfen. Einschließlich unerledigter Anträge aus dem Vorjahre konnte in 13 Fällen endgültig entschieden werden. Davon wurden 7 Anträge genehmigt und 6 abgelehnt.

VIII. Lastenausgleich

Der Gesetzgeber anerkennt eine staatliche Pflicht zur Hilfe gegenüber den durch die Kriegereignisse besonders hart Betroffenen. Er verwirklicht diese staatliche Hilfe dadurch, daß er dem Geschädigten Ausgleichsleistungen teils mit, teils ohne Rechtsanspruch gewährt. Wie jeder echte Ausgleich hat auch der Lastenausgleich zwei Seiten: Hier handelt es sich einmal um die Aufbringung der Mittel und auf der anderen Seite um die Durchführung der Schadensfeststellung und der Leistungsseite des Lastenausgleichs, d. h. um die Hilfen und Entschädigungen für die Geschädigten. Das Gesetz zur Einführung von Vorschriften des Lastenausgleichsrechts im Saarland vom 30. 7. 1960 (BGBl. I S. 637) wird von den Geschädigten als eine wesentliche Verbesserung empfunden, weil im Grundsatz sämtliche Ausgleichsleistungen des LAG und seiner Nebengesetze auch im Saarland gewährt werden, die nach saarländischen Rechts- und Verwaltungsvorschriften nicht gewährt werden konnten. Bei der Einführung der Hauptentschädigung im Saarland war allerdings zu berücksichtigen, daß bereits namhafte Vorauszahlungen auf eine noch festzusetzende Gesamtentschädigung gewährt worden sind. Diese Vorauszahlungen, auch soweit sie im Zusammenhang mit Hausratsverlusten oder als Unterhaltshilfe gewährt wurden, werden auf die nach LAG-Grundsätzen zu bemessende Hauptentschädigung nach Maßgabe der §§ 12, 15 des EG-Saar angerechnet.

Im Lastenausgleich war es erforderlich, besondere Maßnahmen für eine Altershilfe oder Versorgung der alten und arbeitsunfähigen Heimatvertriebenen und Kriegssachgeschädigten sowie der durch Währungsverfall und Verlust ihrer Ersparnisse betroffenen Sparergeschädigten zu treffen. Bei diesen Menschen handelt es sich um einen Personenkreis, der nicht mehr in den Arbeits- und Wirtschaftskreis eingegliedert werden konnte. Von Anbeginn war es daher ein wichtiges Anliegen des Lastenausgleichs, den Alten und Erwerbsunfähigen das Gefühl, von der Fürsorgeunterstützung leben zu müssen, zu nehmen und ihnen einen Rechtsanspruch auf eine Mindestaltersversorgung zu geben. Dies konnte nur in einer Leistung zur Sicherung des laufenden Lebensunterhaltes geschehen, in Form der Kriegsschadenrente. Die Kriegsschadenrente ist gekennzeichnet durch ihren Doppelcharakter als Entschädigungsleistung für erlittene Verluste und als soziale Hilfe.

Über die Anträge auf Feststellung eines Vertreibungs-, Kriegssach- und Ostschadens — ohne die reinen Hausratsschäden — sowie ihre Erledigung gibt nachstehende Aufzählung nach dem Stande vom 31. 12. 1963 Auskunft. Danach ist die Schadensfeststellung zu 51,23% abgeschlossen.

	Vertrei- bungs- schäden	Kriegs- sach- schäden	Ost- schä- den	insge- samt
Statistisch erfaßte Anträge	330	1 518	14	1 862
Davon positiv entschiedene Anträge:				
durch Bescheide oder Gesamtbescheide	93	484	8	585
durch Teilbescheide	17	30	—	47
abgelehnte Anträge	4	247	1	252
Sonstwie erledigte Anträge	5	65	—	70
unerledigte Anträge	211	692	5	908

Die Hauptentschädigung ist in 310 Fällen mit einem Grundbetrag von 722 444,67 DM zuerkannt worden. Zur Auszahlung kamen bisher in 244 Fällen 484 475,61 DM. Im Berichtsjahr erledigte das Ausgleichsamt:

412 Schadensfeststellungen,
194 Zuerkennungen der Hauptentschädigung im Gesamtbetrag von 371 668,93 DM.

Zur Auszahlung kamen:

Hauptentschädigungen	(191)	311 510,86 DM
Darlehen	(19)	227 000,— DM
Währungsausgleiche	(12)	28 512,— DM
Kriegsschadenrenten	(80)	191 019,77 DM
Hausratsentschädigungen	(78)	41 756,21 DM
Härtefonds	(7)	12 450,— DM
Zusammen:		812 248,84 DM

Die Zahl der Fälle ist vorstehend in Klammern gesetzt.

IX. Gemeindeaufsicht

Es fanden 872 Sitzungen der Gemeinderäte mit 5 289 Tagesordnungspunkten, 12 Sitzungen der Verwaltungsräte mit 64 Punkten und 17 Sitzungen der Zweckverbände mit 74 Punkten statt. Mehrere Beschlüsse, die geltendes Recht verletzten, mußten für nichtig erklärt werden.

Die Gemeinden verkauften 188 Grundstücke mit einer Gesamtfläche von rd. 35 ha.

Die Rechnungsabschlüsse von 73 Gemeinden ergaben einen Soll-Überschuß von 2 063 699,— DM. Nur eine Gemeinde hatte einen kleinen Fehlbetrag. Im Rah-

men des Finanzausgleichsgesetzes erhielten die Gemeinden als Schlüsselzuweisungen netto 10 348 921,— DM. Im Laufe des Berichtsjahres haben die Gemeinden 5 474 474,— DM als Darlehen aufgenommen. Die Schulden der Gemeinden betragen nach dem Stande vom 31. 12. 1963 für rentierliche Zwecke 9 628 868,— DM, für nichtrentierliche Zwecke 10 679 041,— DM.

X. Gemeindeprüfung

Das Gemeindeprüfungsamt prüfte Amtskassen und Rechnungen der Gemeinden nach den gesetzlichen Vorschriften, monatlich laufend und zweimal unvermutet die Kreiskasse und überwachte die laufende Haushaltsführung einschließlich der Vergabe von Lieferungen und Leistungen des Landkreises.

XI. Bezuschußte Baumaßnahmen der Gemeinden

In das Programm des Landes zur Verteilung der Staatszuschüsse und Bedarfzuweisungen zu kommunalen Baumaßnahmen waren für die Gemeinden des Landkreises St. Wendel aufgenommen worden:

34 Straßenbauten
14 Ortsdurchfahrten
3 Brücken
19 Kanalanlagen
4 Hauptsammler
9 Baulanderschließungen
9 Trinkwasseranlagen

Das Zuschußprogramm sah nachstehende Finanzierung vor:

Gruppe	Gesamtkosten DM	Eigenleistung DM	Finanzhilfe DM
Straßen	3 107 000	2 029 900	1 077 100
Ortsdurchfahrten	610 500	300 300	310 200
Brücken	127 000	38 100	88 900
Kanalanlagen	1 263 500	881 200	382 300
Hauptsammler	569 000	233 100	335 900
Baulanderschließungen	939 000	713 900	225 100
Trinkwasseranlagen	410 000	263 100	146 900
Zusammen:	7 026 000	4 459 600	2 566 400

Nach Vorlage der Finanzierungsanträge mit den Projekten wurden tatsächlich finanziert:

Baumaßnahmen des Zuschußprogramms	6 289 500 DM
außerhalb des Zuschußprogramms	814 800 DM
Gesamtkostensumme	7 104 300 DM

Diese Summe ist wie folgt aufgebracht worden:

Eigenleistung der Gemeinden	4 441 200 DM
Finanzhilfe des Landes	2 663 100 DM

Zur Aufbringung ihrer Eigenleistung erhielten die Gemeinden für Trinkwasserversorgungsanlagen und Kanalanlagen verbilligte Darlehen. Zu anderen Baumaßnahmen gewährte das Land Zinszuschüsse. Der Kreis förderte die überörtliche Trinkwasserversorgung durch Kreiszuschüsse in Höhe von 150 000 DM.

In den Gemeinden wurde der Bau von Volksschulen fortgesetzt. Im Jahre 1963 genehmigte das Land den Bau von Volksschulen in Oberkirchen und Nonnweiler.

Das Feldwegebauprogramm 1963 umfaßte 10 Feldwirtschaftswege mit folgender Finanzierung:

Zuschüsse des Bundes	398 900 DM
Zuschüsse des Landes	189 600 DM
Zuschüsse des Kreises	111 600 DM
Eigenleistung der Gemeinden	8 300 DM
Verbilligte Kredite	407 600 DM
Gesamtbaukosten	1 116 000 DM

C. Kreisverwaltung

1. Kreisrat und Kreisausschuß

Der Kreisrat war zu 5 Sitzungen einberufen worden. In der Sitzung vom 10. Juli wurde anstelle des auf eigenen Wunsch ausgeschiedenen Mitgliedes Anton Detemple der Lehrer Otto Wild, St. Wendel, eingeführt. Von den 25 Mitgliedern des Kreisrates gehören 13 der CDU, 8 der SPD, 2 der DPS und 2 der SVP an. Neben den laufenden Geschäften befaßte sich der Kreisrat mit nachgenannten allgemein interessierenden Fragen:

- Bau einer Mittelschule
- Umbau der Landwirtschaftsschule
- Vertrag mit der Vereinigten Saar-Elektrizitäts-AG. betreffend die Neuordnung des Verhältnisses zwischen den Vertragskontrahenten
- Berufung eines Beirates für Sozialhilfe
- Hilfsmaßnahmen für die Landwirtschaft
- Industrieansiedlung und Förderung
- Verbesserung der überörtlichen Trinkwasserversorgung
- Wahl von Mitgliedern zu Ausschüssen anderer Dienststellen

Der vom Kreisrat aus 7 Mitgliedern berufene Kreisausschuß bereitete in 7 Sitzungen die Entscheidung des Kreisrates vor und entschied in eigener Zuständigkeit vorwiegend in Ausführung des Haushaltsplanes über Kreiszuschüsse und in kleineren Angelegenheiten.

II. Kreisschulen

1. Landwirtschaftsschule

Das Schulgebäude befindet sich seit dem Winter 1963/64 im Umbau, der vorwiegend der Verlegung der hauswirtschaftlichen Abteilung in andere Räume und ihrer Modernisierung dient. Im letzten Winter wurde nur die Knaben-Oberstufe unterrichtet. Die Wirtschaftsberatungsstelle, für die neue Räume durch den Umbau der frei gewordenen Direktorwohnung geschaffen werden, ist vorübergehend in der Kreishandelsschule untergebracht.

2. Kreishandelsschule

Zu Beginn des Jahres 1963 besuchten 105 Schüler die Kreishandelsschule, und zwar in 2 Oberstufen 23 Knaben und 25 Mädchen und in 2 Unterstufen 23 Knaben und 34 Mädchen.

Die Abschlußprüfung der Oberstufen fand in ihrem schriftlichen Teil in der Woche vom 4. 2. bis 9. 2. 1963 statt. Zugelassen zur Prüfung waren 44 Prüflinge, 19 Knaben und 25 Mädchen. Die mündliche Prüfung war auf den 20. 3. 1963 festgesetzt. Den Vorsitz führte Herr Handelsstudienreferent Schubert von der Staatlichen Handelsschule Homburg. Die Zweitprüfer stellten die Schulen Homburg und Völklingen. Dem mündlichen Teil der Prüfung unterzogen sich 38 Prüflinge. Alle 38 Prüflinge haben die Prüfung bestanden, und es konnte ihnen das Abschlußzeugnis zugesprochen werden.

Die Aufnahmeprüfung für das Schuljahr 1963/64 erfolgte am 11. 3. 1963. Angemeldet hatten sich bis zum Tage der Aufnahmeprüfung 105 Prüflinge. 102 Prüflinge nahmen an der Aufnahmeprüfung teil. Aufgenommen wurden 66 Prüflinge. 28 Knaben und 38 Mädchen.

Es unterrichten zur Zeit an der Kreishandelsschule 4 hauptamtliche Lehrkräfte: 1 Handelsoberstudienrat, 2 Handelsstudienräte und 1 Handelsstudienassessor.

Der Religionsunterricht wird nebenamtlich von einem katholischen und einem evangelischen Geistlichen erteilt, der Turnunterricht von einem Studienrat und einer Volksschullehrerin.

III. Kultur- und Heimatpflege

1. Kreisbildstelle

Die Kreisbildstelle hat 1277 Filme und 713 Lichtbildserien in den Schulen und 21 Filme und 28 Lichtbildserien in der Jugendpflege eingesetzt. Es waren insgesamt 866 Stummfilme und 432 Tonfilme ausgeliehen. Es wurden einige Lehrer und Jugendleiter an den Tonfilmgeräten ausgebildet. So konnte in zwei Gemeinden je ein Tonbandgerät stationiert werden. Die Geräte werden von ausgebildeten Lehrern betreut und an die Schulen der Nachbargemeinden ausgeliehen. Landesbildstelle und Landkreis ermöglichten weitere Anschaffungen.

2. Kreisvolksbildungswerk

Das Kreisvolksbildungswerk hat auch im Winterhalbjahr 1963/64 seine Tätigkeit mit einem Konzertabend am 23. 9. 1963 in der Aula des Gymnasiums St. Wendel aufgenommen. Das Saarländische Kammerorchester unter Leitung von Prof. Karl Ristenpart brachte vor 434 Besuchern Werke von Johann Sebastian Bach zu Gehör. Diese Veranstaltung hat bereits einen festen Platz im Programm eingenommen und will in St. Wendel nicht mehr vermißt werden.

In den 19 örtlichen Volksbildungswerken wurden insgesamt 97 weitere Veranstaltungen durchgeführt und 8 039 Besucher gezählt. Im letzten Berichtsjahr wurden 18 Veranstaltungen weniger durchgeführt, trotzdem ist die Besucherzahl angestiegen, was beweist, daß auch in Zukunft die Kreisbevölkerung dieser Bildungseinrichtung großes Interesse entgegenbringt.

Mit 50 Vorträgen über Heimat-, Länder- und Völkerkunde wurde den Hörern die engere Heimat und darüber hinaus auch andere Reiseländer durch das gesprochene Wort, unterstützt mit ausgesuchten Farbdias, nähergebracht. Erstmals wurden im Programm 7 Filmveranstaltungen aufgenommen, die entsprechend der Besucherzahl auch im kommenden Programm weiter ausgebaut werden sollen.

Gestützt auf die Erfahrungen im letzten Programm wurde der Jugendsingkreis im Sängerkreis St. Wendel zu 3 Veranstaltungen verpflichtet, in denen die jungen Sängerinnen und Sänger ihre Aufgabe, die Besucher für das gute Lied zu interessieren und zum Mitsingen anzuregen, voll erfüllten. In den zwei Vorträgen über „Gemeinschaftsgeist gestaltet ein Dorf“ wurden die Bestrebungen der 555 Einwohner zählenden Gemeinde Leisel (Kreis Birkenfeld) zum Erwerb der Goldmedaille beim Bundeswettbewerb zur Dorfverschönerung aufgezeigt. Der Referent konnte dem interessierten Hörerkreis manche Anregung für die örtlichen Bemühungen auf diesem Gebiet vermitteln. In den übrigen Vorträgen wurden Themen aus Literatur, künstlerisches Laienschaffen usw. behandelt. Insgesamt hatten sich 20 Referenten zur Verfügung gestellt, die durch ihre ansprechende Art die Hörer begeisterten.

Die Durchführung des Programms erforderte im letzten Jahre insgesamt 23 669,40 DM Kosten, von denen durch den Kreis allein 15 467,60 DM getragen wurden.

3. Dorfverschönerung

Die seit Jahren auf Orts- und Kreisebene durchgeführten Wettbewerbe zur Dorfverschönerung, die seit 1961 alle zwei Jahre nun auch auf Landes- und Bundesebene unter dem Motto „Unser Dorf soll schöner werden“ durchgeführt werden, haben als gutes Ergebnis, daß neben vermehrten Blumen- und Pflanzenschmuck an und vor den Häusern auch durch die Gemeinden Projekte in Angriff genommen werden, die vornehmlich der Ortsverschönerung dienen und ohne Wettbewerb niemals in Angriff genommen worden wären; so die Neu- und Umgestaltung von Friedhöfen, die Schaffung und vor allem auch Unterhaltung von Grünflächen an öffentlichen Gebäuden, die Reinigung der Bachläufe, die Umpflanzung von Sportplätzen und anderes mehr.

An gärtnerischen Schmuckflächen wurden im Berichtsjahr die Grünflächen an den Schulen in Türkismühle, Freisen, Eisen, Roschberg und St. Wendel angelegt, ebenso am Amtsgebäude in Niederkirchen. Unter den von der Kreisbehörde überwachten gärtnerischen Anlagen an Schulen nehmen sich die an den Schulen in Balterweiler, Hirstein, Gudesweiler, Tholey, Roschberg, Primsstal, Theley, Eisen, Türkismühle, Gonneseweiler, Walhausen, Winterbach und Bosen als besonders gut gepflegt aus.

Am Wettbewerb 1963 auf Kreisebene beteiligten sich 12 Gemeinden, die durch eine Kommission wie folgt beurteilt wurden: Nonnweiler mit sehr gut, Gronig, Hasborn-Dautweiler, Namborn, Nohfelden, Oberkirchen und Winterbach mit gut, Balterweiler, Gudesweiler, Hirstein, Hoof und Saal mit ziemlich gut. Die Gemeinden erhielten Geldpreise von 600 DM, 450 DM und 300 DM mit der Auflage, dieses Geld für die Dorfverschönerung zu verwenden. Die Gemeinde Nonnweiler durfte am Wettbewerb auf Landesebene teilnehmen. Hier erreichte sie hinter Karlsbrunnen und Bliesmengen-Bolchen den dritten Platz.

4. Friedhofsgestaltung

Die schon seit Jahren währenden Bemühungen um gut gestaltete Friedhöfe sind mit Erfolg fortgesetzt worden. In der Bepflanzung und durch kleinere Baumaßnahmen ergänzt wurden die Friedhöfe in Scheuern, Überroth-Niederhofen, Remmesweiler, Oberkirchen, Nonnweiler, Sitzerath, Buweiler-Rathen, Tholey, Theley, Hasborn, Hofeld, Balterweiler und Eisen. Geplant und zum Teil ausgeführt wurden neue Friedhöfe in Niederkirchen, Hoof, Grügelborn, Gronig, Roschberg, Gehweiler, Asweiler und Selbach.

Friedhöfe, die in ihrem Gesamtaussehen der gewünschten Gestaltung am nächsten kommen, sind in Oberthal, Freisen, Leitersweiler, Winterbach, Remmesweiler und Türkismühle; ferner die neuen Friedhöfe in Gronig, Grügelborn, Roschberg und Gehweiler.

IV. Sozialamt

1. Sozialhilfe

Am 1. Juni 1962 ist das Bundessozialhilfegesetz in Kraft getreten. Damit ist eine neue Entwicklung auf dem sozialen Sektor eingeleitet worden. Grundsätzliche Neuerungen, Steigerung und Ausdehnung der Leistungen und Erweiterung des Aufgabenkreises — neben die Hilfe zum Lebensunterhalt tritt die Hilfe in besonderen Lebenslagen — kennzeichnen den neuen Weg. In organisatorischer Hinsicht ist eine klare Abgrenzung der Aufgaben des überörtlichen und des örtlichen Trägers der Sozialhilfe erfolgt. Jeder Aufgabenträger ist zugleich Kostenträger für seinen Zuständigkeitsbereich. Das bedeutet für den Landkreis als örtlicher Träger der Sozialhilfe, daß er ab 1. 1. 1963 mit dem Inkrafttreten des

saarländischen Ausführungsgesetzes zum Bundessozialhilfegesetz alleiniger Kostenträger der Sozialhilfe geworden ist, daß also die Gemeinden an den Kosten der Sozialhilfe nicht mehr beteiligt sind.
Die Ausgaben des örtlichen Trägers der Sozialhilfe im Rechnungsjahr 1963 betragen:

a) Hilfe zum Lebensunterhalt:	
Laufende Leistungen	529 724 DM
Einmalige Leistungen	111 737 DM
Leistungen in Anstalten	167 221 DM
b) Hilfe in besonderen Lebenslagen:	
Ausbildungshilfe	4 384 DM
Krankenhilfe einschl. vorbeugende Gesundheitshilfe	71 971 DM
Eingliederungshilfe für Behinderte	3 160 DM
Hilfe zur Pflege	117 629 DM
Hilfe zur Weiterführung des Haushalts	2 294 DM
Sonstige Hilfe	4 940 DM
Ausgaben insgesamt:	1 013 060 DM

Von diesen Ausgaben wurden erstattet:	
als Kostenbeiträge und -ersatz	12 114 DM
von Unterhaltspflichtigen	24 544 DM
von Sozialleistungsträgern	181 985 DM
andere Zahlungen	2 324 DM

Einnahmen zusammen: 220 967 DM

Die Netto-Ausgaben an Sozialhilfeleistungen betragen 792 093 DM. In diesem Betrag sind die Ausgaben für Kriegsfolgenhilfeempfänger, an denen Bund und Land beteiligt sind, enthalten.

2. Kriegsofferfürsorge

In der Kriegsofferfürsorge sind 119 230 DM verausgabt und 10 843 DM als Rückersätze vereinnahmt worden, so daß als Netto-Ausgaben 108 387 DM verbleiben. Die Ausgaben entfallen auf folgende Gruppen:

Erziehungsbeihilfe	52 217 DM
Ergänzende Hilfe zum Lebensunterhalt	41 499 DM
Erholungsfürsorge	15 094 DM
Sonstige Hilfe	10 420 DM

Ferner wurden genehmigt:

67 Anträge auf Kapitalabfindung im Gesamtbetrag von	438 179 DM
3 Produktivdarlehen über	9 500 DM
76 Beschaffungsdarlehen über	44 540 DM

Befreiung von der Rundfunk- und Fernsehgebühr haben 385 Personen erhalten. In drei Sitzungen hat der nach dem Kriegsgefangenenentschädigungsgesetz gebildete Feststellungsausschuß 43 Anträge auf Kriegsgefangenenentschädigung, Wohnraumbeschaffungsdarlehen und Existenzaufbaudarlehen begutachtet.

3. Unterhaltssicherung

Auf Grund des Gesetzes über die Sicherung des Unterhalts der zum Wehrdienst einberufenen Wehrpflichtigen und ihrer Angehörigen wurden 348 Anträge auf Gewährung von Leistungen gestellt. Hiervon konnten 299 Anträge genehmigt werden.

Die Ausgaben betragen für:

Allgemeine Leistungen	40 759 DM
Einzelleistung	56 031 DM
Sonderleistung	68 412 DM

zusammen: 165 202 DM

4. Sonstiges

Das Kreissozialamt hat bei der Durchführung von Erholungskuren für 200 Jungen und 177 Mädchen mitgewirkt.

Von den zu Beginn des Rechnungsjahres noch vorhandenen 18 Hebammen sind im Berichtsjahre drei in den Ruhestand getreten. Eine Hebamme hat sich neu niedergelassen.

Für 23 Krankenpflegestationen sind 16 000 DM als Zuschüsse bewilligt worden. Die Sozialhilfe für in Anstalten untergebrachte Personen, und zwar für Geistesranke, Geistesschwache, Epileptiker sowie für Blinde, Taubstumme bzw. Hörgeschädigte, ferner für Körperbehinderte ist mit der Einführung des Bundessozialhilfegesetzes auch kostenmäßig an den überörtlichen Träger der Sozialhilfe (Land) übergegangen. Das Sozialamt ist noch bei der Einleitung der Anstaltsunterbringung und zur Mithilfe bei dem Einzug der laufenden Kostenbeiträge beteiligt.

Die wirtschaftliche Betreuung der Tuberkulosekranken und ihrer Angehörigen sowie der Bedrohten und Gefährdeten erforderte einen Aufwand von 158 406 DM. Hiervon wurden 14 167 DM aus Rückeinnahmen (Erstattung durch Rentenversicherungsträger usw.) gedeckt.

Mit orthopädischen Schuhen, Körperersatzteilen (Prothesen), sonstigen orthopädischen Hilfsmitteln, Krankenfahrzeugen, Hörgeräten usw. wurden insgesamt 64 behinderte Personen versorgt. Darüber hinaus hat die Sozialhilfe in mehreren Fällen die Reparaturkosten getragen.

V. Jugendamt

1. Amtsvormundschaft

Die Zahl der Amtsvormundschaften betrug am Ende des Jahres 1963 insgesamt 724. Von den 67 Zugängen konnten in 34 Fällen die freiwillige Anerkennung der Väter und gleichzeitig die Verpflichtung zur Zahlung einer Geldrente beurkundet werden. In 10 Fällen mußte ein Unterhaltsprozeß angestrengt werden. Für andere Jugendämter wurde in 39 Fällen die Prozeßvertretung zur Feststellung der Vaterschaft übernommen. Zwangsvollstreckungen wurden gegen 41 säumige Schuldner, die freiwillig ihrer Unterhaltspflicht nicht nachkamen, durchgeführt. An Mündelgeld wurden 291 538,54 DM vereinnahmt und 293 772,13 DM verausgabt.

Ab 1. 5. 1963 wurde die zu zahlende Mindestunterhaltsrente für das uneheliche Kind auf monatlich 85,— DM erhöht.

2. Gemeindegewalt

Das Jugendamt übt mit Unterstützung der freien Wohlfahrtsorganisationen die Tätigkeit des Gemeindegewalt aus. Den Vormundschaftsgerichten konnten 42 Vorschläge zur Bestellung von Vormündern und 75 Vorschläge zur Bestellung von Pflegern unterbreitet werden.

An Amtspflegschaften wurden am Ende des Jahres insgesamt 27 geführt. Hiervon entfielen 4 auf Unterhaltspflegschaften, 14 auf Sorgerechtpflegschaften.

ten und 9 auf Pflögschaften zur Vertretung des Kindes im Ehelichkeitsanfechtungsprozeß. In vermögensrechtlichen Angelegenheiten erstattete das Jugendamt im Berichtsjahr 224 Gutachten an die Vormundschaftsgerichte. Zur Regelung der elterlichen Gewalt für minderjährige Kinder aus geschiedenen Ehen mußte zu 20 Anträgen Stellung genommen werden. Die Zahl der Anträge auf Volljährig- und Ehemündigkeitserklärungen ist im Berichtsjahr erheblich zurückgegangen und betrug 37.

3. Pflegekinder

Zu Ende des Jahres waren 31 Kinder in Familienpflege unter der Aufsicht des Jugendamtes untergebracht. Es waren 9 Zugänge und 3 Abgänge zu verzeichnen.

Es fehlt an geeigneten Pflegestellen für Kinder, die für eine Adoption nicht geeignet oder aus Gründen der außerhäuslichen Beschäftigung der Kindesmutter unterzubringen sind. Erfahrungsgemäß wünschen die meisten Pflegeeltern nur Kinder mit dem Ziel der späteren Adoption.

4. Hilfen für Mutter und Kind

Die Inanspruchnahme der Hilfen vor und nach der Geburt, insbesondere bei unehelichen Müttern, die meist beratend sind, zeigen eine steigende Tendenz. Oftmals treten familiäre Schwierigkeiten dadurch auf, daß Eltern bzw. Angehörige der Kindesmutter sich zur Aufnahme eines unehelichen Kindes nicht oder nur ungern bereit erklären.

Es ist oft recht schwierig, den Betreffenden deutlich zu machen, daß sie die erste Verpflichtung haben und ihnen daher Opfer und Einschränkung in der eigenen Lebensführung zuzumuten sind.

5. Erzieherische Einzelhilfen

Beratung in Fragen der Erziehung nehmen mehr und mehr zu, weil vielfach Eltern den Erziehungsschwierigkeiten ihrer Kinder im Entwicklungsalter ratlos gegenüberstehen. Vielfach nehmen Eltern oder Erziehungsberechtigte die Hilfe des Jugendamtes erst in Anspruch, wenn bereits eine Gefährdung des Minderjährigen vorliegt.

6. Erziehungsbeistandschaft

Die Erziehungsbeistandschaft entspricht im wesentlichen der früher bestanden Schutzaufsicht. Die neue Fassung geht von dem Grundgedanken aus, daß freiwilligen Hilfen gegenüber gerichtlich angeordneten Maßnahmen der Vorrang zu geben ist. Durch die hiermit verbundene engere Zusammenarbeit des Erziehungsbeistandes mit dem Personensorgeberechtigten ist anzunehmen, daß diese erzieherische Hilfe für Eltern und Minderjährige größere Wirksamkeit und Erfolg verspricht. Am Ende des Berichtsjahres bestanden 8 Erziehungsbeistandschaften.

7. Freiwillige Erziehungshilfe und Fürsorgeerziehung

Im Berichtsjahr wurden 9 Anträge auf Freiwillige Erziehungshilfe und 2 Anträge auf Fürsorgeerziehung gestellt. Am Ende des Jahres standen 17 Minderjährige in Freiwilliger Erziehungshilfe und 8 Minderjährige in Fürsorgeerziehung.

8. Jugendgerichtshilfe

Im Jahre 1963 sind insgesamt 87 Minderjährige im hiesigen Bezirk durch Straftaten in Erscheinung getreten. Den überwiegenden Anteil an den Gesamtstraffälligen bilden mit 52 Fällen die Heranwachsenden gegenüber 35 Jugendlichen. In der Gesamtzahl sind 4 weibliche Heranwachsende und 3 weibliche

Jugendliche enthalten. Von den insgesamt 87 Straffälligen sind 18 Minderjährige durch Verstöße gegen die Straßenverkehrsordnung mit dem Gesetz in Konflikt geraten, was knapp $\frac{1}{5}$ aller Straftaten ausmacht.

Im Vergleich zum Vorjahre ist zu sagen, daß sich in der Gesamtzahl der Straffälligen ein leichter Rückgang beobachten läßt; dies ist vor allem auf das Zurückgehen der Straftaten auf dem Verkehrssektor zurückzuführen. Waren es im Jahre 1962 noch 42 Fälle, so sind es im Jahre 1963 nur noch 18 Fälle.

Dagegen ist zu beobachten, daß die kriminellen Entgleisungen leicht ansteigende Tendenz aufweisen, insbesondere ist erschreckend eine hohe Zahl von Eigentumsdelikten, die ihren Schwerpunkt im einfachen Diebstahl haben, wobei aber auch Einbruchsdiebstähle gehäuft aufgetreten sind, auch 2 Fälle von Raub vorkamen.

9. Einrichtungen der Jugendhilfe

An Einrichtungen der Jugendhilfe sind im Kreis vorhanden:

	verfügbare Plätze für Minderjährige:
1 Säuglingsheim	24
1 Heim für vor- und volksschulpflichtige Kinder	276
26 Kindergärten	2 181
1 Jugendwohnheim	32

10. Jugendschutz und Jugendpflege

Durch Verteilung von Flugblättern wurde die Jugend über die Jugendschutzbestimmungen aufgeklärt.

In Zusammenarbeit mit der Polizei wurden Jugendschutzkontrollen durchgeführt.

Zur allgemeinen Förderung der Jugendpflege bewilligte der Kreis den als jugendpflegetreibend anerkannten Vereinen und Verbänden einen Gesamtbetrag von 12 000,— DM; für die Förderung des Jugendherbergwesens wurden 850,— DM aufgebracht. An Zuschüssen für Kindergärten und Kinderspielplätze wurden 5 000,— DM verausgabt. Außerdem wurden für das Kriegsgräberjugendlager insgesamt 1 400,— DM gezahlt.

VI. Kreisbauamt

Die Tätigkeit des Kreisbauamtes in Zahlen:

1. Allgemeine technische Verwaltung

Schätzungswesen:

129 Grundstücksbewertungen für die Kreissparkasse, Gemeinden, Kapitalabfindungen und Finanzämter

7 Allgemeine Gutachten aufgestellt.

Bearbeitung von Darlehnsanträgen:

377 Anträge für Wiederaufbau, Restfinanzierung, Aufstockungen und Umbauten zur Wohnraumbeschaffung

35 Anträge (WRD-Anträge, Wohnraumbeschaffungsdarlehen für Spätheimkehrer)

8 LAG-Anträge, Gutachten für das Ausgleichsamt.

Gutachterausschuß:

1560 not. Verträge sind eingegangen.

10 Bewertungsgutachten aufgestellt.

Prüfung von Rechnungen für die Gemeinden:

3255 Rechnungen über Bauarbeiten für die Gemeinden wurden überprüft.

2. Aufstellung von Entwürfen, Durchführung und Abrechnung kommunaler Baumaßnahmen

Planung:

Erstellung von Bebauungsplänen, deren Entwurf fertig war	5 Stück
Aufstellen von Bebauungsplänen einschließlich Vorentwürfen	17 Stück
Aufstellen von Vorentwürfen	1 Stück
Änderung von Bebauungsplänen	1 Stück
Aufstellung von Flächennutzungsplänen	10 Stück
Stellungnahmen zu Bauanträgen, Teilungs- und Bodenverkehrsgenehmigungen	170 Stück
Einweisungen	128 Stück
Hochbau	946 500,— DM
Straßen- und Kanalbau, Sportplätze	1 028 249,— DM
Wasserversorgung, Landeskultur, Brückenbau	2 605 300,— DM

VII. Landwirtschaft

1. Nutztviehhaltung

Allgemeines

Der Schwerpunkt der Einnahmen der Landwirtschaft lag bei 3 Betriebszweigen: Milchwirtschaft, Schweinehaltung und Rindviehhaltung.

Rindviehhaltung

1963 wurden in 1 057 Betrieben 14 681 Stück Rindvieh gehalten. Die Zahl der Kühe zur Milchgewinnung ist von 5 504 auf 6 093 gestiegen und die zur Milchgewinnung und Arbeit von 2 196 auf 1 280 gefallen. Die starke Verringerung der zur Arbeit und Milchgewinnung gehaltenen Kühe bestätigt die Einschränkung der Rindviehhaltung in den Klein- und Kleinstbetrieben, wogegen in den größeren Betrieben die Milchviehhaltung aufgestockt wurde. Dem Landesverband der Rindviehzüchter waren 107 Landwirte mit 688 Tieren angeschlossen. Sie versteigerten an den Auktionen in Lebach 24 Bullen und 23 Kalbinnen mit einem Gesamtpreis von 102 450,— DM.

Milcherzeugung

Im Berichtsjahr ist der Durchschnittsertrag pro Kuh im Monat von 333 Ltr. auf 342 Ltr. gestiegen. Die 7 700 Milchkühe gaben 31 639 349 Ltr. Milch; davon kamen 21 768 431 Ltr. (68,8%) an die Molkereien zur Ablieferung. 2 744 413 Ltr. (8,7%) wurden verfüttert, und im Haushalt der Kuhhalter wurden 7 126 505 Ltr. (22,5%) verbraucht. Die 1 295 Kreisabschlüsse (Milchkontrollverband) zeigten eine Durchschnittsleistung von 4 152 kg Milch, 163 kg Fett bei 3,93% Fett.

Schweinezucht

In 2 531 Betrieben wurden 12 208 Schweine gehalten. Die 12 Mitglieder des Landesverbandes der Schweinezüchter setzten in Lebach 45 Eber und 73 Jungsau ab.

Pferdehalter

Die Verringerung des Pferdebestandes hielt weiterhin an. In 421 Betrieben standen 560 Pferde; 1960 waren es 481 Betriebe und 638 Pferde.

Schafe

Die Zahl der Schafe ist von 1 046 auf 1 315, und die Zahl der Halter von 80 auf 81 gestiegen. Eine größere Verschiebung fand in den letzten Jahren nicht statt.

Ziegenhaltung

Die Ziegenhaltung erfuhr weiter eine Einschränkung. Die Zahl der Halter hat sich von 483 auf 328 und die Zahl der Tiere von 625 auf 417 (33%) verringert. Vor 10 Jahren — 1953 — standen im Kreisgebiet 6 922 Ziegen.

Federvieh

Eine große Verschiebung fand in den letzten Jahren nicht statt. Der Kreisverband der Rassegeflügelzüchter führte am 9. und 10. November in Remmesweiler mit 500 Tieren die Verbandsausstellung durch.

Kaninchen

In den letzten Jahren ist hier eine Aufwärtsentwicklung zu beobachten. 1960 waren es 9 882 und 1963 12 981 Tiere. Die Kreisverbandsausstellung wurde mit 500 Tieren in 30 Rassen in Bliesen durchgeführt.

Landestierschau

Anlässlich der Landestierschau erhielten die Rindvieh- und Schweinezüchter des Kreises mehrere Ia-, Ib-, Ic- und Iia-Preise sowie die Goldmedaille und Bronzemedaille des Bundeslandwirtschaftsministeriums und die Silbermedaille der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Schweinezüchter.

Statistik

Der Viehbestand entwickelte sich in den letzten 3 Jahren wie folgt:

Tierart	Anzahl 1961	Anzahl 1962	Anzahl 1963
Pferde	726	638	555
Rindvieh	14 836	14 844	14 681
Schweine	12 830	12 571	12 208
Ziegen	856	653	439
Schafe	1 049	1 046	1 315
Hühner	104 510	107 467	105 715
Gänse	603	521	362
Enten	1 550	979	815
Truthühner	431	417	429
Bienenvölker	2 538	2 910	2 957
Kaninchen	11 506	12 455	12 981

Allgemeines

2. Bodennutzung

Da die Bodennutzungserhebung auf repräsentativer Grundlage durchgeführt wurde, fielen keine Gemeinde- und Kreisergebnisse an. Die Brotgetreidefläche nimmt laufend zu, wogegen der Hackfruchtanbau abnimmt. Die Ernteerträge lagen bei Rohfutter und Stroh über dem Durchschnitt, waren aber infolge der feuchten Witterung in ihrer Qualität gemindert. Beim Getreide wurden gewaltige Qualitätseinbußen durch Feuchtigkeit und Auswuchs festgestellt, teilweise konnte nur die Verwertung im eigenen Betrieb erfolgen. Sehr gut im Ertrag war die Kartoffelernte. Sie brachte überdurchschnittliche ha-Erträge.

3. Strukturverbesserung

Mit Ablauf des Jahres 1963 waren in 36 Gemeinden Umlegungs- bzw. Zusammenlegungsverfahren durchgeführt oder anhängig. 34 Aussiedlungen waren fertiggestellt, 6 im Bau und 25 in der Planung.

Allgemeines

4. Förderungsmaßnahmen des Kreises

Die Kreisverwaltung förderte die Landwirtschaft wie in den vergangenen Jahren. Zusätzlich kam eine Beihilfeaktion zum Ankauf von Getreidesaatgut zur Durchführung.

Rindviehzucht

Beihilfen erhielten Landwirte und Gemeinden zum Ankauf von weiblichen Tieren der Leistungsklasse I und II und bei Bullen der Zuchtwertklasse I bis IIIa herdbuchfähig. Außerdem wurden Beihilfen gewährt für die Leistungskontrolle, die Landestierschau und Klauenpflege bei den Vatertieren, und bei der Hauptkörnung erhielten die Vatertierhalter Prämien.

Schweinezucht

Neben der Gewährung von Ankaufsbeihilfen für Zuchteber wurde dem Landesverband eine Beihilfe für die Durchführung der Mastleistungskontrolle überwiesen.

Kleintierzucht

Die Kleintierzuchtverbände (Kreisverband der Rassegeflügel- und Rassekaninchenzüchter) erhielten erhebliche Beihilfen.

Beihilfen zum Ankauf von Getreidesaatgut

Infolge der hohen Niederschläge war das geerntete Getreidegut als Saatgut fast nicht verwertbar. Ein Betrag in Höhe von 30 000,— DM wurde zum Ankauf von Getreidesaatgut bereitgestellt.

Gasölbetriebsbeihilfe

Im Berichtsjahr kamen 1 040 Anträge zur Bearbeitung. Der Verbrauch an Gasöl betrug 1 068 159 Ltr. und 336 470,08 DM die Beihilfe.

Die Aufwendungen gingen zu Lasten des Bundes.

Lehrfahrt mit Geflügelhaltern

Die Lehrfahrt mit ca. 130 Geflügelhaltern am 15. und 18. August führte in die Kreise Trier, Wittlich und Saarburg.

5. Förderungsmaßnahmen des Bundes und des Landes

Die Hilfe des Grünen Planes wurde in ca. 50 Einzelmaßnahmen in Anspruch genommen. Wenn der Landwirt keine Einzelmaßnahme in Anspruch nahm, so waren es doch ca. 100,— DM/ha (ca. 20,— DM/ha Gasölbetriebsbeihilfe; ca. 60,— DM Gütezuschlag bei Milch; 20,— DM/ha Düngersubventionen), die er unmittelbar als Beihilfe erhalten hat. Die Förderungsmaßnahmen, die die rationellere Gestaltung der Landwirtschaft beeinflussen, sind nachstehend aufgeführt:

Bau von Grünfuttersilos, Unterdachtrocknungs- und Gülleanlagen; überbetriebliche Maschinenverwendung; Warmwasserversorgungs- und zentrale Heizungsanlagen in bäuerlichen Wohnhäusern; Bau von Kartoffelvorkeimhäusern; Bau und Ausbau für Lagereinrichtungen für Pflanzkartoffeln in Erzeugerbetrieben; Qualitätskontrolle für Obst, Gemüse und Kartoffeln; Anschaffung von Kühl- und Melkeinrichtungen sowie fahrbare Rahm- und Milchanlagen; Beihilfe zum Bau von Hühnerställen; Kartoffelkonservierung; forstliche Vorhaben; Zinsverbilligung von Darlehen zur Förderung vordringlicher agrar- und ernährungswirtschaftlicher Maßnahmen und Zinsverbilligung für Konsolidierungsdarlehen.

6. Obst- und Gartenbau

Die wenigen Erwerbs- und Nebenerwerbsobstanlagen des Kreises haben insgesamt 2 650 Ztr. Kern-, Stein- und Beerenobst über den Markt als Frischobst verkauft. Der Obstbau wird im Kreis nach wie vor auf weite Strecken hin nur zur Selbstversorgung mit Obst- und Obstprodukten betrieben.

In den Obstverwertungseinrichtungen wurden verarbeitet:

13 662 Ztr. Obst zu 398 658 Ltr. Süßmost

9 254 Ztr. Obst zu 240 456 Ltr. Viez (Obstwein)

5 310 Ztr. Obst zu 21 246 Ltr. trinkbaren Alkohol

Das sind pro Kopf der Bevölkerung rund 4 Ltr. Süßmost, 2,5 Ltr. Viez und 0,25 Ltr. Obstbranntwein.

Die Beratung der vereinsmäßig betriebenen Süßmostereien unter Hinzuziehung namhafter Sachverständiger hat das Ziel der Leistungssteigerung und Kostensenkung. In Oberkirchen fand am 5. und 6. September 1963 ein Süßmosterkursus mit 35 Teilnehmern statt. Leiter dieses Kurses war der techn. Leiter

der staatlich anerkannten Lehr- und Versuchsstation für gärungslose Früchteverwertung in Obererlenbach bei Frankfurt/Main.

Die Branntweimbrennereien hatten durch den Wegfall der Steuerfreigrenze für Brenner eigenen Wachstums einen starken Rückgang.

Die Gemüseernte war gut. Es zeigte sich ein vermehrter Anbau von Schwarzwurzeln, Mangold, Chicorée und Löwenzahn.

In den 56 Obst- und Gartenbauvereinen wurden 124 Vereinsversammlungen mit Fachvorträgen durchgeführt, die von 5 verschiedenen Referenten gehalten wurden. Bei 56 Gartenbegehungen und bei Lehrfahrten wurden fachliche Unterweisungen gegeben. An einer Fahrt zur Internationalen Gartenschau nach Hamburg nahmen 98 Personen teil.

Die Gartenbauvereine in Hoof, Dörrenbach, Namborn, Oberlinxweiler und Gronig gestalteten die Erntedankfeiern.

7. Schule für Freizeitgärtner

Die im Winterhalbjahr 1961/62 ins Leben gerufene Schule für Freizeitgärtner und der im Gelände der Landwirtschaftsschule errichtete Lehr- und Beispielgarten sind zu Einrichtungen geworden, die einem vorhandenen Bedürfnis entsprechen. Das ist nicht nur an dem guten Besuch der bisher durchgeführten Lehrgänge abzulesen, sondern auch an dem Interesse, das der Lehrgarten für Gartenbesitzer von inner- und außerhalb des Kreises gefunden hat.

In den letzten beiden Jahren waren rund 2 800 Besucher hier, darunter drei größere Interessentengruppen aus Lothringen und Luxemburg.

Die Art der Durchführung der Lehrgänge an der in ihrer Art ersten Schule in der Bundesrepublik, sowie der auf die Interessen der Gartenbesitzer abgestimmte Garten mögen zu dem erfreulichen Erfolg beigetragen haben. Den Besuchern der Lehrgänge werden die theoretischen und praktischen Unterweisungen von ausgesuchten Referenten erteilt. Der vorgetragene Stoff wird jedem Lehrgangsteilnehmer schriftlich mit nach Hause gegeben. Der Lehr- und Beispielgarten ist in seiner Gestaltung Lehrmittel und besitzt Zier- und Nutzpflanzen vieler Art, dazu auch alle technischen Einrichtungen, die einen Gartenbesitzer interessieren. Ein Muster-Hühner- und Muster-Kaninchenstall, die mit Rassetieren besetzt sind, dienen als Lehrmittel für den Kleintier-Liebhaber.

Tausende von Gartenbesitzern im Kreis und darüber hinaus, deren Vorfahren in der Regel Feierabendbauern waren, sind mit ihren Frauen mehr oder weniger Feierabendgärtner oder mit anderen Worten „Freizeitgärtner“ geworden, die im Garten mehr als nur eine Produktionsstätte sehen. Ihnen ist die Tätigkeit im Garten zum vertrauten Umgang mit Boden, Pflanzen und Blumen geworden, und darüber hinaus eine Körper und Geist belebende und in vielen Fällen auch noch gewinnbringende Beschäftigung. Die allermeisten von ihnen haben das Bedürfnis, in gärtnerischen Dingen unterwiesen zu werden. All das wird dazu beitragen, daß Schule und Garten ihre Anziehungskraft behalten werden.

8. Bienenzucht

Der Kreisverband der Imker zählt 496 Mitglieder, die 2 824 Bienenvölker betreuen. Die Mitglieder sind in 29 Kameradschaften zusammengeschlossen. 23 dieser Kameradschaften haben sich zu einem Züchterringszusammengetan und beachtliche Leistungen gezeigt.

Seit 1958 leidet auch die Bienenzucht im Kreis St. Wendel unter seuchenartigen Krankheiten, die sich immer weiter verbreiten und viele Völker zum Erliegen bringen.

VIII. Gemeindewaldungen

1. Holzeinschlag und Verwertung

Ergebnis des Wirtschaftsjahres vom 1. 10. 1962 bis 30. 9. 1963:

	St. Wendel	Türkismühle
im Forstamtsbezirk		
Gesamtfläche des Gemeindewaldes	3 408 ha	1 154 ha
Derbholz	14 052 fm	4 007 fm
Reiserholz	135 fm	215 fm
Bruttoerlös insgesamt	520 767 DM	—
Bruttoerlös je fm	37 DM	—
erntekostenfreier Erlös	—	123 929 DM
erntekostenfreier Erlös je fm	—	30,45 DM

2. Kulturarbeiten

Im Forstamtsbezirk St. Wendel wurden 18 ha neu aufgeforstet, auf 8 ha älteren Kulturen Nachverbesserungen vorgenommen und 14 ha ertragloser Niederwald in Hochwald umgewandelt. 205 ha Kulturen und Dickungen wurden gepflegt und gereinigt. Die Kosten aller Kulturarbeiten belaufen sich auf 82 193 DM. Im Forstamtsbezirk Türkismühle sind 31,7 ha mit 131 620 Pflanzen aufgeforstet worden. Die Pflegemaßnahmen erstreckten sich auf eine Kulturfläche von 80 ha. Der Gesamtaufwand betrug 46 000 DM. Für Niederwaldumwandlungen erhielten die Gemeinden Zuschüsse aus dem „Grünen Plan“. Andere Kulturmaßnahmen bezuschußte das Land.

3. Wegebauten

Mit einem Kostenaufwand von 69 795 DM wurden im Forstamtsbezirk St. Wendel 8 315 lfdm Waldwege neu gebaut oder befestigt und 875 lfdm ausgebessert und unterhalten. Die Gemeinden im Forstamtsbezirk Türkismühle konnten für Wegeneubauten keine Mittel bereitstellen. Die Wegeausbesserungsarbeiten kosteten 4 700 DM.

4. Forstschutz

Es sind keine nennenswerten Forstschäden oder Forstschädlinge aufgetreten. Durch leichtsinniges Abbrennen von Wiesen entstanden drei Waldbrände.

IX. Kreissparkasse

Die Kreissparkasse bezeichnet das Geschäftsjahr 1963 als sehr zufriedenstellend.

Die Gesamteinlagen erhöhten sich um 11,2 Millionen DM = 17,2%, während sich die Ausleihungen, insbesondere die langfristigen Bau-, Kommunal- und Investitionsdarlehen, um 14,3 Millionen DM = 20,7% verstärkten. Das Aktivgeschäft hat sich somit stärker als das Einlagegeschäft nach oben bewegt und sich gegenüber dem Vorjahre wesentlich erhöht. Die Bilanzsumme liegt nunmehr bei 123 Millionen DM und stieg gegenüber dem Vorjahre um 18% an.

Der Spareinlagenzugang lag mit 7,7 Millionen DM = 16,1% betragsmäßig über dem des Vorjahres, erreichte jedoch nicht die Wachstumsrate der Jahre 1962 mit 18,4% und 1961 mit 23,3%. Der Zugang liegt zwar etwas über dem Durchschnitt der saarländischen Sparkassen, bleibt jedoch hinter dem Durchschnittszugang der übrigen bundesdeutschen Sparkassen zurück. Der Spareinlagenzugang erfolgte — wie im Vorjahre — ausschließlich auf die Konten der privaten Sparer. 4 500 neue Sparkunden sowie die Steigerung der Einzahlungsposten um etwa 15% sprechen dafür. Das Ergebnis des Weltspartages war außerordentlich hoch. Diese Feststellungen zeigen einen gesunden Sparwillen der Kreisbevölkerung. Das Durchschnittsguthaben eines Sparkontos beträgt 1 424,— DM

(Vorjahr 1 344,— DM); auf die Einwohnerzahl des Kreises umgerechnet 609,— DM (Vorjahr 542,— DM). Die Zahl der Prämiensparer ist auf 18 200 angewachsen. Fast 700 000 Sparmarken im Werte von 1,4 Millionen DM wurden gekauft, mehr als 14 000 Gewinne von zusammen über 160 000,— DM ausgezahlt.

Im prämiengebünstigten Vertragssparen stiegen die Spareinlagen von rd. 3 000 Sparern auf 5 Millionen DM an.

Das Schulsparen an 79 Schulen mit mehr als 11 000 Schülern erbrachte rd. 62 000,— DM in Kleinstbeträgen (5,70 DM pro Schüler).

Die Sicht- und befristeten Einlagen hatten einen Zugang von 3,5 Millionen DM = 20,2% und überstiegen erstmals die 20-Millionen-Grenze.

Der Kontokorrentumsatz betrug bei 8 700 Konten rund 330 Millionen DM. Für den unbaren Zahlungsverkehr wurden 1 400 neue Kunden gewonnen.

8 800 Kreisbewohner erhielten rd. 42 Millionen DM an Darlehen und Krediten. Hierunter befinden sich 14,2 Millionen DM langfristige Darlehen für den Wohnungsbau. Für fast 500 Bauinteressenten wurden zinsverbilligte Darlehen in einer Gesamtsumme von 5 Millionen DM vermittelt.

An die mittelständische Wirtschaft sowie die Landwirtschaft konnten zusätzliche, zum Teil sehr zinsgünstige mittel- und langfristige Darlehen von mehr als 5 Millionen DM zur Auszahlung gebracht werden.

Die Nachfrage nach Kommunaldarlehen war besonders stark. Den Gemeinden wurden 6 Millionen DM — zum Teil sehr langfristig — zur Verfügung gestellt.

Die Kontokorrentkredite haben sich von 6 Millionen DM auf 7 Millionen DM erhöht; an Kleinkrediten und Anschaffungsdarlehen sind 3,5 Millionen DM ausgezahlt worden, während die bereitgestellten Teilzahlungskredite nicht ganz 1 Million erreichten.

Die Gesamtausleihungen (ohne Wechsel- und Treuhandkredite) betrugen zum Jahresende 83,3 Millionen DM; sie stiegen um 14,3 Millionen DM = 20,7% gegenüber 1962 an. Insgesamt 12 100 Kreisbewohner waren zum Jahresende Kredit- und Darlehnsnehmer; somit hat fast jeder siebte Kreisbewohner die Kreissparkasse in Anspruch genommen.

Das Dienstleistungsgeschäft stellte erneut hohe Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Sparkasse. Die Buchungsposten lagen bei etwa 2,3 Millionen, so daß pro Arbeitstag fast 9 000 Buchungen vorgenommen werden mußten. Der Gesamtumsatz auf einer Hauptbuchseite erreichte erstmals die Milliardengrenze. Insgesamt vergütete die Sparkasse im Jahre 1963 über 2 Millionen DM an Zinsen.

Sowohl im Wertpapiergeschäft als auch in der Anlageberatung haben die Sparkassenkunden die Dienste der Sparkasse weiterhin — stärker als früher — in Anspruch genommen.

Eine weitere Zweigstelle wurde in Kastel eingerichtet. Die Sparkasse hat nunmehr 30 Zweigstellen.

X. Finanz- und Steuerwesen

Die Finanzlage des Kreises hat im Haushaltsjahr 1963 eine wesentliche Änderung erfahren. Nach dem Landesausführungsgesetz zum Bundessozialhilfegesetz tragen ab 1. 1. 1963 die Landkreise den vollen Sozialhilfearaufwand des örtlichen Trägers, während das Land den vollen Aufwand für das Aufgabengebiet des überörtlichen Trägers übernimmt. Die Gemeinden, die bisher an den Aufwendungen des Kreises für die Fürsorge in der Regel mit 50 v. H. beteiligt

waren, sind zukünftig von diesen Lasten befreit. Der Mehraufwand des Kreises gegenüber der früheren Kostenregelung lag im Jahre 1963 bei einer Summe, die mehr als 2 v.H. der Kreisumlage entspricht. Bei dieser Mehrbelastung mußte die Kreisumlage, wollte man auf andere notwendige Aufgaben nicht verzichten, von 5 auf 7 v.H. erhöht werden. Im Laufe des Rechnungsjahres kam es zum Abschluß eines Vertrages mit der Vereinigten Saar-Elektrizität-AG, der dem Kreis eine jährliche Abgabe zusichert. Eine größere einmalige Zahlung für die Zeit vom 6. 7. 1959 bis 31. 12. 1962 ermöglichte es, den Gemeinden, ohne daß eine Verpflichtung bestand, aus dieser Nachzahlung einen Teilbetrag zu überlassen und Rücklagen für den Neubau der Mittelschule in St. Wendel anzulegen. Eine Zuweisung der Kreissparkasse von 300 000 DM ist ebenfalls für die Mittelschule zurückgelegt worden.

Das Haushaltsvolumen für 1963 einschließlich eines Nachtrages betrug in Einnahme und Ausgabe

im ordentlichen Haushalt	5 340 345 DM
im außerordentlichen Haushalt	560 000 DM

Das Rechnungsjahr 1963 konnte mit einem Überschuß abgeschlossen werden, der im Rechnungsjahr 1965 verwendet werden soll.

Die Vermögensrechnung bucht eine Vermögensmehrung von rd. 800 000 DM. Es sind im wesentlichen die Zuführungen zu den Rücklagen. Am 31. 12. 1963 standen zu Buch:

Gesamtvermögen	7 797 326,65 DM
Gesamtschulden	42 126,66 DM

An Steuern und steuerähnlichen Einnahmen wurden gebucht:

Schlüsselzuweisungen	1 024 092,— DM
Grunderwerbssteuer	244 963,79 DM
Jagdsteuer	10 834,29 DM
Kreisumlage	835 760,— DM

1965

2,50